



Der Sohn der Berge

*Aufgenommen mit Zeiß Ikon-
Kamera 1 : 12,5 $\frac{1}{10}$ Sek.
phot. Gertrud Braune*

Chor der Bergsteiger

K. W. Streit

Aus dem Lärm der Maschinen,
aus den Dünsten der Stadt,
aus dem Wirrwarr der Schienen,
der nie eine Ruhe hat,
aus dem Geblöke der Hupen,
aus Gier und Geifer und Haß,
aus dem stickenden Atem der Stuben
zieht uns der Sonnenglast. —
Des Himmels blaue Lasuren
halten im Morgenhauch.
Unsre Nagelschuhe spuren.
Wir blühen mit Blüte und Strauch. —
Entronnen dem Bann der Bücher,
dem Trug des gedruckten Worts,
wehen uns grüne Tücher
des Lärchenwalds allerorts.
Quelljunge Luft in den Lungen,
springen wir spielend empor.
Schon sind die Hänge bezwungen
und der drohende Fels tritt hervor. —
Seine trotzigen Wände gleißen

hinaus in den frühen Tag,
In trümmersplitternden Reissen
schießt schmetternder Steine Schlag. —
Uns schreckt nicht der Berge Wesen.
Es wehrt, wer sich wehren soll.
Wir wollen im Kampfe genesen,
uns steigern selbst Zoll um Zoll.
Den Leib in Klitzen und Spalten
so wagen wir Griff und Tritt.
Wir wissen, die wilden Gewalten
umzucken den Aufstieg mit.
Aus tiefgefeiltem Kalke
stößt Sturm mit eisigem Stoß.
Wie führend flügelt ein Falke
auf die wehenden Wolken los.
Wir fürchten den Sturz nicht, die Steile,
und nimmer des Ursteins Getück,
nicht, daß uns der Bergtod ereile,
einem jeden wächst sein Geschick. —
Wir kämpfen auf schweren Pfaden
bewußt und voll Leidenschaft.

Wir traum auf den Kameraden
und auf die eigene Kraft.
Zwei sind wir nicht und dreie,
die irgend ein Wahn befängt,
wir sind eine stattliche Reibe,
die von Tälern und Mauern zerengt,
in einsam ragenden Höhen,
bei zorniger Zinnenknauf,
Freiheit und Glück ersehen . . .

Hinüber! Hinan und Hinauf!
Noch winkelt die jache Flanke,
dann strahlt in der Wetter Tanz
wie ein reiner hoher Gedanke
der Gipfel in Licht und Glanz.
Wir zwingen die letzte Wächte,
jetzt stößt es uns taumelnd empor
und des Berges Macht der Mächte
braust uns: Erzelstör! --

Umstellung

Willy Ehrlich

Ich stelle mich um, der Betrieb stellt sich um von Sommer auf Winter, der Rucksack stellt sich um, oder wird umgestellt. Wie modern und wichtig das klingt. . . . Am letzten Skifonntag, der immer so unverhofft und nur für die ganz Wütigen kommt, hatte ich einen Rucksack zu tragen, der in keinem Verhältnis zur Schneedecke stand, so unförmlich groß und schwer, und trotzdem fehlten noch allerhand Notwendigkeiten, die ich gerade am ersten Skitage haben mußte.

Endlich dieser Winter! Die Brettel waren ja noch vom vergangenen Jahre und vom letzten Skifonntag her in Ordnung. Aber der Rucksack! Hier konnte nur eine durchgreifende, oder viel besser gesagt, nur tief hineingreifende Umstellung den Übelstand aufdecken. Irgendwo und irgendwie war etwas nicht ganz in Ordnung.

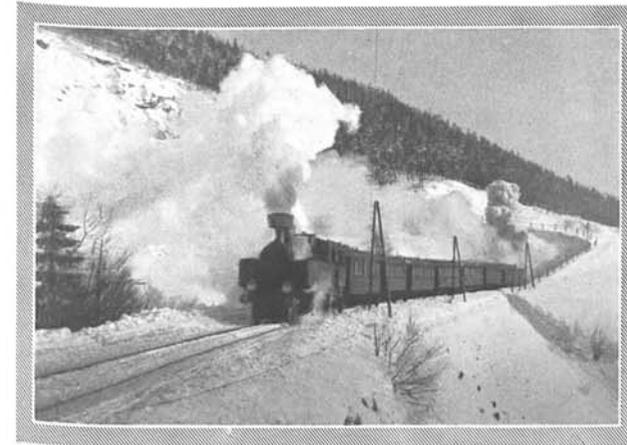
Eines Tages hole ich ihn mir vor und beginne systematisch zu sortieren.

Linke Außentasche: 1 Paar Kletterlatschen, zu schade, um in Hütten und nassen Stuben zu verderben, werden für Beginn der Wuchterzeit nach einem hoffentlich fröhlichen Winter beiseite gelegt. Der Bindfaden bleibt drinnen.

Rechte Außentasche: Badehose! Bleibt drin!

Wenn ich diese herausnehme, finde ich sie doch im Sommer 1932, wenns mal ganz eilig ist, bestimmt nicht so schnell wie es dann notwendig sein wird. Und vielleicht kann man sie auch einmal im Winter gebrauchen. — Der Beutel mit den Verschönerungsgeräten, wie Rasierapparat, ein Stück Kamm, ein Stück Seife, die fest am Beutel klebt usw., wird nur frisch gepackt und für den Winter zurechtgelegt. Ganz unten findet sich ein schmutziges zusammengeballtes Etwas. Beim Entfalten kommt ein Rest Handtuch und Reste von Birnen zum Vorschein. Und fast an der Tasche anhaftend ein Stück Wachs vom vergangenen Winter. Mit Macht und zusammengezogenen Augenbrauen löse ich es vom Rucksackleinen. Dabei stelle ich fest, daß es ein ganz ausgezeichnetes Gleitwachs gewesen sein muß, denn meine Finger waren reichlich schmierig geworden. Die Stelle des Leinens, wo dieses Wachs einen fröhlichen Sommer verträumte, ist jetzt bestimmt wasserdicht.

Mitteltasche: Ein Paar — Huch nein — Socken. Wieder hinein. Und da — ich erschrecke nicht schlecht — der Karabiner von Karl. Wie oft haben wir beide in unseren Rucksäcken dieses nützliche Instrument ge-



Mit Volldampf
ins Skiparadies!
phot. Lothar Wetzel

sucht, ohne es zu finden. In die Mitteltasche hineinzuschauen, daran habe ich nie gedacht. Den Karabiner haben wir schon auf die Verlustliste gesetzt. Wie bringe ich es dem Karl bei, daß er wieder da ist? Karl ist nämlich in solchen Sachen eine reichlich schwere Kost. Die Vorträge, die er mir halten wird ob meines Verhaltens in der Karabinerfrage, werden wieder Jahre dauern. Vielleicht wird er sich damit einen Titel erringen! — Aber, wenn mal schöner, stiebender Pulverschnee ist und die Sonne scheint und dem Karl ist vor einem blitzsauberen Skimädel ein zackiger Christl gelungen, daß sie huldvoll einige freundliche Worte an ihn richtet, dann werde ich ihm gestehen: „Lieber Karl, der Karabiner ist wieder da! Ich habe ihn immer bei mir gehabt!“ — Alle mühevollen Arbeit des Umseilens und aller Ärger mit zu langen oder zu kurzen Seilsschlingen wäre nicht nötig gewesen, wenn ich — ja ich — Der Karabiner wird mit aller Entschlossenheit wieder in die Mitteltasche hineinverfrachtet, ganz tief! Der muß zur ersten Kletterfahrt da sein. Und im neuen Taschenkalender habe ich bei jedem Sonntag nach Ostern

vermerkt, „K. i. M.“, das heißt, Karabiner in Mitteltasche. Nun wolle das Schicksal verhüten, daß ich die Deutung der Buchstaben vergesse oder das Buch verliere oder den Karabiner trotz allem nicht finde. Und den bewußten Schneefonntag muß ich mir auch erbitten.

Nun das Innere des Rucksackes. Aber dazu brauche ich viel Platz. Stühle und Tisch werden beiseite gerückt. Ich fasse den Rucksack an beiden Schnallen an und stürze ihn um. Ein Freudegeheul meiner Kleinen! Nichts Eva!

Das ist etwas für sie! So tausenderlei Dinge ohne jeden Zusammenhang, ohne Ordnung! Und dabei so viele Neuigkeiten. Welcher dreijährige Knirps hätte da nicht auch gejauchzt. Noch ehe ich es verhindern kann, ist Eva mitten drin und framt einen schrumpfligen, doch noch immerhin in Form befindlichen Apfel heraus. Die lederne Schale beschäftigt sie nun einige Zeit. Ich nehme zwei Bogen Papier und merke: Blatt 1 „Winter“! Blatt 2 „Sommer“! Daneben: Zu den alten Akten oder Ofen. Nun kann es losgehen!

Alte Kletterlatschen für Dredkfrauchereien

werden dem Sommer zugeteilt. Solche abseits liegende Klettereien, die teilweise über Gras und feuchte Rinnen führen, sind ganz besondere Genüsse. Ein Verständnis dafür ist selbstverständliche Voraussetzung. Glücklicherweise gibt es nicht allzu viele Freunde dieser Klettereien, so daß die berüchtigten abgekletterten Stellen nicht zu finden sind. — Dazu das lustige Kletterhemd. Lustig, weil Form und Farben bizarr und grotesk sind. Nur, wer den Leidensweg dieses Kleidungsstückes kennt, kann wissen, daß es ein Hemd ist. Ich trug es einstmals zu einem Bergabend voller Stolz als letzten Schrei der Mode! Heute — na, der Ringeweichte kennt wohl dieses Kleidungsstück, das jeder im Rucksack hat. Und das vor allem bei Junggesellen besonders lustige Formen und Farben annimmt. — Seilschlingen verschiedener Dicken und Längen. Ins Sommerressort. Seilschlingen sind für mich ganz wichtig. Wo da irgend eine Jacke herausguckt, wird so ein Ding drumgehängt, und wenn ich mich deswegen umseilen muß. — Die alten guten Kletterhosen. Ja, die müssen aber erst mal ordentlich geflickt werden. Solche Klappen und Luflöcher sind wohl bei großer Hitze und ansonsten manchmal sehr, sehr gesund, aber praktisch sind sie bestimmt nicht. Na, für das Glicken werde ich wohl zur Schmachthafmachung der Kost reichlich Schokolade beilegen müssen. — Eine alte Kniefreie aus solider Wolfsbhart kommt auch zum Vorschein. Und an dieser hängt der Riemen von Franz! Abteil Sommer! — Die Kletterjacke! Richtig. In letzter Zeit hatte ich sie nicht mehr benutzt, weil Ellbogen und Rücken doch nicht mehr geschützt waren. Die kommt daneben. — Halt, was hängt da in dem kleinen Loch für ein Sträußchen? Richtig. Ich entsinne mich. Meine Fahrtgenossen in diesem Sommer hatten irgend ein Jubiläum in meiner Laufbahn als Bergsteiger herausgeknoelt.

Nach einer Besteigung des Bärenhorns durch den mächtigen, schönen Westkamin hängten sie mir auf dem Gipfel das Seil um, falteten meine Hände darüber und klemmten in die Finger den verschrobenen Berghut, der sich übrigens auch noch im Rucksackinhalt befinden muß, drückten meine Augen wehmützlich nieder bei gesenktem Kopf. Dann stellt sich Gerhard in Positur und hielt eine Rede, flüssig und gelehrt, und meine Brust hob und senkte sich voll Stolz. Und zum Schluß bestete er mir das „schlichte Edelweiß der sächsischen Berge“, einen Buschen Heidelkraut, fein dekoriert mit Heidelbeeren und Fichtenzweig, auf die stolzgeschwellte Brust. Zum Befestigen wählte er ein bescheidenes Loch in der Kletterjacke. Welche Art Jubiläum ich gefeiert hatte, weiß ich heute nicht mehr. — Und dort liegt Schlenzig. Eine Spielkarte, der Schellenober. Freund Karl, der Skatgelehrte, hat dieser mickrigen Karte den Namen gegeben. Die anderen Karten sind längst verbrannt, weil eben Schlenzig fehlte. Doch dieses Mal wars kein Veressen. Die Blechschachtel, die sonst die Karte wohl verwahrte, wurde gelegentlich unserer wissenschaftlichen Expedition auf dem Höllenhund zur Erforschung der Blitzspuren gebraucht, um einige Zeugen dieser hitzigen Angelegenheit, die immer sehr zerbrechlich sind, mit zu Tal zu befördern. Das ist auch gut erfolgt. Ich biete Schlenzig meiner Nichte Eva an. Doch selbst diese findet für ihn kein Verständnis. Was ist denn das? Blätter aus dem „Gebrüdermann“. Das Buch liegt im Kamin der Morschen Zinne. Trotz des engen Risses fand es doch einen Weg aus meiner Tasche und flatterte in unergründliche Tiefen. Wahrscheinlich zur Entdeckung neuer Anstiegswege für Berggeister. Nur einige lose Blätter konnte ich noch bergen. Und pietätvoll habe ich sie in den Rucksack versenkt, um sie ebenso pietätvoll zu ver-

essen. Ich lese: Sommerwand. Davor ein Haken ganz dick mit Blaustift angebracht. Meine Bergbuchführung. Dieser Felsen ist von mir auch bestiegen worden. Tortanshorn. Ich war schon oft oben. Aber meistens allein. Einmal mit meinem Bruder. Der liebt solche abseits stehende Sachen auch. Kampfturm. Herrgott, dieser Berg ist schön. Torwalder Turm. Immer bei sengender Hitze war ich dort. Backofen. Der gemütliche Gratweg. Hierüber. Auch gute Bekannte darunter. Aber jetzt genug mit dem Kramen in Erinnerungen. Mir schmerzen schon die reichlichen langen Beine vom Kauern und außerdem will meine Nichte Eva mit dem Bogen, der das Ressort Winter aufnehmen soll, durchbrennen. Der Hut, dem das Band bei irgend einer stürmischen Begebenheit entführt worden ist, wird für den Winter vorgemerkt. Aber eine Feder muß drauf, die sich im Winde biegt und schmiegt und die dem Apostel im Berglerleben das Näschen rümpfen machen soll. Verschiedene diskrete Dessous. Auch Ressort Winter. Noch ein Stück Paraffin vom vergangenen Winter. Auch dieses soll wieder zu Ehren und dadurch verschmiert werden.

Ein gestrickter Bindeschlips. Na, den werde ich auch im Winter gebrauchen können. Wenns mal recht kalt ist oder irgendwo ein Fest gefeiert wird, wo Gesellschaftszug vorgeschrieben ist. Der Binder gewaschen, kann noch eine ganz nette Farbe erhalten.

Ein Briefumschlag mit Inhalt. Ich lese!

— und stecke den Brief in die Tasche. Ein Brief von einem blitzsauberen Mädel, das mit mir auf den Falkenstein gegangen war.

— Und da einige Brocken Sandstein. Die größeren Brüder von ihnen habe ich seinerzeit rechtzeitig entdeckt. Man hatte mir die Freude machen wollen, einige Brocken nach Hause zu tragen. Nur hatte das spitzbüßische, schlecht verhohlene Lachen die Verschwörung rechtzeitig aufgedeckt. Und ich habe nur diese Kleinigkeiten einen halben Sommer lang herumgetragen.

Die größte Sortierung ist erfolgt. Was jetzt übriggeblieben, das muß verschwiegen bleiben. Nur der Sand muß erwähnt werden. Die Gelehrten haben genau errechnet, wieviel Limer Sand stündlich aus unseren Bergen von Wetter und Wasser herausgetragen werden. Ob sie aber auch den durch Rucksack und Taschen der Bergsteiger entführten Sand berechnet haben?

Nun soll der Rucksack für den Winter gepackt werden. Ersatzbindung, Aluminiumspitze, Klister, Wachs, Riemen, Handschuhe, Platte, Zeitungspapier für die nassen Schuhe, Schneibrille, und noch vieles mehr wird gut eingepackt. In nicht allzulanger Zeit ist die Umstellung erfolgt, vor der ich immer so etwas Unbehagen hatte. Jedes Stück hatte eine liebe Erinnerung geweckt, eine neue Hoffnung genährt.

Und morgen geht es hinauf in das Gebirge. Pulverschnee und Sonne, so lauten die Wetterberichte. Morgen sollen hinter uns Schneefahnen wehen!

Allerlei Vergangenes aus der Sächsischen Schweiz

Hans Gebler

Die Sächsische Schweiz ist ein allbekanntes Reiseland. Bis in die entlegensten Schluchten und schroffsten Wände von frohen Wanderscharen und Kletterern belebt. Große moderne Gaststätten auf Bergeshöhen, die trotzdem an schönen Festtagen die Menge kaum fassen können — so ward das Urland der „Böhmischen Wälder“ in wenig mehr als 100 Jahren ein Tummelplatz der Touristik. Wie ein Märchen mutet es an, wenn man liest, daß 1786 am Hohen Schneeberg der letzte Luchs erlegt wurde und noch 100 Jahre früher Bären in den unzugänglichen Felsstälern ihre Heimat hatten.

Einige zwanglose Bilder aus der Entwicklungsgeschichte und Vorzeit mögen drum nicht uninteressant sein!

Der Zugang.

Schade, daß der alte Weg in die Sächsische Schweiz durch die Verkehrsmittel im Elbtal so ganz in Vergessenheit geriet! Auch heute noch bietet die Wanderung, wie sie einstmals ein Ereignis von ungeheurer Bedeutung darstellte, einen hohen Genuß. Dieses allmähliche Hineingleiten aus der idyllischen Schönheit des Pillnitzer Vorgebietes in die bizarre Romantik der Felsenwelt. Wie herrlich sind die blaustüftigen Fernblicke aus dem Waldschatten der „Jagdwege“, von den blumenbestückten Wiesenhöhen bei Wünschendorf und Liebetal auf die sonnenvergoldete Schar der Tafelberge an der Elbe. Und dann der Liebetaler Grund, jenes erste Aufstürmen der Steinwände! Uralt sind die Sandsteinbrücke, wurde doch aus Liebetaler Sandstein ur-

fundlich bereits 937—957 der Meißner Dom erbaut und die ehrwürdige Steinbrecherzunft besaß von altersher vielerlei Privilegien und sonderbare Rechte. Vom Militärdienst für immer befreit, stand ihnen auch das Pfändungsrecht zu. Der Unwissende, der ihr herumliegendes Handwerkzeug berührte, daß es „tönte“ oder der Übermütige, der den Warnungsruf für eine niedergebende Wand — „Lauf zu“ — ausstieß, wurde gefangen genommen und mußte sich mit einer halben bzw. ganzen Tonne Bier loskaufen. Selbst der allmächtige Polenkönig August der Starke entging diesem Schicksal nicht, und belustigt gab er den Liebetälern Steinbrechern im Schloß zu Pillnitz das Lösegeld: eine Tonne Freibier! —

Auf 154 in den Felsen gehauenen Stufen flomm man aus der wasserdurchbrausten Felsenenge der „Kabentaufe“, wo vor 100 Jahren die „Lochmühle“ erbaut wurde, gen Tauba. Ein altes Schloß, den Berken von Tauba gehörig, soll einst droben am Felshang gestanden haben, ebenso wie in Liebetal, der einstmaligen Villegiatur der Meißner Bischöfe. Letzteres ließen die Bischöfe 1500 zerstören.

Nichts ist mehr davon zu sehen, aber das alte Erbgericht zu Lohmen ist noch da und erzählt von den Zeiten, da hier Hauptrastplatz für alle Schweizreisenden war. Böhmische Harfenmädchen spielten den Gästen auf und Musik erschallte. Vor der Tür harreten die Führer derer, die ihre beschwerliche Reise durch die Felsenwildnis anzutreten beabsichtigten.

Das nächste Ziel

Die Bastei!

Aus der düsteren Romantik des Reingrundes mit dem vielbestaunten Felsentor, am „Steinernen Tisch“ auf dem Waldrücken vorüber, der 1710 zur Erinnerung an eine fürstliche Jagdpartie errichtet war, kam man zu den schroff über dem Elbspiegel aufragenden Sandsteinklippen. Mit 14000 Thaler Kosten hatte das Finanzamt eben wieder vor ca. 100 Jahren das erste Unterkunftsgebäude in der „Schweiz“ errichtet und zu fast gleicher Zeit — 1826 — eine Holzbrücke angelegt zu der durch die tiefe Mardertelle getrennten „Steinschleuder“. Die jetzige steinerne Brücke kam 1849 zur Ausführung und wurde am 11. Oktober 1851 dem Verkehr übergeben.

Für die Rathener Burg war die Bastei der Auslug und Beobachtungsposten. Die Sage erzählt von einer „ledernen Brücke“, die einst von droben herabreichte zur Burg im Tal. Wie romantisch die „Vogeltelle“ und der „Amfelgrund“ mit der primitiven Holzbude am Wasserfall! Eine Szenerie, die fast an Dolomitentäler erinnerte!

Der Hockstein.

Mächtig lockte dieser isolierte Felsenblock im Polenztal alle Wanderer von jeher. Auf ihm stand eine Vorfestung der Hohnsteiner Hauptburg, und die Reißigen mögen sich arg geschunden haben, mit Harnisch und Koller die enge Wolfschlucht emporzuklimmen! In der Tiefe das herrliche Polenztal mit der altbekannten

Hohnsteiner Amtsmühle.

Ein Zimmer in ihr war dem Hof reserviert, der alljährlich im Herbst zum großen Lachsstechen hier speiße und sich vergnügte. Draußen war der „Graben“, den ein mit Holzspießen bewaffnetes Gitter sperrte, so daß die aus der Elbe heraufstreichenden Lachse nicht wieder zurückkonnten. Das Lachsstechen war ein beliebtes höfisches Fest, zu welchem der Amtsfischer in der Mühle hier

wie in Porschendorf 50 Herbstlachse bereit halten mußte, die mit zackigen Gabeln herausgestochen und unter allerlei Kurzweil verspeißt wurden. Wie groß der Lachsreichtum dieser Bergwässer einst war, bezeugt, daß noch 1800 der Amtsfischer 336 Thaler Pacht zahlte und die neuereintretenden Diensthofen sich häufig ausbedungen, nicht mehr als zweimal in der Woche Lachs essen zu müssen. —

Abenteuerliche Felsenpfade waren es zum Brand.

Wer ihn besuchte, versah sich mit Knotenstock und Fußseifen. Laternen, Leitern und Stücke schleppte man auch mit, denn die bescheidenen Weganlagen erstanden erst 1816—1817.

Der Lilienstein.

August der Starke hatte den Ruhm, ihn 1708 unter vielen Beschwernissen und Gefahren erstiegen zu haben. Ein 8 Ellen hoher Obelisk erinnert auf dem östlichen Vorsprung auf diese staunenswerte Tat. Im 19. Jahrhundert improvisierte man dann auf dem Plateau eine kleine „fliegende Restauration“ und die Königsteiner Besatzung gab häufig Konzerte droben. Eine ständige Bergwirtschaft ist erst seit 1873 auf dem Gipfel. Am Fuße des Liliensteines wurden 14000 Sachsen gefangen, die Friedrich II. sofort in preussische Uniformen stecken ließ, die aber fast sämtlich wieder desertierten. 1813 hatte Napoleon sein befestigtes Lager am Lilienstein aufgeschlagen und die „Napoleonstraße“ von Stolpen her erinnert noch an den großen Korps. Drüben der Königstein mit der trutzigen Felsenveste.

Böhmisches Leben waren Stadt und Veste. Erst vor 470 Jahren, 1459, wurde der sächsische Besitz von „Stein“ im Egerer Vertrag endgültig geregelt. Als Burg erscheint der Königstein schon 1289. Rauldus von Tymancz war ihr damaliger

Herr. 1396 erhielt Stirnad von Winterberg, Kammerherr des Königreichs Böhmen, Königstein und Lilienstein, den alten „Nigenstein“, vom König Wenzeslaw für 10000 Prager Groschen. 1425 zerstörten die Hussiten die Burg auf das gründlichste, und erst die Anlage eines Cölestiner-Klosters unter Herzog Georg, dem Erbauer des neuen Dresdner Stadtschlosses, brachte wieder Leben auf den stolzen Beherrscher des Elbtales. Sonderbar genug war später, als Kurfürst August neue Befestigungen wieder aufführen ließ, der Gottesdienst in der alten Festungskirche — einem hergerichteten Saal —: die Schildwache schlug nämlich, wenn sie den Geistlichen vom Städtchen heraufkommen sah, in Ermangelung einer Glocke, an ein großes Stück Eisen! Erst 1687 läuteten erstmalig die Glocken vom „Stein“.

Eine unbezwingliche Veste ward dieses weithin sichtbare Bollwerk in den späteren Zeiten. Aber auch manche Kuriosa und Erinnerungen barg sie.

Das größte Weinfäß der Welt in den Kellern der Magdalenenburg zum Beispiel. Es faßte 3816 Eimer, also 600 Eimer mehr als das vielgerühmte Faß in der Kurpfalz, das Heidelberger Weinfäß. Kein Geringerer als der Oberlandbau-meister Pöppelmann, der geniale Schöpfer des Dresdner Zwingers, schuf dieses Wunderwerk innerhalb zweier Jahre, das bis 1820 sich oben befand.

Ein Meisterwerk der Technik war der 1872 7922 Meter tief in den Felsen gebohrte

Brunnen,

dessen Wasser mit einem Tretrad, später mittels Dampfkraft, gehoben wurde. In 40 Baujahren vollendete Conrad König dieses gewaltige Werk.

Auf der Georgenburg saßen mancherlei Berühmtheiten in Gefangenschaft. Patkul, der Rangler Krell und vor allem Böttcher, der Alchimist und berühmte nachmalige Er-

finder des sächsischen Porzellans.

Auch an das „Pagenbett“ sei erinnert, einem Felsenvorsprung bei der Friedrichsburg, auf dem im Rausch nach einem Gelage der Pagen von Grünau sich zur Ruhe bethete, unbekümmert um die grausige Tiefe, die bei der geringsten Bewegung ihn aufgenommen hätte. Mit Pauken- und Trompetenschall ließ nach vorangegangener Sicherung der Kurfürst den leichtsinnigen Schläfer wecken, und ergöhte sich an dessen Entsetzen ob seines ungemütlichen Lagers.

Schanda u mit dem Kirnitzsch-tale.

Vor 132 Jahren, 1799, wurde durch den Kaufmann Hering das nachmals so berühmte Bad gegründet. Die Mineralquelle entdeckte man erst 1803. Bis dahin war der Ort ein geruchloses Schifferstädtchen, dessen Bewohner, sofern sie Besitzer von „alten Häusern“ waren, Stromhandel trieben. Der Stromhandel erstreckte sich auf die Verschiffung des in den Postelwitzer Brüchen gewonnenen Sandsteines und des Schlagholzes, das auf der Kirnitzsch mittels der bereits 1667 angelegten und 1816–17 erneuerten „Schleusen“ aus den ungeheuren Waldgebieten nach Schanda u gefloßt wurde.

Romantisch und erinnerungsreich ist die herrliche Umgebung. Im Kirnitzschthal entlang, am „Galigenstein“ vorüber, wo der Stollen eines 1759 eingegangenen Kupferbergwerkes noch ersichtlich ist, zum Kubstall, der erst um 1800 bekannt wurde. Er war der Zufluchtsort der bedrängten Bewohner in Kriegszeiten, noch früher Standplatz einer Burg, des Wildensteines. Von bitterer Not und Kampf kann er wohl manches erzählen. „Das Wochenbett“, eine Felsenhöhle, in der die Wöchnerinnen der Flüchtigen ihrer schweren Stunde entgegen sahen, das „Pfaffenloch“, in dem sich der Priester 1430 vor dem Hussitenwüten barg, bis er doch noch die grausige Fahrt

in die Tiefe der „Pfaffenluft“ antreten mußte, sind nur einige Beispiele.

Reich an verfallenen einstigen Raubschlössern ist die ganze Felsenwildnis, reicher noch an Naturschönheiten. Die vor nunmehr 50 Jahren begründeten Kahnfahrten auf der Oberen Schleufe sind bekannt, die herrliche Aussicht vom Königsplatz, einem Lieblingsplatz König Friedrich August 1843–44 und der „Grinitzstellige“ (bei Hinterbermsdorf), wo man die oft massenhaft einfallenden „Grinitze“ (Kreuzschnäbel), fang, die wilderhabenen Schluchten und Felsenwände — sie alle bilden die Sehens-

würdigkeit und wie ein echtes Ludwig-Richter-Idyll grüßte dann den Wanderer das letzte sächsische Elbdörflein

Schmilka,

dessen Mühle quer über der Talstraße in alten Zeiten eines der malerischsten Bilder in der Sächsischen Schweiz mit abgab.

Um 11 Uhr nachts legten die Schiffer, die die Schweizwanderer mit ihren Kähnen wieder heimbeförderten, am alten Gondelhafen der Brühlischen Terrasse an, und der genossenen Eindrücke waren so viele, daß man ein Leben lang von ihnen zehrte.

Aus alten Fremdenbüchern des Brands bei Hohnstein

Siegfried Störzner

Noch vor wenig Jahrzehnten war der Brand eine der Hauptstationen der KonzeSSIONierten Schweizführer und Träger, die mit ihren Reittieren und Sänften aus Hohnstein, Wehlen, Pillnitz, Lohmen und Schanda u kamen.

Ein Original unter ihnen war der alte Kotte aus Rathen, der mit seinem flugen Reittiere fast alle Tage auf dem Brand anzutreffen war. Seinen Namen führt noch heute der Kottesteig zwischen Rathen und dem Einsiedler am Fuße des Liliensteines. Nach des Tages Last und Mühe trank Kotte-Emil häufig auf dem Brand ein Glas über den Durst. Dem braven Reittiere dauerte das meist zu lange. Es machte sich drum selbst bei stockfinsterner Nacht allein auf den Weg und gelangte trotz der gefährlichen Felssteige und tiefen Schluchten sicherer heim als sein Herr, der manchmal mit einer Freinacht bei Mutter Grün oder in einer Fels-

böhle vorlieb nehmen mußte, wenn er gar zu tief ins Glas geguckt hatte.

Wer denkt da nicht an Gotthold Ephraim Lessings trunkenen Titlas, der philosophisch sagt:

Mein Esel sicherlich
muß Flügel sein als ich.

Ja, Flügel muß er sein!

Er fand sich selbst in'n Stall hinein
Und kam doch von der Tränke —
man denke!

Der Brand gehört zu den wenigen Punkten der Sächsischen Schweiz, auf denen schon vor hundert Jahren ein Fremdenbuch auslag, als hier noch ein Mütterchen aus Hohnstein einige Erfrischungen feilhielt — die erste und primitivste Form einer Gaststätte. Seit einem Menschenalter haben die Brandwirte diese Bücher gesammelt. Sie bieten neben viel Spreu doch auch dem Heimatfreunde wertvolle Notizen, dazu Proben

Föstlichen Humors wie dichterischer Begabung. Es seien drum hier einige dieser Eintragungen wiedergegeben.

Zunächst möge ein Berliner zu Worte kommen, da ja diese stets an erster Stelle gehört sein wollen. Trotzdem die Reichsmetropole nicht einmal einen Scherbelberg aufzuweisen hat, reizte der nur 260 m Seehöhe aufweisende Brand den jederzeit spottlustigen Spreearbener zu Hänseleien:

Es wird sehr höflich drum gebeten,
den Berg hier ja nicht flachzutreten.
Auch darf so frech wohl niemand sein
und steckt sich diesen Brocken ein.
O nein!

Anderen hingegen hat die Besteigung des Brandes doch allerhand Mühe gemacht, so daß sie voll Achtung schreiben:

Gegen den Lilienstein
soll der Brand ein Brocken sein?
Ich danke schön für diesen Brocken,
ich spür's an meinen Socken.

Zwei Sachsen geben eine Probe ihres „schönen Dresdner Dialekts“. Vielleicht waren es Stammisbrüder des Rentiers Meisgen, der durch seine früher allwöchentlich in den Dresdner Nachrichten erscheinenden „Teien geharnischten Sonette, in meeglichster Gemiedlichkeit gedichtet“, den älteren Lesern noch bekannt sein dürfte. Sie haben auf dem Brand ins Fremdenbuch von 1886 eingetragen:

Hier heeßt es ooch:
Mir machen alle Verse.
Nach ich se nich,
machst du se,
machst du se nich,
macht ersche.

Klapphornverse waren schon vor fünfzig Jahren üblich. Ein Beispiel aus jener Zeit:

Zwei Vettern kamen auf den Brand,
sie wollten Verse machen.
Der eine keine Worte fand,
der andre drob muß' lachen.

Ein Kritikus bemerkt zu diesen und an-

deren Eintragungen:

Willst du Verse machen, Freund,
bleibe unbekannt,
denn der Geist, der stets verneint,
kommt auch auf den Brand.
Meinest du, du seiest ein Dichter,
weil so hoch du stehst?
Überall gibt's Richter,
wo du immer gehst.

Nicht immer ist es Naturgenuß, der aus den Versen zu uns spricht. Essen und Trinken waren auch hier oben für manchen Gast die Hauptsache. An solche Besucher erinnern Eintragungen wie etwa die folgende:

Wenn dieser Brand von Butter wär
und's Polenztal voll Grütze,
käm dann ein warmer Sonnenschein,
die Butter flöß' ins Tal hinein —
das müßt ein prächtig Sutter sein.

Innige Freude an der wundervollen Gebirgswelt, die trotz der schroffen Felsen hier durch den Blick hinab ins Polenztal mit seinen grünen Wiesen viel lieblicher ist als etwa die Basteiaussicht, da die Landschaft am Brande „ruhiger atmet“, kommt in verschiedenen mehr oder minder gelungenen Gedichten zum Ausdruck. Auch hierfür noch zwei Beispiele:

Was keine Großstadt der Welt kann bieten,
du findest es hier in dieses Waldes Frieden:
Die reinste Luft, den Wald, ein lieblich Bild zu
Süßen,

ein Stück Paradies kannst freudig du begrüßen
Und welch grenzenlose Sehnsucht nach
Mutter Natur spricht aus den folgenden
Zeilen:

Und wenn man mich in Fesseln legt,
laß' lachend mir binden die Glieder,
sobald die Drossel im Forste schlägt —
im Hochwald findest du mich wieder.

In den vielen tausend Eintragungen ist kaum ein Wort der Kritik am Brand oder an seinem Berggasthaus zu finden: Möge die Gaststätte auch in Zukunft diesen Ruhm wahren!



Schatten im Schnee

*Aufgenommen mit Zeiß Ikon-Kamera
1 : 12,5 $\frac{1}{4}$ Sek. phot. Müssel*

Märchenwald

Albert Goldammer

Wie der Wald gerade unserer Landschaft einen besonderen Reiz verleiht, so vermag er auch uns Menschen dauernd in seinen Bann zu ziehen.

Dem Wanderer und Bergsteiger sind unsere Wälder längst ein Stück Heimat im tiefsten Sinne geworden.

Wenn wir im Frühjahr durch den erwachenden Wald wandern, oder vom steilen Gipfel auf ihn herabschauen, dann sehen wir ihn immer wieder mit neuen Augen.

Hell leuchtet das zarte Grün der Laubbäume aus dem Dunkel des noch schlummernden Nadelwaldes hervor.

Der Wald läßt uns die Schönheit der Natur erkennen. Wir spüren Leben in ihr durch ihn und wir kommen uns selbst vor wie der Wald: zu neuem Leben erwacht. . . Wenn dann auch die Nadelbäume im Zeichen des Maiwuchses stehen, wenn im Sommer endlich alle Baumgattungen in kräftig grünen Farben prangen, immer schenkt uns der Wald das Beste und Schönste.

Noch einmal fordert uns der Wald zur höchsten Bewunderung heraus, wenn im Herbst mitten im Grün, gelbe, braune und rote Farben auftauchen. Doch bei aller Schönheit des Herbstwaldes überkommt uns zuweilen eine wehmütige Stimmung. Die ersten fallenden Blätter erinnern uns leise an die Vergänglichkeit.

* * *

Wenn der Wind durch die Wipfel rauscht muß ich an ein Märchen denken, in dem es heißt, daß Sonntagskinder manches zu sehen und zu hören vermöchten, was anderen versagt bleibe. Nun möchte ich wünschen, nicht etwa, daß ihr alle Sonntagskinder wäret, sondern, daß ihr in diesem höheren Sinne sehen und hören gelernt hättet. Vielleicht würdet ihr dann dieses Rauschen der Bäume in euch aufnehmen wie etwas Großes, Gewaltiges, wie eine Symphonie des Lebens . . .

* * *

Im Winter schläft der Wald . . . Die stetig anwachsende Schar der Schläufer vermag den Schlummer kaum zu stören und unter ihnen sind viele, die den Wald im Winterkleide am schönsten finden. Wenn der Einsame auf seinen Brettern durch den stillen Winterwald fährt, befindet er sich auf einmal mitten im Land der Märchen. Die verschneiten Bäume scheinen Gestalten anzunehmen. Waldfrauen, Geister, Zwerge, Riesen glaubt er da zu sehen. Blendendes Licht und bläuliche Schatten erheben den Zauber des Märchenwaldes.



Und läuft einmal ein Neb über den Weg, dann kommt warmes Leben in das weiße Traumland . . .

* * *

Uns ist wohl das hohe Lied vom Wald an der Wiege gesungen worden. Unsere Vorfahren hausten in dichten Wäldern und die Liebe zum Wald war von Anbeginn uns allen tief ins Herz gelegt.

* * *

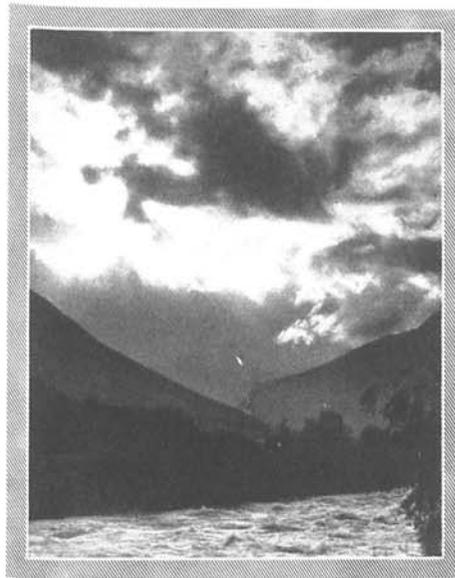
Wie wir in der Adventszeit von unserem Bundesmitglied und Gönner Herrn Kunstmaler Hanns Herzog vor die Wahl gestellt wurden, welches unter vielen Bildern als dasjenige anzusprechen sei, unserem Paul Gimmel zu erfreuen, ist uns diese Entscheidung ganz merkwürdig leicht gefallen. Wir wählten das Bild vom Wald im Winterkleide, vom Märchenwald.

Mit Stolz und Dank blicken wir auf Hanns Herzog als einen der unseren, der aus Anlaß der Ernennung Paul Gimmels zum Ehrenvorsitzenden des Sächsischen Bergsteigerbundes, dieses Bild als Spende zur Verfügung stellte.

* * *

Inmitten geradezu verlockender Bergbilder hat uns das Bild vom Märchenwald bezaubert . . .

Nun ist es seit Weihnachten im Besitze eines unserer Besten und wenn es einmal einer von euch bei unserem Paul Gimmel sehen sollte, dann wünsche ich ihm, daß der „Märchenwald“ so zu ihm sprechen möchte, wie vorher zu uns im Atelier Herzog.



Der Jüngste Tag
phot. Max Weiß

Gewitter

Egon Hofmann-Linz

Die Wolken rüsten sich zur Schlacht.
Der Himmel glimmt:
Des Wetterleuchtens Pracht.
Angstvoll des Bergdorfs Kirchenglocke hallt.
Der erste Strahl.
Gröhlend der Donner schallt.
Geballter Wolkenbau stürzt wild zusammen.
Die Schilder prallen.
Himmel steht in Flammen.
Und Blitz auf Blitz entsendet Gottes Faust.
Ein roter Katarakt.
Sturm kommt gebraust.
Schlag fällt auf Schlag, zerbirst, zerschellt und kracht.
Die Tanne bricht.
Himmel ist schwarz wie Nacht.
Die Schleußen öffnen sich zur Flut.
Die Schloßen prasseln,
Regen löscht die Glut.
Der Schluchten Rinnsal zu dem Wildbach schwillt.
Erde saugt gierig — —
Neues Leben quillt.

Nächtliche Skifahrt

Kurt Weisfenfels

Wir saßen, nach herrlichem Sonnabend-nachmittag, im Skiquartier, zufrieden und glücklich zugleich für das, was uns ein schöner Wintertag gegeben. Wie es so ist bei der Junst, ein paar rauchten und tauschten ihre Erlebnisse aus, wieder andere lasen ruhig ihre Zeitung, die anderen spielten Skat, sodaß die Zeit im Fluge verrann. So war es indes 11 Uhr geworden und die Anderen gingen zu Bett. Nur einer machte keine Anstalten, still saß mein liebster Bergkamerad auf der Bank am Fenster, welches wunderbare Eisblumen zierten. In seinem Gesicht las ich eine stumme Bitte. „Na Gerhard, heut Nacht ist's herrlich draußen, wir haben Vollmond“, „Kurt, ich möchte noch auf den Kableberg!“ „Ich fahre mit!“ Schweigend zogen wir uns an. Stille und Andacht atmete die weiße Welt, als wir ausfahren, des Winters Pracht und Geheimnis zu suchen. Das Glöcklein der Schellerbauer Kirche verkündet zitternd $\frac{1}{4}$ 12 Uhr. Blau-silbern der Himmel und unzählige Sterne blinken im All. Leise zischend fahren wir ab in die Senke, Spuren ziehend in glitzerndem Pulver. Ein Gleisen und Funkeln ist es in dem Juwelierladen der Natur, daß wir erschauern ob all der Pracht. Das Dörfchen schläft. In ernster Ruhe liegt der Friedhof. Und wir ziehen weiter. Es ist, als töne ein Klingeln in der frostkaltten Luft, dampfend und stoßweise kommt der Atem. Sssüüü, sssüüü, singt die Bindung; sssüüü, sssüüü, singt der Stock.

Wintersport und Kälteschädigungen der Haut

Dr. med. Grünwald, Dortmund

Von allen Sportbewegungen verdienen natürlich diejenigen besondere Förderung, welche im Freien ausgeübt werden, und bei denen infolgedessen neben der reinen Bewegungsübung die Luft und das Licht, womöglich die direkte Besonnung, ihre Wirkungen aus-

Wieder beginnt das herrliche Gleiten hinter der Kirche dorfaufwärts, ach, daß es nie aufhörte. Schemenhaft zeichnet das Mondlicht unsere Schatten. Bald liegt das Dorf hinter uns. In Silber gebadet liegt die Schneise 28. Lautlos treten wir ein in Skade's Feenreich. Erhebend und wohltuend das heilige Schweigen. Gigantisch ragen riesenhafte Tannen über uns zwei Menschenlein. Der Neugraben wird überquert. Die schweigende Waldschneise krümmt sich Katzen gleich zum Sprunge, uns den Bereich des Kablebergs deutend. Linksab führt uns verwunschener Weg auf des Gipfels Hochfläche. Wellenartige Pfade führen zum Ziel. Des Mondlichts silberner Schein überflutet schlafendes, glitzerndes Land. Frostklingend die Luft. An dem Aussichtsturm haftet dicker Raubreif. Der Weggenosse steht erstarrt, trinkt durstig des Winters herbe Schönheit. Ein losgelöstes Stück einer fernen Welt durchdrast glühend das Weltall. Und in der Tiefe versank der brodelnde Kampf um das Erdenleben. Ja Freund, wenn ich damals wußte, daß dein Wahlpruch

„Das ist die Hingebung des Größten,
daß es Wagnis ist und Gefahr
und um den Tod ein Würfelspielen“

„Zaratustra“

sich an Dir erfüllen würde, ich hätte unferen Aufenthalt dort oben hinausgeschoben. So aber wandten wir und jagten jauchzend ins Tal der Menschen.

üben können. Zu diesen Sportbewegungen gehören Gehen, Laufen, Bergsteigen, Skilauf, Schwimmen, Radsfahren, Rudern, Schlittschuhlaufen, Reiten und Ballspiele. Nach den Untersuchungen der Junstischen Schule beträgt der Kräfteverbrauch beim



Der
Zünftige
Aufgenommen mit
Zeiß Ikon-Kamera
phot. Rübel

Gehen in der Ebene bei einem Tempo von 3,6 km pro Stunde ein Zwölftel der zurückgelegten Strecke multipliziert mit dem Körpergewicht; bei einem Tempo von 6 km mit einem Sechstel der zurückgelegten Strecke multipliziert. Bei dieser Sportbewegung sind besonders die Muskeln der unteren Extremitäten beteiligt, die etwa 56 Prozent der Gesamtmuskulatur ausmachen; der Sauerstoffverbrauch beträgt je nach Schnelligkeit des Marsches das 3-5-10fache und die Atemtiefe wird um das $3\frac{1}{2}$ -3, $\frac{1}{2}$ -6fache des Ruhewertes erhöht. Das Nervensystem wird nicht in Anspruch genommen. Beim schnellsten Laufen beträgt der Kräfteverbrauch nach Marey für jeden Schritt von 1,6 Meter Länge 24,1 Meterkilogramm. Das Laufen stellt erhebliche

Anforderungen an den Kreislauf und die Atmung. Der Dauerlauf mit allmählicher Steigerung der Intensität ist weniger anstrengend als der Schnelllauf. Beim sportgemäßen Bergsteigen werden besonders große Anforderungen an Herz und Lunge gestellt, welche mit der Größe des Neigungswinkels des Weges zur Horizontalen wachsen. Nach Junst kann ein Erwachsener mit 75 kg Körpergewicht etwa 300 000 Meterkilogramm täglich leisten. Das ist bei einer Durchschnittssteigerung von 10 Prozent eine Höhe von 2200 m. Wenn gebare Wege verlassen werden und die Kletterarbeit beginnt, so wird infolge der großen Anspannung der Aufmerksamkeit und des Bewußtseins der Gefahr des Absturzes das Nervensystem in erheblichem Maße mit beansprucht.

Schwimmen, Rudern, Schlittschuhlaufen und Schneeschuhlaufen, sind Sportbewegungen von besonderem Gesundheitswert. Zwar wird beim Schneeschuhlaufen die Muskel-, Atmungs- und Herzkraft sehr ungleichmäßig beansprucht infolge Terrainschwierigkeiten, aber beim Bergablauf ist das Schneeschuhlaufen dem Schlittschuhlaufen gleichzustellen, welches eine geradezu ideale Sportbewegung ist. Der Kräfteverbrauch beim Schlittschuhlaufen ist nur gering, weil die Stahlkante auf der Eisfläche minimal ist. Die Bewegung in freier Luft und die genügend große Wärmezeugung durch rasches Tempo lassen das Schlittschuhlaufen als besonders förderlich erscheinen. Bei der Ausübung des Wintersports ist die Einwirkung der im Verhältnis zur Körperwärme niedrigen Außentemperatur auf die Körperhülle, die Haut, besonders zu beachten, welche das vermittelnde Organ zwischen dem menschlichen Körper und der Außenwelt ist. Die Haut besitzt ein schlechtes Wärmeleitungsvermögen und zwar besonders dann, wenn sie sich in trockenem Zustande befindet; ist sie feucht oder gar naß, so leitet sie Wärme viel besser ab. Die einzelnen Schichten der Haut besitzen eine verschiedene Leitfähigkeit bezüglich der Wärmeabgabe. Die Lederhaut leitet besser als die oberflächlich liegende Epidermis, die gefäßlose äußerste Schicht der Haut, oder das Fettgewebe. Dazu kommt noch, daß jeder Kältereiz ein selbsttätiges Zusammenziehen der Hautgefäße bewirkt. Das körperwarme Blut hat also dann zu den betreffenden Hautgeweben nur in geringem Umfange Zutritt, sodaß die Möglichkeit einer erhöhten Wärmeabgabe genommen ist. Gleichzeitig wird durch diesen Vorgang, welcher infolge geringeren Durchstromens von körperwarmem Blut durch die Haut, die Temperatur der Haut an und für sich senkt, auch der Unterschied gemindert, welcher zwischen Körper- und Außentemperatur besteht. Der Gefäßkrampf, welcher durch

Kälte bewirkt wird, setzt auch gleichzeitig die Schweißabsonderung der Haut herab, sodaß die Haut trockener wird und infolgedessen die Wärme schlechter leitet. Im allgemeinen reicht der Organismus mit diesem physikalischen „Kälteschutz“ aus. Wenn einmal größere Unterschiede zwischen Körper- und Außenwelttemperatur beseitigt werden müssen, welche der Wärmeregulierungsapparat der Haut allein nicht ordnen kann, so tritt der chemische Wärmeausgleich in Kraft, welcher in der Hauptsache darin besteht, daß durch erhöhte Organtätigkeit mehr Wärme erzeugt wird, und daß auf diese Weise für ausgleichende Zwecke mehr zur Verfügung steht. Der unter normalen Lebensvorgängen tätige Wärmeregulierungsapparat kann, wenn sehr niedere Temperaturen entsprechend lange auf den Organismus oder auf Teile desselben einwirken, Schädigungen erleiden, welche das Gefäß-System der Haut ergreifen. Unter dem dauernden Einfluß intensiver Kälte kann das Gefäß-System der Haut seine normale Spannung verlieren, sodaß die Muskulatur der Gefäße gelähmt wird, infolgedessen sind nunmehr die Hautgefäße äußerst erweitert, der Blutumlauf ist beschränkt, er stockt, und es tritt an Stelle der durch den Gefäßkrampf anfangs bestehenden Blässe nunmehr eine Rötung der Haut.

Kälteschäden treten besonders leicht auf an Körperteilen, welche durch Kleidung wenig geschützt sind, von der Körpermitte weit abliegen, deren Durchblutung also gering ist, und die ihrer Form nach verhältnismäßig kleine Masse haben und sich leicht abkühlen: Nase, Ohrmuscheln, Hände und Füße. Die Abkühlung wird zuerst als ein lästiges, schmerzliches Gefühl empfunden und bald tritt an der geschädigten Stelle Gefühllosigkeit auf. Infolge Gefäßkrampf wird die Haut schneeweiß oder wachsgelb. Im Gegensatz zur Verbrennung, wo nach Ablauf der Reaktion keine Schädigung zu-

rückbleibt, ist eine erfrorene Stelle gegen Kälte dauernd überempfindlich; es genügen schon schwache Einwirkungen, um Gefäßkrampf und Schmerzen auszulösen. Erfrorene Gliedmaßen müssen daher stets besonders in acht genommen und vor Kälte gebütet werden. Bei Kindern und zarten Personen führen leichte Kälteeinwirkungen zu chronischen Folgezuständen (Frostbeulen), welche an von der Körpermitte entfernten Gliedmaßen auftreten, und zwar am häufigsten an den Fingern, Fingerknöcheln und Zehen sowie am Fußrand und an der Ferse. Die Frostbeulen sind umschriebene, meist etwa fingernagelgroße Stellen, in deren Bereich es durch Schädigung des Blutumlaufs zu mehr oder weniger starken Veränderungen kommt. Sie treten oft schon im Spätsommer auf und beginnen bei zunehmender Kälte zu jucken, werden oft schon im Spätsommer auf und zu rötlich und anzuschwellen; ab und zu können sich sogar Geschwüre bilden. Dadurch, daß sie bei gewissen Bewegungen einreißen, sind besonders die Frostbeulen an den Händen für den Betroffenen hinderlich, und die Frostbeulen an den Füßen sind ein Hindernis in den Schuhen und beim Gehen. Die auf Störungen des Blutumlaufs zurückzuführenden Frostbeulen werden günstig beeinflusst durch Wechselbäder, bei Entzündungserscheinungen durch feuchte Umschläge mit essigsaurer Tonerde, ferner durch Tragen warmer Handschuhe und bequemen Schuhwerks, durch Schutz vor Kälte und Nässe sowie Bekämpfung übermäßiger Schweißabsonderung. Gelegentlich tritt auch eine Hautschädigung durch Kälte an Nase und Ohren auf, welche sich durch bläuliche Verfärbung der Haut und Kältegefühl bemerkbar macht. Der Frost an Händen oder Füßen, welcher auf eine angeborene oder erworbene Störung in den Wärmeschutzvorrichtungen der Haut hinweist, kann fast niemals vollkommen geheilt werden. Wohl schwinden die Knötchen, aber doch nur so lange, bis durch neue Kälte-

einwirkung der alte Zustand wieder auftritt. Frosthände sind ein Zeichen dafür, daß die Person, welche sie besitzt, nicht über einen Gefäßapparat verfügt, der ein normales Regulierungsvermögen besitzt. Die Veranlagung der Haut zur Frosthand kann entweder angeboren oder erworben oder durch Verknüpfung beider Umstände bedingt sein. Die angeborene Veranlagung findet man hauptsächlich bei jugendlichen Personen um die Zeit des Eintritts in die Geschlechtsreife und zwar häufiger beim weiblichen als beim männlichen Geschlecht. Die betreffenden Personen haben eine feuchtkalte, bläulich verfärbte Hand. Gewisse Berufe wirken fördernd auf die Entstehung des Krankheitsbildes, besonders dann, wenn Hantieren mit Wasser, hauptsächlich mit kaltem Wasser, notwendig ist. Die örtliche Erfrierung bleibt entweder nach Beseitigung der allgemeinen Erfrierungssymptome an einzelnen oder mehreren Gliedern zurück, oder sie ist die Folge der Kälteeinwirkung auf ein einzelnes Glied. Um die eintretende Erfrierung zu verhüten, ist es nötig, der Blutzirkulation sowohl in der Haut als auch in den tiefer gelegenen Gewebsteilen, Beachtung zu schenken, und alle Abschnürungen zu unterlassen, welche den Blutumlauf verschlechtern, ferner muß zwischen der Außenwelt und der Hautoberfläche ein schlechter Wärmeleiter eingeschaltet sein, damit die Wärmeabgabe nicht zu rasch erfolgt, und schließlich kann durch Muskelarbeit die Wärmeproduktion erhöht werden. Hand- und Fußbekleidung dürfen daher nicht schadhaft sein und sollen keinesfalls der Körperoberfläche zu eng anliegen. Wird zur Einhüllung ein luftundurchlässiges Gewebe, z. B. Papier verwandt, so kann die Hautfeuchtigkeit nicht verdunsten, und die feuchte Haut leitet Wärme besonders stark ab. Bequeme, weite, luftdurchlässige Hand- und Fußbekleidung bietet daher bei trockener Haut lokalen Schutz gegen Schädigungen durch feuchte und trockene Kälte.

Eiland und sein Felsengarten

Siegfried Störzner

Wohl kein Grenzort im Gebiet des Sächsischen Selsengebirges kann sich einer so waldumschlossenen und dabei doch so sonnigen Lage rühmen wie das kleine, 450 m hoch im Quellgebiet der silberklaren, forellenreichen Biela gelegene Eiland. Ein weiter, wenig geneigter Wiesenplan, rings von Felswänden und Waldungen eingeschlossen, trägt die malerischen Häuschen und Sachwerkbauten, die in einer Doppelreihe längs der nach Tyssa führenden Straße sowie zerstreut unten am Wasser den kleinen Grenzweiler bilden. „Das Himmelreich“ nennen die Eiländer mit gutem Rechte einen prächtigen nach Abend zu gelegenen Winkel dieser Flur.

Die gesunde Lage Eilands veranlaßte schon vor einer Reihe von Jahren die Tetschener Ortskrankenkasse, hier ein stattliches Erholungsheim zu erbauen. Es besteht noch heute und hat in letzter Zeit durch eine schöne Gartenanlage, die sich zur Biela hinabzieht, eine wertvolle Bereicherung erfahren. Hier können die Sonnenstrahlen an dem gegen SW sich neigenden, von einer hohen Felswand schützend überragten Hange ihre ganze Kraft wirken lassen, ist doch auch rings in der ganzen Weite kein einziges Industrieunternehmen zu finden, das die reine Höhenluft verunreinigt.

So ist es erklärlich, daß sich Eiland immer mehr zu einer Sommerfrische entwickelt hat. Mit gutem Rechte rühmen die Eiländer, selbst in dem so regenreichen Sommer 1927 sei ihr stilles Dörfchen von weit mehr Sommergästen aufgesucht worden, als es Einwohner zähle. Besonders sind es die Industriestädte Deutschböhmens, aus denen sich Familien hier zur Erholung einfänden. Aber auch die Landeshauptstadt Prag und die Reichsdeutschen stellen zahlreiche Sommerfrischler, besonders Dresden, Leipzig und Berlin. Darunter befinden sich zahlreiche

Familien, die schon seit Jahren nach Eiland kommen.

Der kleine Weiler gehörte einst zur Majorats-herrschaft Tetschen und war nach Tyssa zur Kirche und Schule gewiesen. Seit Jahrzehnten hat jedoch Eiland ein eigenes Schulhaus. Der Chronist berichtet vor 100 Jahren von dem Dörfchen, es werde auf drei Seiten von ansehnlichen Bergen und großen Felsen eingeeengt, unter denen Kahleberg, Rothmüßelberg, Kirchberg und Rabenwand schöne Aussicht gewähren, einen reizenden Blick hinab auf das Dörfchen und dem lieblichen Talgrund.

Eiland bestand 1825 aus etwas über 30 Häusern. Nicht weniger als sieben Teiche waren damals hier vorhanden. Sie gehörten alle der Herrschaft, die ja heute noch die Grenzwaldungen besitzt. Im Himmelreiche, einem Wiesen- und Waldkessel hinter dem Dorfe, finden sich die starken Quellen der Biela. Sie trieb hier früher nahe ihrem Ursprunge eine Lohmühle und im niederen Dorfe — wie noch heute — eine Mahlmühle mit zwei Gängen. Letztere ist gleichzeitig Gasthaus.

Schon zur Reformationszeit befand sich in Eiland ein Eisenhammer. Auf dem vom Ende des 16. Jahrhunderts stammenden Kartenwerke des Kurfürstentums Sachsen, gezeichnet von dem berühmten Markscheider Matthias Oeder und seinem Gehilfen und Nachfolger Balthasar Zimmermann, findet sich bei Eiland die handschriftliche Bemerkung: Comrads Deuerlings hamer in Ellendt. Der alte Name Ellend = Eiland tritt uns auch im Sachsenlande mehrfach entgegen und zwar, um Beispiele aus unferer engeren Heimat zu bringen, bei Dippoldiswalde und bei Bärenstein, bei ersterem als Dorf bei letzterem als Wüste Mark.

Diese Bezeichnungen haben nichts zu tun

mit Not und Ellend, wie es auf den ersten Blick wohl scheinen könnte, sondern sie sind hervorgegangen aus der einsamen, abgelegenen Lage. Ellend, das Ellendt, bey dem Ellendt, auf dem Ellende, Ellendt, 1662 Kyle, Kila, Kyla, Kylant, Kylant, Eiland sind alle ganz gleichen Ursprungs und Stammes. So wird das Dörfchen Ellend zwischen Dippoldiswalde und Frauendorf 1733 Kylant genannt. Ja, diese alte Bezeichnung war den Bewohnern lieber als der später von der Behörde angeordnete Namen Ellend, in dem sie eine Heringschätzung oder Herabsetzung ihrer lieben Heimat sahen. So versuchten im Jahre 1797 der Vorwerksbesitzer Zimmermann und einige andere Ortseinwohner, den alten Namen Kylant bei Dippoldiswalde durch eine Eingabe an die Behörde wieder durchzusetzen. Aber vergeblich. Trotzdem sie untertänigst baten „daß ihnen fernerhin die uralte und richtige Benennung Kylant zu schreiben gnädigst nachgelassen bleiben möchte“ und sie bis zum Landesherrn gingen, wurden sie mit ihrem Gesuch abgewiesen, ja, „bey zu gewarten habender fernerer Verfügung gewarnt, nicht weiter Kylant für Ellend zu schreiben“ . . .

Es sei nur kurz hingewiesen, daß sich einst ein Dörfchen Ellend oder Eiland auch auf der Höhe zwischen Müglitztal und Trebnitzgrund befand, unweit von Bärenstein. Die vor 90 Jahren erschienene Alte Kirchengalerie berichtet hierüber:

„Neben Börnchen (bei Glashütte) lag gegen Abend bis zum 30jährigen Kriege ein kleiner Ort, das Ellend genannt, der nur aus ganz wenigen Häuschen bestanden haben mag und durch die Verheerungen des Krieges gänzlich verschwunden ist. Seine Felder gehören jetzt zum Rittergut Bärenstein.“ (An den Weiler erinnert noch heute der „Ellendssteig“, ein Waldweg, der vom Bahnhof Bärenstein durch die Steilbänge des Müglitz-

tales nach Kleinbörnchen hinaufführt.) Ich erwähnte vorhin, daß Eiland bei Tyssa einst ein Hammerwerk besessen habe. Ja, es ist wohl sogar sein Ursprung in dieser Eisenhütte zu suchen. Nach ihm wird auch der Oberlauf der Biela bis zur Landesgrenze als Hammerbach bezeichnet. Der Hammerhof zu Eiland wurde später in Erbpacht betrieben. Er diente auch eine Zeit lang als Glashütte.

Albert Schiffner schreibt 1845 über das Hammerbach- oder obere Bielatal:

„Der Bielgrund . . . ist ein mäßig breites, an 200 Ellen tiefes, üppig fruchtbares, jedoch schon raub gelegenes Wald- und Wiesental. Es bezeichnet den oberen Teil der Biela oder Biela. Sie bildet sich fast eine Stunde oberhalb der Schweizermühle aus der dünnen Biela, die aus SW von Schneeberg kommt, und aus dem Hammerbache, der aus SW von Eiland abfließt . . . Das Tal ist abwärts einsam und zeichnet sich durch seine sonderbaren Felsklippen, meist schmal und in kühn-drohenden Gestalten aufsteigend, vor jedem andern Tale der sächsisch-böhmischen Schweiz aus. Es enthält auch mehrere Höhlen und gefällt außerdem durch den überaus klaren, munteren, breiten Bach. . .

Der Grund des Hammerbaches bildet ganz oben einen Kessel, dessen Wände nur durch einige sehr steil ansteigende Schluchten unterbrochen sind. Diese führen auf das Plateau, das sich zwischen Schneeberg, Tyssa und Eiland verbreitet. . .“

Über Eiland selbst berichtet Albert Schiffner, dieses Tetschener Dorf erfülle den Kessel des Hammerbaches mit seinen geringen 40 Häusern. Von ihnen erwähnt er dann den „verpachteten Hammerhof (ursprünglich ein Eisenhammer, später eine Glashütte), eine Mahl- und Sägemühle“. Die Bewohner Eilands fertigen dieselben Waren wie Tyssa,

spinnen, treiben Waldarbeit und haben mehrere Forellenteiche.

Heutzutage gehen viele Dörfler, besonders die Mädel, nach Tyssa in die Knopffabriken. Die Umgebung Eilands zeichnet sich durch ihren Reichtum an Quellen und Höhlen aus. Das bekannteste Felsloch ist die Zwerghöhle. Um sie zu besuchen, kreuzen wir beim Gasthaus zur Mühle die Biela und wandern an den Grenzsteinen westwärts, in Richtung Kaitza. Nach 10–15 Minuten gelangen wir oben auf der Höhe im Walde an eine Höhle. Sie zeigt einen tiefen, senkrechten Spalt, der stellenweise so eng ist, daß man fast steckenbleibt. Seilsicherung von oben ist zu empfehlen. Der leicht zu findende Eingang bildet eine große Erdspalte. Früher fanden sich hier Balken und Bretter. Eine alte Sage berichtet, der unterirdische Gang führe unter den Tyssaer Wänden hinweg bis zum ehemaligen Schlosse Altschönstein. So schreibt Carl Merkel 1826 in seinem Bielaführer: „Beym Zwergloche, auf der Abendseite gelegen, vermutet man noch Höhlen, die bis Schönstein gehen sollen.“ Merkel empfahl für Streifzüge durch Eilands Umgebung als Führer den jüngsten Sohn des ehemaligen Richters, Joseph Nickel. Er sagt von ihm: „Dieser junge Mensch weiß sowohl in der romantischen wie in der rauben Abreitung des Gebirges in Sachsen und in Böhmen guten Bescheid“. 1840 wohnten im Bielagrund zwei Fremdenführer, Johann Gottfried Förster und der Lohhändler J. G. Ranisch. Der Name des Eiländer Zwergloches erinnert an eine Höhle bei Langenbennersdorf, die auch so heißt. Von dieser Felspalte weiß das Volk zu berichten, sie führe bis zu dem ziemlich entfernten Herrensitz des Dorfes. Weitere Zwerglöcher finden wir in unserer Heimat am Hutberge bei Weißig, in der alten Post bei Pirna (am sogenannten Querstenberge) und im Liebenhauer Grunde.

Ein besuchenswertes Brunnlein dicht bei Eiland ist der Zehrbrunnen. Wir finden ihn gleich unterhalb des Dorfes an der nach Schweizermühle führenden Talstraße, bereits auf sächsischem Gebiet, doch nur etwa 5 Minuten vom letzten Gasthaus Eilands entfernt. Das Volk schreibt seinem Wasser besondere Heilkraft zu. Leider hat man vor wenigen Jahren den alten Namen Zehrbrunnen in Jungbrunnen umgetauft. Fände sich der Heilquell in der Nähe einer Großstadt, so hätte sicher ein unternehmerischer Spekulant schon längst eine Brunnenvertriebsgesellschaft gegründet.

Wie es bei Eiland einen Zehrbrunnen gibt, so birgt unsere Heimat auch einen Quell, dessen Wasser besonders starken Hunger erzeugt. Das Volk nennt ihn darum den Fressbrunnen. Vor dem Besuch von Hochzeiten, Kindtaufen und der Kirmes möchte ich dir, lieber Leser, einen guten Trunk aus dem Brunnen sehr empfehlen, damit du nicht durch Appetitlosigkeit deine lieben Gastgeber enttäuschst, sondern bei den genannten Festivitäten wacker deinen Mann stellen kannst. —

Gute Bierquellen findest du in Eiland. Vor 100 Jahren mögen freilich die gastronomischen Verhältnisse hier noch recht im Argen gelegen haben, denn es heißt darüber im „Bielaführer“ Carl Merkels: „Im Dorfe finden wir weiter nichts zu unserer Stärkung als ein Glas Bier, eine Butterschnitte und eine Portion Kaffee. Übrigens ist das Nachtquartier keinem angesehenen Manne zu empfehlen, doch dürfen wir der Hoffnung sein, daß diesem Übelstand bald abgeholfen werden wird.“

Heute bemühen sich in dem kleinen Eiland nicht weniger als vier oder fünf Gasthäuser dem Besucher den Aufenthalt hier so angenehm wie möglich zu machen: Die Böhmisches-Sächsische Schweiz, die sogar einen Tanzsaal aufzuweisen hat, der Felsenkeller, die Mühle und das Gasthaus zur

Grenze, früher zum Bielatal genannt. Auch sind zahlreiche Privatquartiere zu haben, so daß an Unterkunft und guter Verpflegung kein Mangel ist.

Einen sehr starken Prozentsatz der Besucher Eilands bilden die Sächsischen Bergsteiger, die hier ihr Paradies finden. Kein anderer Winkel der an Kletterfelsen doch so überaus reichen Sächsisch-Böhmischen Schweiz birgt soviel Türme, Tadeln und Felswände wie die Umgebung Eilands. So schrieb schon vor reichlich 20 Jahren, als der Bergsport in der Eiländer Gegend eben erst aufgekomen war, Rudolf Gebrmann in seinem 1908 erschienenen Buche „Der Bergsteiger in der Sächsischen Schweiz“ vom Bielatal und insbesondere von dem Eiländer Gebiet:

„Unabhängig von der allgemeinen Entwicklung des Klettersports in der Sächsischen Schweiz wurden im Bielatalgebiet schon in den 1870er und 1880er Jahren Felsbesteigungen durchgeführt. So wurde schon früh besucht der Darenstein, der Südliche Wiesenstein, der Untere Mühlwächter oder Ottstein. . . Vor allem waren es Bewohner und Angestellte der Jaunknechtsmühle (jetzt Ottomühle) und der Worm- oder Schwarzmühle. Um 1890 besuchten Friedrich Meurer und Oskar Schuster (zwei bekannte Pioniere unseres heimischen Bergsportes) vorübergehend das Gebiet und erstiegen wohl zuerst Schusterturm und Artariastein. Während der 1890er Jahre führten die Familie Weber in Oberbielgrund und ihre Gäste Besteigungen aus. All diese Unternehmungen beschränkten sich auf leicht ersteigliche Felsen.

Planmäßig vom Gesichtspunkte des Bergsteigers durchforscht wurde das Gebiet zuerst von 1902 an. Da wurde bekannt, welche Fülle von noch unbe-

zwungenen Türmen hier ihres Besieglers harpte, und von 1904 an ward es lebhafter in diesen Felsen. Die Gegend wurde geradezu zu einem Modeklettergebiet und ein Magnet für die, denen nach Neubesteigungen gelüstete. Perry-Smith, Schueller, Paul Keppler haben in dieser Zeit Felswege erschlossen, die man „die Hochschule der Wandkletterei“ nennen kann.

Die Landschaft bietet fast überall den gleichen Anblick eines langgestreckten Waldtales, auf dessen Grund sich eine Allee hinzieht. Dafür ist das Bielatal in seinem oberen Teil ein wirklich schöner Grund, der in seinen zahlreichen Windungen immer neue Bilder zeigt. Kühne abenteuerliche Felsgestalten fesseln allenthalben das Auge. Fernblicke fehlen ganz, nur mittelbar bei Eiland und Kaitza reicht der Blick etwas weiter. Anmutig ist die Ansicht der schlichten, friedlichen Häuser und der frischen, grünen Wiesen. . .“

* * *

In der Umgebung Eilands sind an Kletterfelsen besonders die folgenden zu nennen: Waldtornadel, Wachsender Förster (schon vor 100 Jahren so genannt, wohl eine recht gute Erfindung des Rosenthaler Unterförsters Puttrich, der den Kandidaten Merkel auf seinen Streifzügen hier begleitete), Riesenturm, Grenzturm. Mehrere Kühne Felsgestalten erheben sich gerade über der Eiländer Schule, so der Sonntagsturm oder die Eiländer Spitze, der Kaiser-Franz-Joseph-Turm und der Wurzelstein. Der Tal-schleicher aber, der die Felsen nur von unten sich anstiebt, dafür aber die Wirtschaftshäuser von innen, ruft uns Bergsteigern zu:

„Bequem ist's, merk, im Tal zu bleiben, und manchmal auch gefunder.

Wer niemals einen Fels bestieg, der fiel auch nie herunter.“

Betrachtungen zum Alpen Film

Dr. Egon Hofmann-Linz

Der alpine Film hat die Gunst des großen Publikums errungen. Er besitzt auf dieses die Zugkraft wie jeder andere Spielfilm, sei er stumm oder ein Tonfilm. Auch jene, die mit dem Alpinismus nichts zu tun haben, sind begeistert. So trägt der alpine Film zweifellos bei, das Interesse für den Alpinismus zu wecken und zu vertiefen. Und dies geschieht selbst dann, wenn der alpine Film Auswüchse zeigt, über die sich der Bergsteiger ärgert. Nur für diesen erscheint der Film als eine Abart, nicht aber für die Menge. Im Kampf der Meinungen sind schon viele Ströme von Tinte geflossen. Wenn ich in den folgenden Zeilen eine objektive Stellungnahme zeigen möchte, so ist es insbesondere deshalb, weil die künstlerische Wirkung des alpinen Films noch zu wenig behandelt erscheint. Ich scheidet die alpinen Lehrfilme von vornherein aus. Sie dienen wie ihr Name sagt, zum Anschauungsunterricht und können hierbei genau so wie medizinische Filme, gute Dienste leisten. Auf künstlerisches Gepräge machen sie von vornherein keinen Anspruch. Wenn man die alpine Filmproduktion betrachtet, wird man bemerken können, daß ursprünglich die Bergwelt als solche und die Naturaufnahmen Hauptzweck der Darstellung waren. Ich kenne einen Film, der die Besteigung der Grepon schildert, einen andern von der Requin, und ich selbst habe bei einem solchen, der die Wintererbesteigung des Großglockners zum Inhalt hatte, mitgewirkt. Diese Filme sind alle älteren Datums, und wurden durch den alpinen Spielfilm abgelöst. Eine logische Folge der Entwicklung, die jeder begreift, der etwas Einblick in das Filmwesen gewonnen hat. Ich möchte von vornherein betonen, daß ich alles eher bin, als ein

Filmenthusiast, worauf ich noch später zu sprechen komme. Der alpine Film (im strengen Sinne) wendet sich als ein Sachfilm an das alpine Publikum. Und wenn dasselbe auch nicht gerade gering ist, so reicht es doch nicht aus, um einen Film rentabel zu gestalten. Schon deshalb nicht, weil es schwer ist, einen alpinen Film von mehreren 1000 m Länge herzustellen, und so lang muß er sein, damit er ein Programm füllt. Der Film ist eine Industrie wie jede andere. Und eine Industrie wird nicht deshalb in das Leben gerufen um Kulturwerte zu schaffen, sondern um Dividenden auszuschnütten. Ein höchst profaischer Standpunkt, den unser wirtschaftliches Leben bedingt. Das mitunter ein Film Kulturwerte besitzt und die geographischen und naturwissenschaftlichen Filme, wie sie unter anderem die „Urania“ in Oesterreich zeigt, laufen ja auch unter dem Titel Kulturfilme — ist etwas, das nebenbei herlaufen kann, aber aus diesem Grunde allein wird kein Film gedreht. Denn ein Film kostet Geld, und muß sich infolge dessen rentieren. Und dies tut er nach Ansicht der kaufmännischen Filmleute nur dann, wenn er so beschaffen ist, daß er nicht nur im Inlande sondern auch im Auslande rollen kann, das in diesen Dingen eine vollkommen andere Psyche besitzt. Der Film ist also ein Geschäft und muß als solches betrachtet werden, womit ich die volkswirtschaftliche Seite dieser Angelegenheit für genügend erörtert finde. Der Alpinist hat in gewissen Dingen, wenn es sich um sein Bergsteigertum handelt, eine vom großen Publikum abweichende Ansicht und hat auch das Recht, diese zu besitzen. Aber die Forderungen die er in diesem Punkte erhebt, schießen mitunter über



Am Hang
Aufgenommen mit
Zeiß Ikon-Kamera
(1:11, $\frac{1}{50}$ Sek.
3fache Gelbscheibe)
phot. Steiner

das Ziel hinaus, und gerade er ist nicht immer der richtige Mann, um über künstlerische Dinge im Alpinismus ein maßgebendes Urteil zu fällen. Das bemerken wir auch in der bildenden Kunst. Auch hier ist sein Ideal die sogenannte objektive Wahrheit und die angebliche Naturtreue. Daß es eine solche nicht gibt, sehen wir sogar aus den Lichtbildern, wo es sich doch nur um das starre Objektiv und einer angeblich nur physikalischen Gesetzen unterliegenden Linse handelt. Das was man unter Naturalismus versteht, ist schließlich auch nichts anderes wie eine subjektive Einstellung. Das Publikum sieht die Gebilde des Künstlers zumeist mit den Augen einer vergangenen Epoche, eben weil es die Künstler dieser Zeit das Schauen gelehrt haben und es dann noch so gewöhnt ist. Deshalb lieben die Bergsteiger auch bei den Bildern oder in der Zeichnung die mehr topographische Darstellung, die in vielen Fällen mit künstlerischer Gestaltung nichts zu tun hat. Denn Kunst ist nie ein gedankenloser Abplatz der Natur, sondern immer ihre sub-

jektive Gestaltung. Diese subjektive Gestaltung kann viel wahrhaftiger sein als die topographische, nämlich dann, wenn das Motiv künstlerisch einwandfrei gelöst wurde. Und nur darauf kommt es an, ebenso bei dem alpinen Film, wenn man die Forderung erhebt, daß er künstlerische Wirkung erzielen soll. Allerdings meinen die alpinen Filme der letzten Jahre diese Forderung zu erfüllen. Aber sie sind, wie auch die anderen Filme, Spielfilme und ein Spiel hat mit Wahrheit nichts zu tun. Wenn man bei den alpinen Filmen dieser Art etwas aussetzt, so ist es eigentlich nicht der Mangel an Wahrhaftigkeit einzelner Szenen, sondern der Einwand, denen man auch bei vielen anderen Filmen erheben kann, daß sie den Küß streifen, um ein Wort zu gebrauchen, daß sich einmal in der Kunst eingebürgert hat und sich schwer umschreiben läßt. Jedemfalls beinhaltet eine gewisse Nüchternheit und Gefühlsduselei, eine Mache, die mit Recht auf die vorhandenen Instinkte des Publikums spekuliert. Und hier sehe ich den springenden Punkt. Der Alpinist ist ge-

wiß im Grundzuge seines Wesens Romantiker. Aber er ist weit entfernt die gefühlvollen Krokodilstränen der Nührung von den Wimpern rollen zu lassen. Und so ist das, was ihn bei den alpinen Filmen vielleicht, unbewußt nicht die Unwahrscheinlichkeit einzelner Szenen, sondern die Süßlichkeit auf die manche Akte hinauslaufen. Für den Alpinisten kann eigentlich die Handlung eines Films herzlich gleichgültig sein, weil es garnicht möglich ist mit den Mitteln des Filmbandes eine künstlerische Lösung der Welt des Alpinisten, oder den Gedanken des Berges zu geben. Dazu ist weder das Wort, noch die bildende Kunst imstande, sondern vielleicht höchstens die Musik, als die absolute Kunst schlechthin. Denn es handelt sich ja nicht um die Wiedergabe der Natur, die im Bilde bloß ausschnittsweise erfolgen kann, sondern um den ganzen Komplex des Berggefühls, der weit in das Metaphysische hineinragt.

Ich meine daß wir Bergsteiger mit einem Film zufrieden sein müssen, der uns die Schönheit der Hochgebirgsnatur vor Augen führt und daß wir jede Handlung eigentlich nur als störendes Beiwerk ansehen sollen, von dem wir nichts erwarten dürfen. Und den einen Vorteil hat der Film von der Standphotographie doch zweifellos voraus, daß er uns die Berge auch im Wechsel des Lichtes und der Stimmungen zeigen kann. In künstlerischer Art, wenn der Operateur sein Handwerk versteht, und das tun sie alle welche die letzten großen alpinen Filme gedreht haben.

Aber diese Bilder allein würden nie genügen um einen Film entstehen zu lassen. Denn das Wesen des Films ist die Bewegung, und das Wesen der Berge ist nach meiner Ansicht gerade der Gegenpol, die starre monumentale Ruhe. Wenn nun die Berge filmmäßig gebracht werden, so muß eben das Moment der Bewegung, das sonst kaum vorhanden wäre, künstlich

in sie hineingetragen werden, und das geschieht durch die Handlung. Aus diesem Grunde ist es auch klar, daß es viel weniger Kletterfilme als Skifilme gibt. Die weiße Kunst ist eben viel abwechslungsreicher und daher für den Film viel geeigneter, als die mehr monotone Art des Kletterns oder der Sommertouristik. Und aus diesem Grunde nimmt die Abfahrt auf Skiern und mitunter lächerlicher Skimäzchen einen breiten Raum ein. Wenn bei einem der letzten Filme, mit den für Bergsteigerohren häßlich klingenden Titel: „Die weiße Hölle des Piz Palü“ — das große Publikum braucht aber geradezu diese Sensationsüberschriften — ausgestellt wird, daß man fortwährend Lawinen niederröllen sieht, und dies der Wirklichkeit nicht entspricht, so ist dieser Einwand nicht gerechtfertigt, denn gerade diese Dinge wirken nicht unkünstlerisch. Und nur darauf kommt es an. Auf Wahrheit braucht kein Film Anspruch zu erheben. Auch dann nicht, wenn es sich um einen sogenannten Bergsteigerfilm handelt der nur eine untergeordnete Abteilung des Films darstellt, wenn uns dieser auch als Bergsteiger interessiert. Wenn natürlich, wie es beim Matterhorn geschieht, dieser Film als Tatsache hingestellt wird, haben wir das Recht ihn abzulehnen. Es gibt anscheinend Bergsteiger, die noch hoffen, daß einmal der alpine Film das künstlerische Problem des Berges in restloser Weise lösen wird. Wir können nur technische Fortschritte der Filmdarstellung erwarten, und schöne Landschaftsbilder. Eine Steigerung in diesen Punkten haben wir ja tatsächlich erlebt. Wir müssen uns freuen, wenn die einzelnen Darsteller ihre Rolle so wiedergeben, daß man das Gefühl hat, ein Bergsteiger steht auf der Leinwand und nicht ein Schauspieler, der eine Rolle bloß mimi. Mehr können wir vom alpinen Film nicht verlangen. Denn kein menschliches Beiwerk kann dem Wesen der Berge gerecht werden.



Raum der Burg
Neurathen mit
der Schweden-
inschrift
Phot. R. Mäde

Burgengeschichtliche Wanderung nach Rathen

Richard Mäde

Der heutige mit der Natur verwachsene Mensch hat sich sportlich vielseitig gebildet. Er wandert, klettert, schwimmt, paddelt und läuft Ski. Sein Sport ist Selbstverständlichkeit, Notwendigkeit und Lebensfreude geworden.

Zu seiner Ausübung befähert ihm unsere heimatliche Erde im Wechsel der Jahreszeiten ein reiches Füllhorn herrlicher Ziele und lockt ihn, die jeweils zusagende Sportart auszuüben. Bei sonnigwarmem Sommerwetter oder im Winter bei tiefem Pulverschnee findet er rasch die richtige Spur. In der schmucklosen Vorfrühlingszeit oder an herbstlichen Nebeltagen fällt es ihm jedoch schwer, lohnende Fahrt zu bestimmen.

Nachfolgende heimatkundliche Wanderung mag für solche Tage empfohlen sein. Sie führt in den berühmten Felsenzirkus des Rathener Gebietes, das der Bergsteiger zur

Hauptreisezeit gern meidet. Nicht die geheimnisvollen Fasteigründe oder fühne Felsentürme sind als Ziel erkoren, nein, geschichtliche Spuren sind es, die wir suchend entdecken wollen: die Reste der Burgen Alt- und Neurathen.

Alle Klubgenossen nehmen selbstverständlich an der Erkursion teil und finden sich zum Frühstück im Gastzimmer der Burgruine Rathen ein. Ihrem Tourenführer liegt es ob, hier vorerst über Urkunde, Geschichte und Sage der beiden Raubnester zu plaudern, Kenntnisse zum Besten zu geben, die er aus den Büchern der Heimatforscher Meiche und Waltber (SBV-Bücherei!) geschöpft hat.

Etwa 800 Jahre zurück im 11. Jahrhundert, liegt die Gründung dieser Elbeburg Rathen. Die Felsenlandschaft gehörte damals zum Königreich Böhmen. Später

gelangte sie mit der Herrschaft Wildenstein in den Besitz der Wettiner Fürsten, Auch die Eigentümer der Burg haben gewechselt. Die reichsten Kenntnisse besitzen wir vom letzten Ritter, dem Hans von Olsnitz. Er muß ein schlimmer Gefelle, ein echter Raubritter gewesen sein, sonst hätten ihn die Wettiner Ernst und Albrecht nicht belagert und seine Burg im Jahre 1467 zerstört. Inmitten der Ruinenreste steht das heutige, nach einem Brande von 1902 neu errichtete Gasthaus. Es beherbergt mancherlei ausgegrabene Denkwürdigkeiten aus dieser tragischen Ritterzeit. Waffen und Fesseln erzählen von Wehrmännern und Gefangenen; ein Getreidemörser von der Tätigkeit der Ritterfrauen. Erwähnenswert sind noch zwei hübsche Sagen, die eine erzählt von einem hartberzigen Ritter zu Rathen, den die Bienenvölker des Honigsteins strafend zu Tode stachen, die andere berichtet von fröhlicher Zecherei drunten im Erbgericht unter Schiffsherren, denen der Wein aus dem Burgkeller gar schlecht bekommen. Es gilt nun, auch dem Gebiet der Felsenburg Neurathen einen Besuch abzustatten. Ein schmaler Felsgrat zieht sich aufwärts zum Basteiweg, an welchem rechts und links sich das gesuchte Felsmassiv befindet, das die Burganlage getragen hat. Leider kann uns keine Urkunde darüber berichten. Zahlreiche Balkenlager, ausgebaute Felsgemäuer, sowie eine Zisterne deuten sicher auf die Wehranlage, vielleicht sogar auf die im Ausbau begriffene Hauptburg. Die Burgräume sind etagenweise ausgemeißelt, zum Teil liegen sie weit auseinander. Die Zisterne umgeben hohe Felswände, wahrscheinlich den ehemaligen Burghof und droben der Gipfel des Mönchstein

beherbergt das Steinloch, den Lugposten in das Elbtal.

Die letzten Bewohner dieser Steinburg waren geflüchtete Einwohner von Rathen. Sie haben sich durch folgende Inschrift verewigt: „1706 war ter Swete in Lante, er kuffete vil Gelt“. (Abbildung)

Allen diesen Spuren nachzugehen, sie aufzustöbern, im Geiste die Burg wieder aufzubauen und sich das längst vergangene Ritterspiel darin vorzustellen, ist höchst lobnend.

Beim Überschreiten der Basteibrücke bemerken wir eine Steintreppe, die am Fels der Steinschleuder emporführt. Man gerate hier nicht auf falsche Ritterspur, denn sie hat ein Oberkellner des Bastei-Gasthauses im 19. Jahrhundert verbrochen. Echtes Wahrzeichen befanden sich aber auf diesem Gipfel, Steinkugeln, als Munition einer mittelalterlichen Steinschleuder. Eine weitere spätere Verschönerung sind auch die 487 meist verfallenen Steinstufen, welche vor dem Ferdinandsstein in die Vogeltelle hinabführen. Der Förster, der sie als Zugang vom Wehlgrund zur Bastei 1814 vor Errichtung der ersten hölzernen Basteibrücke anlegte, wird lieber im Grabe bleiben, als seinen Aufstieg durch den heutigen Basteiunrat daselbst nochmals zu versuchen.

Inzwischen ist es Mittag geworden. Im schönen Basteiwald, am alten Steinkreuz nehmen wir das Mahl ein und überlegen uns, wie wir die dort vergrabenen Schätze am besten heben können. Dann wandern wir durch den Reingrund und hinüber zu unserm Bergsteigerheim nach Wehlen, in die SBB-Hütte, um den heimatkundlichen Tag in fröhlicher Gemeinschaft zu beschließen.

Der Alleingänger

Willy Ehrlich

Er heißt Müller! Doch soll das nichts beschönigen! Sein Götterleibchen würde im Paß amtlich als stark beleibt und unterseht protokolliert werden. Das Bäuchlein mit seiner gleichmäßigen Wölbung ist auch sein Stolz; dabei soll das . . .lein ganz und gar nicht verkleinernd aufzufassen sein. Über das Bäuchlein spannt sich ein sportlich grauer Wollschwitzer, der ein einseitig verlagertes zackiges Muster aufweist. Ob damit nun die sportliche Note oder das Bäuchlein unterstrichen werden soll, konnte ich nicht ergründen. Müller antwortete auf meine vorsichtige Frage: „Wie es verlangt wird!“

Ganz zu seiner Statur passend ist Müllers Gemüt. Immer ein lustiges Wort auf den Lippen, selbst bei Pappschnee!! Immer bereit, einen Spaß zu machen, selbst wenn er dabei leidtragend mitwirken muß. Wo er ist, ist Lachen und Frohsinn und Sonne. Müller ist Mitglied eines Kegelklubs. Dieser Kegelklub hat eine Skiabteilung, die 20% aller Kegelsporttreibenden Mitglieder als Winter Sportler zählt; nämlich alle Mitglieder des Kegelklubs, das sind einmal 100% und alle liebe Gattinnen vorgenannter Mitglieder, das sind die restlichen 101%. Und wenn die Kegelbrüder so tüchtige Kegel schieben wie ihre Bretter, dann müssen Sie anerkannte Sportler sein. Man trifft sie oft oder nur hinter Rehefeld, hinter Vorderzinnwald. Eines Sonnabends meldete der Wetterbericht für Altenberg eine Schneehöhe von 3 cm. Es war also für den Sonntag nicht viel Freude am Skilauf zu erwarten. Trotzdem waren die Kegel mit ihren 101% da. Sie hatten gemeinschaftlich Ausfahrt über den Bornbau nach dem Roten Kreuz angesetzt. Es verlief alles programmäßig bis auf Müller. Dieser wollte von der Über-

querung des Bornbaus nichts wissen. Vermöge seines beträchtlichen Übergewichtes drückte er die bescheidene Schneedecke so weit ein, daß selbst das reichliche geschmierte Wachs auf dem erreichten Boden unserer guten Erde keine flüssige Fahrt erzielen konnte. Müller schob getreu § 1, der Satzung seines Kegelklubs. Er trennte sich vom Gros und schob dem Kreuze oder wohl wahrer, der dort stehenden Baude zu. Beim Eintreffen des Klubs saß Müller freundlich lächelnd und, beim Zutrinken einer feisßen Blume, mit der Sonne wetteifernd strahlend am Fenster. Er hatte gegen Ansturm einen Tisch verteidigt. Das trug ihm ein Lob des 1. Vorsitzenden ein.

Nun sollte es nach Hause gehen. Und der besseren Schneelage wegen mit einem Umweg über den Kamm. Davon wollte Müller verständlicherweise nichts wissen. Kurz entschlossen sagte er den Kegelbrüdern beim ersten Abzweig eines Weges, daß er auf kürzestem Wege nach Altenberg zurück müsse. Eine Verabredung in Dresden binde ihn. Und außerdem kenne er die Wege sehr gut. Ohne erst eine Antwort abzuwarten, bog er ab mit Gruß „Gut Holz!“ Verdutzt sahen ihm die Freunde nach. Müller aber schob davon, seine Arme wie bei einem Christbaumengel weit von sich bewegend und eine Spur ziehend, die an die Breite einer Kegelbahn erinnern konnte. Und die Formen waren sich nicht ähnlich.

Er kommt nach Kalkofen. Und richtig, dort der schöne Waldweg. Es geht wieder bergauf. Stimmt! Jetzt gehts zum Kahlberggrücken. Nur ist dieses Mal der Aufstieg so sehr, sehr lang. Endlich eine Straße, die unserem Müller bekannt schien. Inzwischen war es dunkel geworden. Müller zieht die Straße entlang. Es wird immer

fremder um ihn. Doch mag das daran liegen, daß er bei Dunkelheit noch nie allein am Kableberg war. Jetzt wird es doch zu dumm! Endlich, dort ein ins Tal führender Weg. Müller wird stolz! Seine schon langsam zusammensinkende Gestalt strafft sich wieder. Und nun nimmt er sich auch Zeit sich kurz zu verschmaufen. Den Weg hinab! Nichtig! Jetzt kennt er sich gut aus, die Wege ist er vor kurzem erst gegangen. Es kann wohl nicht mehr weit sein. Durch den Wald sieht er ein Licht leuchten, auf das sein Weg zuführt. Müller fängt jetzt an zu summen. Natürlich ein Skimanns-Lied. Doch beim Näherkommen zu dem Licht, wird das Summen immer bröcklicher. Bald bleibt er stumm stehen. Er war in Kalkofen!

Müller schiebt, ohne auch nur das Wirtshausbild anzusehen, vorbei. Er stolpert über Schneereise, Maulwurfshügel, die es in diesem Jahre so zahlreich gibt, zum Bach hinunter. Am Bach, denn der geht ganz sicher über seinen Berg, rollt sich Müller

nach Rehefeld. Dabei schiebt sich seine sonst unbescheidene Unterlippe hervor. In Rehefeld aber lacht Müller wieder.

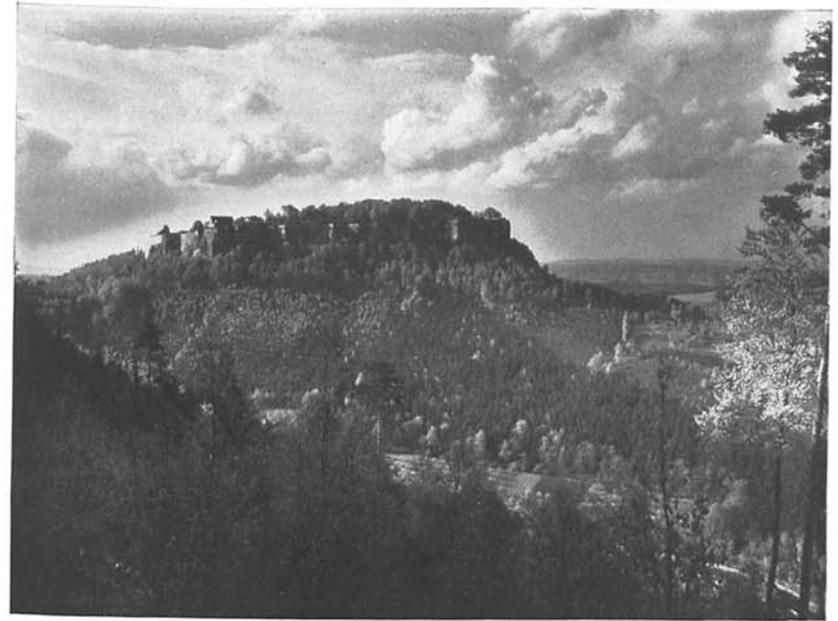
Denn dort stand ein behaglicher Bus. Warm und hell! Und neben dem Bus stand ein großes Wirtshaus. Und in dem Wirtshaus gab es ein ordentliches Bier. Seele und Leib wurden getröstet. Und frisch und doch stolz fährt Müller nach Schmiedeberg! Von Schmiedeberg mit anderem Bus in großer Laune läßt sich Müller nach Altenberg bringen. Fünf Stunden nach der Trennung von seinen Freunden erscheint Müller wieder. Er gab ihnen ein Bericht von seiner Nachtfahrt allein im Wald, allein auf dem Kamm des Erzgebirges. Wortreich und mit sprechenden Armen und Beinen und manchmal mußte der ganze Körper mit reden. Er setzte seine Worte wie zur Zeit seiner ersten Liebe! Er schilderte das Erlebnis der Allein-fahrt durch den nachts stillen Wald mit Worten, die nie zuvor gefunden worden. Nur die Busfahrt, die gab er nüchtern und trocken.

Wenn der Frühling auf die Berge steigt ...

Kurt Weißentfels

Wenn im Polenztal die Märzensbecher und auf den Langenbennersdorfer Wiesen die Himmelschlüssel blühen, dann ziehst uns wieder in unsere Berge. Das war aber auch ein zünftiger Winter — 4 Monate Schnee — und wer Geld hat, fährt in höhere Regionen um der weißen Kunst weiter zu huldigen. Ich aber gebe stempeln — na, da gehst eben in die Berge, natürlich per Rad, wir müssen sparen. Ziel: Gans, Hartmannweg. Ein Sehnens hat mich gepackt nach meinen Bergen. Am 16. November 1930 stieg ich das letzte Mal mit meinem alten Bergfreund Paul am Hoben Riß des Falkenstein. 4 Monate war ich meinen Bergen untreu ge-

wesen. Im schnellen Tempo überwand ich die wellige Staatsstraße nach Pillnitz, fuhr im Schuß hinab in die Kastanienallee, durch Oberpoyritz nach Topitz; erreichte die Höhen und heidi flüzte mein Rad hinab nach Lohmen. Ich lasse das Rad laufen, würziger Duft der Erde weht mir entgegen, da oben hinter Lohmen im grünen Wald, da stehen meine Felsen, noch deckt sie der mächtige Vorhang der grünen Wälder. Nachdem das letzte Haus Lohmens erreicht ist, jage ich jauchzend die erste Welle hinab in den Forst, nehme die Gegensteigung mit Anlauf. Und so kommen noch etwa 6 solcher Wellen; für den Radfahrer das, was die Schußfahrt dem Schiläufer.



Die Festung Königstein vom Quirl aus gesehen

Aus den Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz

Ein letzter Anlauf, und ich stehe vor dem Bastei-Restaurant. Bei dem Platzmeister befindet sich mein Rad in treuen Händen. Nun aber hinab. Auf der Basteibrücke begrüßen mich die liebgewordenen Felsen im Sonnenglanz. Heil, ihr alten Freunde, ich bin wieder da! Nun gebt mir wieder das, was ihr mir schon zwei Dezennien gewährt, Trost und Erleben! Im Wehlgrund höre ich Finkenschlag. Ob wohl die Kohlmeise wieder da ist, welche am Einstieg zum Gühnekamin, wo wir stets essen, im vorigen Jahre ihren Futterplatz hatte und sich zutraulich von uns füttern ließ? Tiefatmend ersteige ich den waldigen Rücken der Gans; ich bin am Ziel auf dem sonnigen Frühstückspatz. Blinzeln schaue ich in die Sonne. Da kommt aus dem kleinen Birkenbäumchen unser kleiner gefiederter Freund hervorgeflattert, setzt sich ganz dicht vor mir hin, guckt mich mit großen schwarzen Augen an. Ach so, entschuldige Kleiner

Freund, wir wollten doch zusammen frühstücken. Und es hat mir besser geschmeckt als an einer Tafel! Ich verstaute meinen Rucksack am Sattlerriß und wer saß dort? Mein kleiner Freund! Bis zum Anstieg des Hartmannweges begleitete mich das Vöglein, dann blieb es zurück in seinem Waldrevier. Und ich stieg — welch langentbehrte Seligkeit — Wand, Kamin, Riß, Schrofes, Kamin, Schlußwand. Der Gipfel ist mein im Sonnenlicht. Nimm hin mein stummes Gebet Allmutter Natur! Wie kann mich der Gansfelsen und gar noch über den leichtesten Weg so locken?, höre ich im stillen die sogenannten „Kanonen“ brummen. Erstens weil ich nach den Wirkungen des Spaltfrostes im Frühjahr stets vorsichtig anfangen zu steigen und zweitens weil ich dem Gansfelsen mit seinem Hartmannweg eine unauslöschliche Dankbarkeit schuldig bin. Wie das kam? Weihnachten 1915 im Lazarett, ich merke,

man hat mich aufgegeben. Dazu kommt noch eine Karte zurück an meinen Bergkameraden Hugo Rabe mit dem Vermerk: „Schiff untergegangen!“ Ich erhalte eine Kampferspritze. Nach einiger Zeit bringt mir die Schwester Weihnachtsgrüße aus der Heimat von der Mutter, von vielen anderen „und sieh mal kleiner Sachse, auch Grüße von den Bergen!“ Hierig zitternd greife ich zu. Eine doppelte Tiefdruckkarte vom Rätbener Gebiet mit Weihnachtsgrüßen vom SVV war es. Immer wieder sehe ich mir die Felsen an, auf denen ich gestanden, jung und gesund und jetzt? . . . Dahinsiechen?! Tein! Ein unbändiger Wille durchflutet mich, ich muß wenigstens noch einmal auf einem Gipfel stehen, nur noch ein einziges Mal, ich muß, muß! Und als meine Mutter telegraphisch an mein Lager gerufen wurde, da zeigte ich ihr jene Karte aus den Bergen und sie kannte meine Medizin. Ich kam nach Hause Dienstags, mein Vater hatte wegen meinem Zustande Feldurlaub erhalten. Am Freitag erreichte ich mehr hangelnd als laufend die Küche. Meine Angehörigen waren entsetzt über meinen Eigensinn das Bett nicht mehr zu hüten. Gegen Abend, als sich meine Mutter beruhigt hatte, bat ich sie scheinheilig, mir doch mal meine Nagelschube zu zeigen. Als dies geschehen war, bat ich, sie doch mal zu schmieren, was auch geschah. Nun mußten die Schube gleich in der Küche bleiben, damit das Lederfett richtig einzog. Am Sonnabend sagte ich dann so mit künstlicher Ruhe: „Morgen werde ich nach Rätben fahren!“ Die Unterkiefer des Familienrates klapperten herunter ob meines wahnsinnigen Unternehmens, aber alles Bitten fruchtete nicht. In meinem harten Schädel existierte nur noch das eine Wort: „Berge!“. So kam es denn, daß ich an einem Frühlingssonntag hinausfuhr, angetan mit meinen Nagelschuben, welche gigantisch gegen meine Beine abstachen; denn

durch mein langes Krankenlager war ich znsammengeklappert. Ich stieg auf die Straßenbahn; oben hinter den Gardinen wischte sich meine Mutter die Tränen aus den Augen. Die Bahn rückte an, ich stand auf dem ersten Trittbrett, dann kam ich nicht mehr hoch. Die Schaffnerin packte mich am Kragen und zog mich hoch. Verlegen versteckte ich meine Nagelschube, da hörte ich schon einen Knochen, der mir galt: „Der hat paar Waden, wie de fettste Gake!“ Kurzum, ich war gerührt. Jedoch, ich habe meinen Willen durchgesetzt. Am 1. Sonntag kam ich bis an das Amselgrundschlößchen, am 2. Sonntag bis an den Wehlgrund, am 3. Sonntag bis an den Fuß des Gansfelsens, am 4. war ich am Hartmannweg ein Stück hochgestiegen, da flog ich wegen Entkräftung in den Sand. Ich war froh, daß es niemand sah. Am 5. Sonntag kam ich bis in die Scharte. Am 6. bis an die Schlußwand. Und am 7. Sonntag, da war mein Weihnachtswunsch von 1915 erfüllt. Eine Rinde fiel von mir, die ganze Welt hält ich umschlingen können, so leicht war mir ums Herz. Einem Sieger gleich stand ich auf dem Gipfel und heimlich streichelte ich den Fels, welcher mich wieder zum zielbewußten Menschen gemacht. Mein seelischer und körperlicher Zustand wurde zusehends besser und auch heute noch zähle ich mich zu den aktiven unter uns Bergsteigern und jedes Jahr, wenn der Frühling auf die Berge steigt, findet ihr mich unter den Sonnensuchern. Darum haltet diesem edlen Sport, der Menschenkörper eisern macht, hoch; denn Sonne und Luft zu genießen, wie es im Bergsport der Fall ist, wird selten in dem Maße geboten. Wer nicht am eigenen Körper erlebte, was es bedeutet, Sonne und Luft zu vermissen, dem empfehle ich einmal Zolas Werk „Gerwinal“, vielleicht dient dies dazu, viele zu überzeugen, was uns die Berge bedeuten.

Der Sturz in die Felspalte

Wilhelmine Baltinester

Am Abend haben wir die kleine Schutzhütte mit Beschlag belegt. Morgen in aller Frühe soll der Aufstieg zum höchsten Gipfel, die schwierige Kletterpartie, auf die wir uns nun seit einem Jahr freuen, beginnen. Nun heißt es schlafen, Kraft sammeln. Ist es die starke, dünne Bergluft, ist es die ungestüme Erwartung? Meine beiden Freunde und ich können nicht einschlafen. Und so fängt Paul, der den Kopf immer von Geschichten und Erlebnissen voll hat, zu erzählen an. Er erzählt mit sanfter Stimme von seiner letzten Liebe – oder Verliebtheit? –, und wir lächeln alle in die Dunkelheit hinein; er erzählt Geschichten aus den einsamen Bergdörfern, die er kennt wie feiner, und wir lachen laut, als die harten, braunen Bauerngestalten und ihre steinklotzige Grobheit bildhaft vor uns erstehen. Schließlich kommt ein Schatten in Pauls Stimme: er erzählt vom Bergtod seines liebsten Jugendfreundes, der auf der Neralpe verunglückte. Die umschattete Stimme sagt: „Noch sehe ich ihn vor mir, wie wir morgens ausrückten. Frisch, groß, breitschultrig, lachend, blond ging er neben mir. In uns beiden brauste die helle Bergfreude. Er sang bis zuletzt. Was für eine Stimme war das! Als wäre er der König der Berge. Er sang – und schon glitt er stürzte, verschwand, schlug tief unten schmetternd auf und lag – ein armes zerfetztes Bündel – in der schwarzen Felspalte, den letzten Ton noch in der Kehle.“ Wir schweigen. Nachtwind wirft sich gegen die Hüttentür, singt unter den Fenstern, stößt über dem Dach. Ich sehe den Mond aufsteigen, rötlich, riesengroß, wunderbar nah. Die ganze Stube erfüllt er mit seinem Schein von Blut und Feuer. Weder Hans noch ich bitten Paul um eine neue Ge-

schichte.

Lange noch liege ich wach und schaue in den roten Mond. Mir ist, als ginge mein Herz ganz unregelmäßig, und es verschlägt mir zuweilen dem Atem. Ich bin doch nicht berzkrank, mein Herz ist von Eisen – es taugt nicht zum „Brechen“.

Ich will nicht denken, ich will schlafen. Ich schließe die Augen, aber das dünne rote Licht scheint mir durch die Lider. Ich öffne sie. Ich sauge mich an diesem großen, fernen, einsamen Monde fest. Ich grüble darüber, ob er bewohnt ist, ob auch dort Menschen auf die höchsten Gipfel wollen, getrieben von schmerzlicher Sehnsucht nach zumindest räumllicher Höhe. Vielleicht stürzt in diesem Augenblick, während meine Augen auf dem Monde sind, dort oben just auf dem Punkt, den mein Blick berührt, ein Mensch in eine flassende Felspalte. . . Wir wissen nicht, wann wir sterben müssen. Eine dunkle Ahnung begleitet mich wie ein schwarzes Flügelpaar in den dumpfen Schlaf. . .

Die Hüttentür fliegt auf. Morgennebel. Kälte. Wir waschen uns mit eisigem Wasser. Mein Gesicht brennt davon. Paul bilft mir den Rucksack schultern; es wäre mir lieber, Hans hätte mir geholfen, denn mir scheint, es sei ein böses Vorzeichen, daß ich in diese Augen blicken muß, die einen Menschen haben stürzen sehen.

Ich beiße die Zähne zusammen. Ich fühle, wie ich friere und wie meine Hände zittern. Wozu gebe ich da in den qualmigen Nebelmorgen hinaus, als müßte das sein, als sei es eine nicht zu vermeidende, lebenswichtige Handlung? Warum bin ich nicht unten im Tal geblieben? Die beiden stehen schon draußen, ihre Kispickel schlagen flürend gegen die schlafenden Steine. Nebel lösen sich. Ich erblicke einen Teil der

grauen Steilwand. Von der Hüttenür aus gesehen, scheint es unmöglich, dort hinaufzukommen. Oben muß ein geheimnisvoll fremdes Wesen sitzen, das uns zieht. Das bin nicht mehr ich, die Klettert, steigt, sich hinaufschwingt, sich anflammt, anpreßt; das muß mein zweites, mein fremdes Ich sein, das zur Höhe gejagt wird.

„Gib acht!“ höre ich Pauls Stimme rufen. Ich reiße mich zusammen. Unvermittelt fällt mir meine Kindheit ein; die Schule – Spiele – Tanzstunde.

Ein Vorfall wird lebendig: Ich bin zehn Jahre alt und stehe auf dem Tennisplatz, und der weißrote Ball fliegt von meinem Tennisschläger fort. Ich schaue ihm nach, mir ist, als sei er ein Wesen, als sei ich es, die dort fliegen und fallen muß. Da fliegt mir der rasche Gegenball meines Spielpartners so heftig gegen die Brust, daß ich taumle. Meine Mutter stürzt zu mir her und birgt mich in ihren weichen Armen. Ich spüre, daß sie mich ins Haus tragen und auf das Bett legen. Aber ich kann die Augen nicht öffnen. Und dann ist nichts mehr. . . Ich liege tagelang im

Bett, und mein Spielkamerad kommt und entschuldigt sich knabenhaft-mürrisch:

„Ja – wenn du immer dastehst und träumst!“ . . .

Was würden sie sagen, meine nahen und fernen Freunde, wenn ich tot wäre? Sie würden aufseufzen und einen grauen Tag haben – und vergessen. Alles wird vergessen. Das ist vielleicht das größte Glück im Menschenleben.

„Aufpassen, Du!“

Von vorn und von hinten gelte es zugleich, mehr als ein Befehl: ein Schrei. Mit dem Kopfe nach unten stürze ich in eine Felspalte. Um mich ist eine saufende Leere wie nach einer großen Liebe, wenn das Herz ausgebrannt ist für alle Zeit. Ich sinke, sinke, sinke . . .

Es ist Nacht, und etwas berührt meine Schulter. Eine Taschenlampe blitzt mich weißgelb an. Paul steht da.

„Du liegst und stampfst mit den Füßen in die verwickelte Decke hinein, als wärest du schon mitten drin im Klettern! Aufstehen! Wir müssen den Aufstieg beginnen! Gleich wird es Tag!“

Beiwacht

Jacob Heß

Wir strebten kühn den Gipfeln zu,

Die Wangen braun gebrannt;

Nun stehn wir an vereister Fluh

Vom Dunkel übermannt . . .

Bleibt wach, bleibt wach, Gefährten mein!

Bewahrt Gefühl und Stand!

Der Tod läßt euch zum Schlummer ein

Mit ausgereckter Hand.

Die Guxe stäubt vom Gletscherjoch,

Der Nachtfrost krallte sich fest.

Ach Gott, ach Gott, wie schön wär's doch

Daheim im warmen Nest! . . .

Bleibt wach, bleibt wach, Gefährten mein!

Späht nicht zu oft hangab!

Der Himmel ist voll Sternenschein:

Doch drunten droht das Grab!

Die Weltallwanderer funkeln kalt,

Vom Schneegewölk umschwirrt,

Und Müde drückt mit Allgewalt

Auf uns, die nachtverirrt . . .

Bleibt wach, bleibt wach, Gefährten mein!

Bläst auch am eis'gen Hang,

Durchschauernd menschliches Gebein,

Der Wind den Sterbesang!

Die Nacht, wie lang. Der Tag noch weit!

Rings Urwelt, bar des Lichts!

Und tödlich langsam rinnt die Zeit

Ins bodenlose Nichts . . .

Bleibt wach, bleibt wach, Gefährten mein!

Die schwerste Nacht auch sinkt.

Harret aus, bis hoch am Gratgestein

Der Morgenschimmer blinkt!



Frühling

Aufgenommen mit Zeiß Ikon-Kamera
1 : 6.3 $\frac{1}{50}$ Sek. phot. Brandt

Vorfrühling im Ötztal

Dr. Egon Hofmann-Linz

Wenn der Frühling in die Berge zieht, so braust er wie ein aufschwellender Choral durch die Täler, und er klettert zu den Höhen, und leckt den Schnee von den Hängen weg, freisrunde Flecke austreffend, die sich verbreiten, bis nur mehr der fahle Boden und das Berggras, das der Firn zu Boden gedrückt hat, mit seinem Gelb-Braun, das Gegenpiel zu dem Tiefblau des Himmels bildet. Aber in die Täler, welche von Norden gegen Mittag schauen, zieht er nur zögernd ein, hier vermag er sich nicht auszubreiten,

und dort ist kein starrer Gegensatz zwischen Schatt- und Sonnenseite, und nur die Talsohle selbst wird aufgelockert von den wärmeren Lüften. Aber am Morgen sind die Tümpel neben den Brachfeldern noch verglast und die Kälte nistet in den Schluchten. Die hohen Berge verstecken die Sonne und wenn sie über Mittag die Landschaft vergoldete, so schwindet sie bald wieder hinter den Grat, deren steineres Gerippe noch von den weißen Elementen umkleidet ist. Schwermütig und ernst ist im Vorfrühling

die Landschaft des Ötztales. Keine Raufschärfe der Farben und nicht der sinnliche Zauber den Hochplateaus besitzen, ernst aber groß, eine herbe Verschliffenheit die man erst verstehen lernen muß. Die Ortschaften herausen im Tale sind still und einsam, um diese Zeit, während im Sommer zahllose Sommerfrischler auf den Bänken der Wälder sitzen, die unvermeidlichen Verschönerungsvereine errichtet haben müssen. Drinnen freilich im innersten Winkel des Ötztals herrscht eine Überschwemmung der Wintergäste, Auto auf Auto rollt über die Straße, jedes vollgepfropft mit den Skiläufern beiderlei Geschlechts, und die Hölzer die sie am Wagen verstaubt haben, geben diesem das Ansehen von assyrischen Kriegsmaschinen. Die mondäneren Leute geben nach Gurgl, das immer mehr in Mode kommt – übrigens ganz verdienstermaßen – und die anderen die mehr alpine Ziele im Auge haben nach Venzt, um sich von dort, wo kein eigentliches Skigelände ist auf die einzelnen Hütten zu verteilen, die mit geringen Ausnahmen alle auch im Frühling bewirtschaftet sind und zum Teil überlaufen werden. Und die Leute im Ötztal sind findig und unternehmend, und wenn ein Ort wie Sölden z. B., der letzte Ort, den man mit dem Auto erreichen kann, das sich den Weg allerdings durch viele Mühen erkämpfen muß, kein Skigelände besitzt, so baut Isidor Rimmel eben 2000 Meter hoch, zwei Wegstunden über dem Tale, im Gebiet der Heimbachalm ein richtig gebendes Berghotel mit Warmwasserleitung und Zentralheizung, es ist gleichsam aus dem Boden gestampft und obgleich erst vor kurzem entstanden, ist es die ganze Zeit überfüllt. Eigentlich muß man die Kurgäste dort bis zu einem gewissen Grad bewundern. Denn durch steilen Wald führt zum Hotel Sonnblick, wie es bezeichnend heißt, in Zickzack-Windungen ein wohl ausgetretener Pfad, bis zu einem Graben, wo eine Drahtseilbahn von der

primitiven Konstruktion so wie man sie auch im Feld hatte, Bierflaschen, die Vorräte des Gasthofes, und auch das Gepäck der Gäste hinaufbefördert, während diese von hier pfadlos über steile ausgeaperte Halden, auf denen die Lirika zu blühen anfängt, über glitschige Erde und Rasenschöpfe zwischen Steinen zu dem Bau hinaufspilgen müssen, der noch alle Zeichen seiner eben vollendeten Errichtung trägt und so einen etwas ernüchternden Eindruck macht. Das Gelände hier oben ist freilich wunderbar. Wenn man so durch das Ötztal fährt, Steilhang auf Steilhang, zu beiden Seiten ein enges Tal, in dem die Felsen die Windungen der Straßen fast berühren, die Klanken durchschnitten von Schluchten, in denen der gefrorene Wasserfall wie gesponnenes Glas hängt, und man den Kopf hoch heben muß um über den Felswänden, zu denen der schütterere Wald hinaufkriecht den Firn zu sehen, der die Hochfessel füllt, und ober ihnen aufragend das steile Trapez des eigentlichen Gipfelaufbaues, wo sich verjüngend zur Spitze die Grate aufbäumen, dann würde man nicht glauben, daß diese Landschaft das Land des Skimanns sein kann.

Man muß nun freilich erst die langen Seitentäler durchwandern, die nach einer Steilstufe, mit der sie zum Tale abstürzen, als langer Schlauch zwischen den Hängen hinziehen, und sich mitunter zu Kesseln verbreiten, um in die Regionen zu gelangen, wo die Gletscherströme in fast arktischer Ruhe ihre zerborstenen Massen in breit ausladenden Zungen zwischen den Moränen vorschieben. Und gerade ein solcher Gang zur Frühlingszeit hat im Urgebirge seine besonderen Reize. Denn der Winter und der Lenz prallen dort unmittelbar aufeinander und ein Feld, indem noch heute der wässrige Schnee lag, sprüht bereits morgen im aufwachenden Leben und weißer und lila Krokus besäemt den Wall von der

schwindenden Winters Herrlichkeit. Und um die braun gebeizten Bauernhäuser, deren Rot leuchtet wie eine Purpurfahne, wo die Sonne ihre unerträglich heißen Strahlen reflektiert, da wächst fast über Nacht zart grünes Gras, dessen feine Spitzen wie ein Osterakford klingen.

In einem solchen Seitentale bei Längenfeld steht einer der entzückendsten Orte von Nordtirol, und zugleich auch eine der höchsten Ortschaften die Österreich besitzt. Gries, ein Ausgangspunkt für die Amberger und Winnebachseehütte in den Stubai Alpen. Im Winter freilich ist diese kleine Sommerfrische einsam, denn noch sind es nicht viele Skiläufer die ihre Spuren in dieses Gebiet ziehen. Und wie in so manchen Ortschaften ist hier der Pfarrer zugleich Wirt. Aber sein Einkehrhaus heißt nicht wie bei solchen Gelegenheiten „zum Kuraten“, sondern führt den einladenden „zum guten Tropfen“. Und wenn man bei dem Pfarrherrn einen solchen nicht finden kann, dann wüßte ich freilich keine Stätte wo man ihn sonst suchen wollte. Ein freundlicher Herr, der schon 15 Jahre dort haust, mit sichtlichem Humor begabt, denn er erzählte mir lächelnd, einmal hätten Bauernhände auf sein Vidum geschrieben „mehr Wirt, als Seelenhirt“. Das glaube ich zwar dem wackeren alten Herrn nicht recht, der noch immer ein begeisterter Alpinist ist und aus eigenen Mitteln die armen Kinder seiner kleinen Pfarre mit Skiern als Weihnachtsgabe bereite. Übrigens schenkt er seinen guten Tropfen sogar Sonntags nur stundenweise aus.

Ein genügsames Geschlecht sind diese Bergbauern. Wenn man die alte Moränenlandschaft, die das Ötztal ja eigentlich ist, durchfährt, so sieht man bei den Talstufen mit denen sich dieses Tal aufbaut, noch die alten Wälle die die Gletscher einst zurückgelassen haben und hoch oben auf den Niegeln nisten wie Horste von Vögeln, ange-

gelehnt an die Klanken, vor sich ein kleines Hochplateau, verstreute Berghöfe, zu denen ein schmaler Pfad hinaufführt, meist an einem kleinen Kapellchen vorbei, das von freier Warte in die Tiefe schaut. Hart ist das Leben dieser bedürfnislosen Leute. Jetzt zur Frühlingszeit steigen sie täglich zu Tal um dort Kunstdünger zu holen, für ihr kleines Fleckchen Erde, das ihrem wenigen Vieh Nahrung gibt und gekrümmten Rückens schleppen sie die Zentnersäcke mit dem schweren wiegenden Gang, wie er den Gebirglern eigen ist, auf dem schmalen vereisten Pfade zu ihren Hütten.

Und wenn aber dann so ein Bauer hoch oben über den Wänden über seinen Hang geht und weit ausholend den Dünger verstreut, so ist dies eine heroische, mich königlich dünkende Geste, und monumental heben sich seine sonst ungefügg erscheinenden Glieder vom blauen Himmel ab, auf denen die Strichwolken wie Schwäne auf dem Wasser ziehen. Hinter den Häusern liegt im Schatten der Mauern noch gepreßter Schnee und harter Firn. Aber vorne, der Sonne zu, gackern schon die Fühner, die den eben aper werdenden Boden durchwühlen. Und auf den braungelben Halden weiden zum ersten Mal die Schafe, die graziösesten Tiere, die das Gebirge hervorbringt, und in die auch schon Segantini geradezu verliebt war und deren Bewegungen er unablässig studierte. Schwarz und weiße, fröhliche Farbspecke in der ernstesten Landschaft und ihre Zeichen in dieser Gegend muten wie eine Humoreske an. Ein paar Schöpfe, die das Schermesser übrig gelassen hat, auf ihrem schmalen Rist, je nach dem Besitzer, an Zahl und Stelle verschieden, es sieht aus, als ob sie zierliche Puderquasten auf ihrem Rücken trügen. Und am Rain hupfen in ausgelassenen Sprüngen, in grotesken Kabriolen, die jungen Zicklein, ahnungslos, daß manche von ihnen einem baldigen Tode überliefert sind.

Nach scheint der Wald zu schlafen. Nur das Immergrün der Tannen leuchtet auch von fernen Hängen und erhält von Tag zu Tag mehr einen goldenen Schimmer, wenn der Abend heraufzieht. Die schwanken Zweige der Lärchen beginnen sich in den Spitzen langsam zu verfärben, ein zartes

Orange, daß wie eine Hoffnung dünkt, und in den Zweigen zwitschern die Meisen. Der Vorfrühling wartet hier oben auf den brausenden Föhn. Dann werden die Lawinen zu Tale rollen und über Nacht zieht auch in diese fröstelnden Täler der Lenz ein, auf den die Natur wartet.

Geschützte Pflanzen blühen

Joh. Thumm

Der Seidelbast oder Kellerhals, vom sächsischen Bergsteiger Berglieder genannt, eine sehr seltene Tieflandspflanze, von köstlichem Wohlgeruch und mit fliederähnlichen Blüten, blüht in diesen Tagen. Eine eigenartige Pflanze, die zu betrachten und beriechen sich wohl lohnt. Kommt sie doch auch dem Alpinisten oft zu Gesicht, bis zu einer Höhe von 2300 m aufsteigend. Etwas später kommt dann die Königsblume, Daphne Blagayana aus Krain, Siebenbürgen und den Balkanländern und der rosmarinblättrige Seidelbast Daphne enevrum den Alpen von Spanien bis Rußland angehörig, zur Blüte. Auch sie haben den herrlichen Blütenduft und im Gegensatz zu erstgenanntem (Daphne Mezereum) immergrüne Blätter. Unser heimischer Seidelbast dagegen ist zur Blütezeit völlig kahl. Im Sommer sind dann seine Zweige unterhalb der Blattbüschel, dicht mit roten preißelbeerähnlichen Früchten besetzt, die sehr giftig sind.

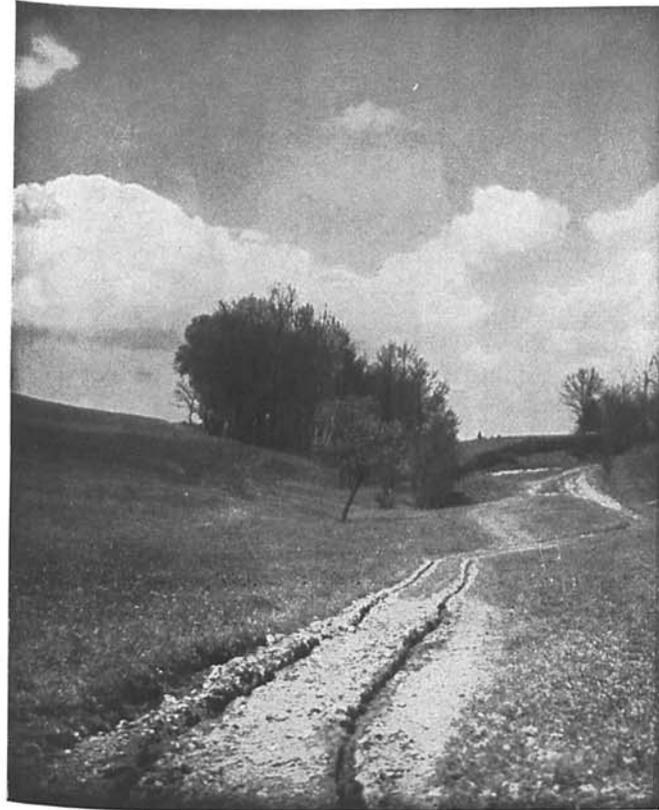
Eine noch seltenere Pflanze blüht ebenfalls jetzt, die Schneebeide Erica carnea in ihrer roten und weißen Form. Sie ist in Sachsen nur aus dem südlichsten Zipfel des Landes bekannt. Unsere Exemplare stammen aus dem Winterberggebiete, wo ich vor sieben Jahren auf einem Gipfelmassiv drei Exemplare fand, von denen ich eins mitnahm und vermehrte. Dorthin sind sie vielleicht durch Samenverwehung gekommen. In

den Alpentälern ist sie häufiger und blüht dort, wo die Sonne den Schnee schon sehr zeitig wegschmilzt, oft schon im Januar, immer aber gleich nach der Schneeschmelze. Eine sehr nahe Verwandte, die Mittelmeerbeide, blüht gleichfalls im Garten, teilweise, d. h. an einzelnen Zweigen schon seit dem Herbst.

Die Christ- oder Schneerose, Helleborus niger blühte schon im Winter, der starke Barfrost im Februar zerstörte die Blüten leider fast alle.

Bleibt als Frühstblüher, die Frühlingsfnotenblume Leucojum vernalis, bei uns Märzenbecher genannt, zu erwähnen, die in herrlichen Beständen, wie ja wohl nunmehr allgemein bekannt, die feuchten Wiesen unseres Polenztales, besonders an der Bockmühle ziert. Die beste Zeit zum Besuche dieser Naturschönheit ist aber nicht der März, sondern der Anfang April. Bester Zugang von Hohnstein aus.

Daß aber außer den genannten Pflanzen zur gleichen Zeit noch eine ganze Masse andere Seltenheiten blühen, sei besonders betont. Darunter von Bergsteigern noch nie gesehene ganz neu eingeführte asiatische Zwiebelgewächse und andere Pflanzenarten. Auf der Neuanlage wird den Bergfreund vieles Neue und Schöne erfreuen soweit sie schon bepflanzt ist. Deshalb kommt und freut euch der erwachenden Natur im Pflanzengarten des SBV.



Feldweg
im Frühling

Phot. Dr. Eyermann
1:9. 1/10 Sek.
Mittlere Gelbscheibe

Vorfrühling in unseren Bergen

Karl Peukert

Wenn man fein ausgesprochener „Wuchter“ ist, so überlegt man sich's Anfang März, ob man bei nicht besonders günstigen Wetternachrichten die Schneeschube hervorholt oder lieber die Benagelten anzieht. 9 Grad Kälte und verharschte Schneeflächen ließen auf keinen besonderen Skifonntag schließen, zumal der Himmel noch voll trüber Wolken hing und die Sonne nicht durchließ. So trafen

wir uns zu viert und fuhren nach unserem lieben Rathen. Nur ein kleiner Trupp Unentwegter entstieg dem Bahnwagen und strebte der Fahrt zu. Vereinzelt Lischollen trieben auf der winterlichen Elbe. Drüben am Mönch waren die Mönchsteiner schon am Werk, ihrem alten Schutzpatron wieder den Kopf aufzusetzen. Rüstig marschierten wir nach Waltersdorf und erfreuten uns,

als wir die Höhe erreicht hatten, des herrlichen Rundblicks. In der klaren Winterluft hoben sich die beschneiten Felsen prächtig vom Horizont ab. Wohlthuend war die große Ruhe auf den im Hochsommer verkehrsreichen Wegen und Straßen. Weniger wohlthuend war jedoch der kalte Ostwind, der uns um die Ohren piffte und uns veranlaßte ins Polenztal hinabzusteigen. Das noch vereiste Wehr versperrte uns den Weg über die angeschwollene Polenz. Mit kühnem Schwunge wurde es genommen. Drüben an der Sonnenlehne grüßten uns Weiden- und Haselkätzchen als erste Frühlingboten. Die hartgefrorene Erde ließ sonst noch wenig Grünes durch. Nach kurzer Frühstücksrast im Bahnhof Porchdorf entschlossen wir uns, den kürzesten Weg durch die Wände nach der Waitzdorfer Höhe zu gehen. Ein Waldarbeiter beschrieb uns noch einen Bierdeckel mit einem „genauen Begehungsweg“, und los ging es an der bezeichneten Schuttreiße. Steil an ging es, weglos, der Bierdeckel diente als Führer, und es ging famos. Bald grüßten uns die nahen Schrammsteine und der hohe Schneeberg, und wir waren wieder in winterlicher Pracht. Hier fehlten uns unsere Bretter, der halbe Meter Schnee und die schönen Hänge um den Waitzdorfer Berg lockten uns mächtig. Der Abstieg zur Grundmühle im Tiefen Grund war nicht ganz einfach, und wir kamen ab und zu auf den vereisten Wegen in „Schußfabri“

auch ohne unsere Hölzer. Hinter der Grundmühle schnitten wir die Hohnsteiner Straße und marschierten geraden Wegs auf Hohnstein zu. In breiten Streifen lag auf den Hängen ringsum der Schnee, und nur vereinzelt war der braune Sturzacker sichtbar. Doch ein leises Frühlingsabnen lag in der Luft. Eine besondere Kraft liegt in solchen Vorfrühlingstagen, die neuen Tatendrang und Tatenlust weckt. Man fühlt sich über das Maß seiner Kräfte hinaus stark, und Körper und Geist sehnen sich nach sportlichen Großtaten. So schritten wir rüstig über die lustigen Höhen, träumten von kommenden Kletter- und Wanderfahrten und freuten uns, als Schloß Hohnstein mit seinen schönen Türmen und alten Giebeln sichtbar wurde. Im Bärengründel und im Polenztal hatte der gestrenge Herr Winter an den Felswänden noch manche bizarre Eisbildungen hervorgezaubert. Das hervorquellende Grundwasser war zu mächtigen Wasserfällen erstarrt, und riesige Eiszapfen in langen Reihen verzierten, großen Vorhängen gleich, die Felswände des Tales. Das muntere Rauschen der Polenz begleitete unsere raschen Schritte, und bald waren wir wieder in Rathen.

Hinein in den kommenden Frühling führte uns dieser Wandertag und besetzte uns mit neuem Mut und neuer Kraft für kommende sportliche Tat. Bergheil!

Gipfelwolke

K. W. Streit

*Über Kronen, über Falten,
über Eis in kalter Pracht,
über starrenden Gewalten
bist du, Wölklein angefacht.*

*Immer fließendes Geschehen,
Federspiel im Himmelsblau.
Wie beschwingt ich nach dem Wehen
in der weiten Ferne schau!*

*Gletschers wilde Barrikaden
ob sie wohl mein Mut bezwingt?
Mich zum Steigen einzuladen,
zum Hinan, dein Treiben winkt.*

*Wenn es um die Gipfel geistert,
mühsam bleibt der Weg ins Weit.
Dem nur, der sich selber meistert
wehst Du Sieg und Seligkeit.*

Eine Winterbesteigung des Türkenkopfes

Heinz Oehme

*Stuhlhausener von
Alfred Neugebauer*

Schon bei unserer letzten Klettertour hatten wir als nächstes Ziel Rathen gewählt. Doch 3 Tage vor unserer Fahrt setzte plötzlich ganz unerwartet starker Schneefall ein, der unsere Bergfahrt in Frage stellte. Obwohl uns nun außerordentlich günstige Wintersportverhältnisse im Osterzgebirge zu einer Skitour einluden, zogen wir doch eine Winterbesteigung des Türkenkopfes vor. Auch der erneut einsetzende Schneefall am Sonnabend konnte uns von unserem Vorhaben nicht mehr abhalten.

Bei prächtigem Sonnenschein verließen wir in Rathen den Zug. Über die von starkem Eisingang bedrohte Elbe ließen wir uns übersetzen. Auf dem Weg zu unserem Ziel trafen wir oft Skifahrer, die wohl über uns und unsere Riesenrucksäcke das übrige denken mochten. Bald standen wir denn vor dem Türkenkopf. Oftmals kam Schnee, wahrscheinlich durch die Sonne gelöst, die Südwand herunter, wie eine kleine Lawine sah es aus. Auf Vorsprünge aufschlagend zerstäubte sie in ein Nichts. Wir sahen uns, noch nicht klar über den Weg, den wir durchsteigen wollten, erst den alten Weg an, doch er war vollkommen verschneit und deshalb wohl sehr schwer zu begeben. Von der Südwand waren nur die ersten 8 m und der Schlußriß des alten Weges verschneit. Wir entschieden uns also für die Südwand. Nicht weit vom Einstieg unter einem Überhang machten wir uns fertig, 2 Paar Hosen, Pullover und eine Strickjacke, das würde wohl genügen. Mein Gefährte brachte das Seil in Ordnung. Unter dessen seilte ich mich ein und reinigte die

ersten Griffe vom Schnee. Nun stieg ich an und mußte das Befreien der Griffe und Tritte vom Schnee fortsetzen. So kam ich nur langsam höher. Viele schöne Griffe blieben, da sie verschneit waren, für uns verborgen. Während ich an einer Stelle länger verweilen mußte, hatte sich auf dem von mir benutzten Tritt Eis gebildet, ich stieg deshalb höher, geriet aber zu sehr nach rechts und mußte daher wieder zurückgehen, kam dabei auf den vereisten Tritt zu stehen, rutschte ab und landete 5 m weiter unten im Schnee neben meinem höchst erschrockenen Gefährten. Der erste Angriff wäre also abgeschlagen, doch aufgeben? Nein. Jetzt versuchte mein Gefährte sein Glück. Über mein vom Schnee freigelegtes Stück kam er schnell vorwärts. Bald hatte er das verschneite Wandstück hinter sich gebracht. Vor ihm lag nun die fast schneefreie Südwand, die er auch bald überwunden hatte. Am Sicherungsring angekommen zog er die Seilschlinge durch den Ring und setzte sich in das rechts daneben befindliche Felsloch. Dann zog er das Seil ein und ich stieg zum zweiten Mal los. Das erste Stück, was ich schon einmal durchstiegen hatte, fiel mir jetzt leicht. Mehr nach links haltend als das erste Mal hatte ich bald die schneefreie Wand vor mir. Jetzt ging es bedeutend leichter und in verhältnismäßig kurzer Zeit stand ich neben meinem Gefährten am Ring. Fünf Minuten blieben wir noch, die Hände in den Hosentaschen wärmend zusammen, legten das Seil zurecht und mein Gefährte machte sich für das letzte, weit schwerere Stück fertig. Bis zur Kante war die Wand

noch schneefrei. Das Stück hatte er dann auch schnell hinter sich gebracht. Aber wie würde es wohl dann aussehen, dachte ich. Das Seil lief schnell durch meine Hände. Er schien doch nicht so viel Schnee ange- troffen zu haben. Doch plötzlich wurde das Seil verhältnismäßig locker, ich dachte er wäre abgerutscht und hätte sich aber doch noch im Riß verklemmen können. Meine Rufe blieben unbeantwortet. Statt dessen bekam ich vom Wind eine Wolke Schnee ins Gesicht getrieben, was nicht gerade sehr angenehm war, mir aber die Gewißheit gab, daß mein Gefährte wohl auf und an der Arbeit sei. Es schien also doch sehr viel Schnee zu liegen. Das bewies mir auch der Schnee, den mein Gefährte losmachte und den mir der Wind ins Gesicht wehte. Wie er mir später auf dem Gipfel erzählte, hatte er mehrere Meter zurückgehen müssen, da die Wand vollkommen verschneit war. Jetzt wurde mir auch das plötzliche Locker- werden des Seiles klar. Er hatte sich dann im Riß weiter bis zum Gipfel hoch ge- arbeitet. Ein dreimaliger kurzer Seilruck sagte mir, daß er ihn erreicht hatte. Schnell zog er das Seil ein, dann löste ich die Seil- schlinge aus dem Ring und machte mich fertig. Ebenfalls ein dreimaliger Seilruck verständigte meinen Gefährten, daß ich jetzt nachkomme. Durch den nachfallenden Schnee waren die Tritte zur Kante etwas mit Schnee verweht, doch es ging auch so, bald hatte ich die Kante erreicht. Hier sah ich

nun das ganze Stück bis zum Gipfel voll- kommen verschneit und trotzdem versuchte ich die Reibung hinauszukommen. 3–4 m ging es, doch dann wurde es unmöglich, so lange auf einer Stelle zu stehen, bis ich die nächsten Tritte vom Schnee rein gemacht hatte. Deshalb sah ich mich gezwungen in den Riß zu gehen, wo ich mich auch be- deutend besser hocharbeiten konnte. Durch eine trügerische Schneedecke brach ich ein, fand aber sofort wieder im Riß Halt und bald konnten wir uns auf dem Gipfel die Hände schütteln. Mein Gefährte hatte schon sehnsüchtig auf mich gewartet, denn hier oben wehte ein mehr als unangenehmes Lüftchen, Schnee lag auch genug und in- zwischen war es auch schon etwas dunkel geworden. Während ich mich ausseilte brachte er das Seil zum Abseilen in Ordnung. Da es aber sehr naß war, wurde das Abseilen nur ein ruckweises Herunterrutschen. Aber gegangen ist es doch. Nachdem wir das Seil durch den Abseilstift gezogen hatten, rutschten wir von der Plattform über Schroffen, Absätze und Kamine, große Schneemengen mitreisend, bis zum Fuße des Felsens, wo wir bestimmt nicht mehr trocken ankamen. Nach 1³/₄ Stunde standen wir wieder bei unseren zurückgelassenen Ruck- säcken. Bei elektrischer Beleuchtung zogen wir schnell die nassen Sachen aus und trockene an. Als wir unsere „Beere“ gepackt hatten, schritten wir, froh über die wohl- gelungene Besteigung, der Wehlener Hütte zu.



Sapphische Strophen

F. Gerhardt

*Manchen Sonnentag schon bist Du gewandert
durch der Heimat Fluren an meiner Seite,
vieler Wälder Schatten umwehte kühlend
unsre Stirnen.*

*Stolze, sel'ge Schau von den grauen Klippen
meiner über alles geliebten Felsen
trug den frohen Blick mir in blauer Berge
träumende Weiten.*

*Doch für Deine kühleren Augen blühte
keiner von den Träumen, die mich umwoben
Achtsam, wunschlos stiegst Du von jedem Gipfel
wieder zu Tale.*

Alte Gaststätten Pirnas und seiner Umgebung

Siegfried Störzner

Es sei heute einmal Gelegenheit genommen, von alten, bemerkenswerten Gaststätten Pirnas und seiner Umgebung ein wenig zu plaudern. Zunächst ein kurzes Wort von der Bierbrauerei der Stadt: Der Chronist berichtet beispielsweise, man habe Anno 1697 zu Pirna 1570 Faß Bier gebraut. Weithin reichte die Biermeile oder der Bierzwang der Stadt. Bei hoher Strafe war es den Richtern und Wirten der benachbarten Amts- dörfer verboten, anderes als „Pirn'sches“ zu schenken. Das galt selbst für Kindtaufen und Hochzeiten, auch wenn sie daheim gefeiert wurden. Gar streng wurde auf die Beachtung dieses Stadtrechts gehalten, beruhte doch

darauf ein Teil des Wohlstandes der Bürger. Trotzdem folgten, verursacht durch die Kriegs- wirren, Stadtbrände, Seuchen und sonstige Nöte, Jahrzehnte des Niederganges, bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts eine neue Blütezeit der Pirnaer Bierbrauerei einsetzte, nachdem man 1801 zu ihrer Verbesserung und „Vermehrung“ eine eigene „Brauozie- tät“ gegründet hatte. Im Jahre 1820 wurden von ihr über 2000 Faß Bier gebraut. — Wenn vor 100 Jahren Fremde Pirna be- suchten, so stiegen sie meistens im Forsthaus ab. Hier schaltete und waltete als Gastgeber, wie man damals die Wirte bezeichnete, Kaders in musterhafter Weise. Andere an-

gefehene Gastwirte Pirnas waren zu jener Zeit J. Leuner, Gastgeber „zum Schwarzen Adler“, und der alte Schneider, der Besitzer der Töpferstube. 1840 wurden als Gasthäuser Pirnas aufgezählt: Forsthaus, Adler, Roß, Schiff, Töpferstube, Tanne, Gedt, Engel. Den meisten Häften des Forsthauses gaben die alten Fremdenführer mit Recht den guten Rat, ja ein Zimmer nach der Elbe hinaus zu mieten, da man nur von diesen eine prächtige Aussicht habe. Die Gaststätte bietet überdies „die angenehmste Herberge“. 1845 heißt es vom Forsthaus: „Dieser große Gasthof ist auch zu Redouten (Maskenbällen) und dergleichen mehr eingerichtet“. Weiter wurde vor 100 Jahren das „Weiße Roß“ in der Vorstadt bevorzugt. Der Chronist zählt es unter den schönsten Privathäusern Pirnas mit auf, wie noch heute einige Gaststätten der inneren Stadt sich durch lebenswerte Portale mit Steinbögen und kunstvollen Schlusssteinen über dem Eingang sich auszeichnen. Im „Weißen Roß“ und im Forsthaus fanden sich zu jenen Zeiten „die gesellschaftlichen Tivoli der Stadt“ zusammen. Ein erhaltenswertes Wirtshauszeichen trägt noch heute das „Grüne Schiff“ am Weg nach der Elb- oder Vogelleite. Den Eingang dieses Gasthauses schmückt das naturgetreue Modell einer dreimastigen Karavelle, die sich durch die hohen Deckaufbauten und Schanzen und die Gefechtskörbe in den Masten als mittelalterliches Kriegsschiff etwa aus den Zeiten der allmächtigen Hanse oder der Entdeckungsvorhaben Christoph Columbus zeigt. Nur schade, daß der später errichtete Hausvorbau das Kunstwerk zum Teil verdeckt. Der Wirtshausname „zum Schiff“ kommt übrigens in unserer Heimat mehrfach vor. So finden wir ein Gasthaus „zum goldenen Schiff“ in Löbau, Meißen und in Gitschendorf bei Leisnig. Auch sie werden von Steinreliefs und anderen Wirtshauszeichen geziert, die ein buntbemaltes Segelschiff dar-

stellen. Nicht weit vom „Grünen Schiff“ zu Pirna steht am Steinplatz das alte Gasthaus „zum Anker“. Eine Engelsfigur zeigt hier in der Höhe des 1. Stockwerkes auf einen Strich an einer Steinplatte und sagt dabei die Worte: Am 31. März 1784 ist die Elbe gegangen bis auf diesen Strich. (Die genannte Hochflut war die schlimmste, die jemals über das Elbtal hereingebrochen ist). Ein Stück stromauf nach Niedervogelgang zu, das früher der Rat zu Pirna schriftsässig besaß und das einst auch Zinsring genannt wurde, hielt man in alten Zeiten seit 1670 das Vogelchießen der Stadt ab, welches früher „die pirnsche Wallfahrt“ hieß, weil es von einer riesigen Menschenmenge selbst von weither besucht wurde, wie heute die Topitzer Vogelwiese zu einem beliebten Volksfest geworden ist.

Die Fremden, die in Pirna einigen Aufenthalt nahmen, versäumten wohl nicht, zur Schloßbastei hinaufzusteigen, „einer guten und stark besuchten Restauration, erbaut auf der tiefsten oder nordwestlichen Terrasse des Berges“. Nachdem man das Schloßtor passiert hatte, nahm man hier oben unter den schattigen Baumwipfeln oder im „Salon“ Platz, um sich an der trefflichen Aussicht zu erfreuen, die besonders bei Sonnenuntergang „die Reisegesellschaft in lautes Entzücken ausbrechen ließ“. Noch schöner wurde der Blick, wenn man von der Terrasse durch einen kurzen finsternen Gang und über 21 Stufen hinaufstieg zur eigentlichen „Bastei“. Hier lagen Topitz und Pirna „an der beengten Elbe“ malerisch schön zu den Füßen der Gäste.

Neben der Terrasse des Sonnensteins waren zu Großvaters Zeiten als kleine Ausflugsziele und Familienpaziergänge besonders beliebt die Sedlitzer Brauerei, das Posteaer Gerichte, das Schießhaus, und schließlich das entferntere Pillnitz und die Bastei, auf der ja vor 100 Jahren ein stattliches Gasthaus im Schweizerstil erbaut



Frühling in den Vorbergen

Phot. Dr. Eyer mann

1 : 6.3. 1/25 Sek. Mittlere Gelbscheibe

wurde, das noch heute den weltbekanntesten Aussichtspunkt frönt.

Wenn die Feiertage den müden Tag segneten, ließ sich der Pirnaer Bürgermann mit Kind und Kegel, mit Nachbars- und Gevattersleuten gern nach Topitz oder Posta übersetzen, wo das ansehnliche Gasthaus „zur Post“ eine damals vielbesuchte Einkehrstätte bildete, wie die nahegelegene, zu Topitz gehörende Tabagie zum Winzerhaus ebenfalls das Ziel vieler Bürger war. Hier saß man dann Kanne gießend bei einer Pfeife Toback zusammen und probierte das Gebräu, während Frau und Kinder wohl hinaufstiegen zur Burglehnbastei, die Jugend in den 1813 von den Franzosen angelegten Schanzen umbertollte und die Erwachsenen sich an dem wundervollen Blick auf den Sonnenstein und die alte Elbestadt erfreuten. Erwähnt sei noch, daß aus Topitz die Ahnen der bekannten Borsbergwirte Bähr stammen, die 1825 durch Ehe in das Meißnerische Gut von Topitz nach Dorf Borsberg kamen. Wollten am Sonntag die Pirnaer ein klein wenig weiter lustwandeln — man war damals mit der Wegstrecke sehr, sehr be-

scheiden — so besuchte man den zu Mockethal gehörenden „Grauen Storch“, den 1842 der Fleischhauer Frenzel bewirtete.

Immer mehr kam auch als Ziel die Lochmühle auf, die nach dem Brande 1828 neu erbaut und als Gastwirtschaft eingerichtet worden war. Sie bildete in späteren Jahrzehnten das beliebteste Wanderziel Richard Wagners, der von seiner Sommerfrische Graupa aus den Liebethaler Grund und die Lochmühle oft besuchte. Das letzte Mal weilte der alte Meister hier am 10. August 1881 und zwar in Begleitung seiner Familie. Unterhalb der Lochmühle befand sich im Liebethaler Grund eine Felsgrotte, in der sich die Fremden durch Anmalen oder Einbauen ihres Namens verewigen ließen. Besonders waren viel Engländer und Dänen darunter zu finden. Dieser sonderbare Brauch wurde damals noch nicht als Naturverschandelung empfunden. Alte Gemälde aus der Zeit vor 100 Jahren zeigen z. B. die Kuhstallhöhle, wie gerade reiche Fremde von Führern hier ihre Namen zum Gedächtnis des Besuches verewigen lassen.

Zum Schluß noch ein kurzes Wort von den

Botenfuhrwerken und Frachtwagen, die in
 Diene Raft hielten, hier auf- und abluden
 oder über Nacht blieben. Sie bevorzugten
 die Fuhrmannsgasthöfe in den Vorstädten,
 wo in den großen Stallungen an die 100
 Pferde Unterkommen fanden, während die
 Dresden-Teplitzer bez. Prager Post draußen
 in Jehista die erste Station hatte. Hier
 war meist Pferdewechsel. Die Posthalterei
 war gleichzeitig Einkehrstätte. Daher noch

heute hier das Gasthaus „zur Post“.
 Ja, das war noch die gute, alte Zeit, da
 die Fuhrleute mit ihren schwerbeladenen
 vierspännigen Frachtwagen und die groben
 Postillone mit ihren ratternden Postkutschchen,
 den Eil- und Beiwagen, die Herren der
 Landstraßen waren und Tag und Nacht
 des Posthorns heller Klang vom Berge
 widerhallte. . .

Gedanken am Abend

A. Goldammer

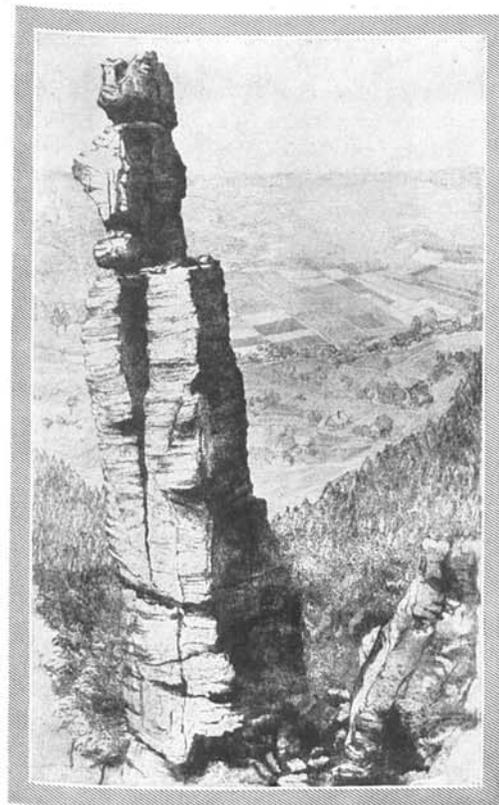
*Am Abend steigen Bilder in uns auf
 Von hohen Bergen, steilen Felsenwänden,
 Von Blumen und von zarten Mädchenhänden,
 Von Wiese, Wald und einem Wasserlauf.*

*Erinnern kehrt wie bunter Traum zurück.
 Erlebtes flüchtig, wechselnd zu gestalten,
 Vergangnes unvergessen wach zu halten —
 Und leise trauernd um verlornes Glück. —*

*Zuweilen fühlen wir die Einsamkeit
 Im Angesicht des Mondes und der Sterne,
 Der hohen, weiten, unbegriffnen Ferne —
 Und um uns her und in uns Dunkelheit.*

*Dann leuchten alle Kerzen in uns nach,
 Die wir einmal beim Wandern angezündet
 Und deren Glanz das Licht der Sonne kündigt.
 Die irgendwohin trägt den neuen Tag.*

*Wohl führen der gepflegten Wege viel
 Hinschleichend, breit und träge durch die Täler—
 Doch andre aufbegehrend, steil und schmaler,
 In unberührter Schönheit hoch zum Ziel! — —*



*Empornadel
 Radierung von Walter Büttner*

Empornadel

Meinem Bergfreund Beier zugedacht

Hans Lehmann

Die imposante Felsenkulisse, die das Dörf-
 chen Eiland östlich und westlich begrenzt,
 hat lohnende Kletterziele genug. Ein Felsen
 aber ist darunter, der durch seine vollende-
 tete Formschönheit, seine wenigen und
 schwierigen Begehungsrouten, seine Wirkung
 auf den Beschauer, vor allem aber auf den
 Bergsteiger, nicht verfehlt, die Empornadel.
 Nadel wird sie genannt, und das mit Recht.
 Scharf und spitz zugleich, sticht sie in den
 Äther hinein. Eine mächtige zerplitterte

Steinsäule, deren äußerstes, zackiges Ende
 von der einstmaligen noch gewaltigeren Höhe
 etwas ahnen läßt. Die Phantasie umkreist
 den Felsbau und findet den Ausdruck stein-
 gewordener Stolz, steingewordene Schön-
 heit, ewig alt, ewig neu. Betrachten wir
 Bergsteiger jeden Berg, jeden Felsen als ehr-
 würdiges, wunderbares Etwas, voll Leben,
 Schönheit und geheimnisvollen Schauer,
 dessen Ergründung überhaupt das Wesen
 der ganzen Bergsteigerei darstellt, so um-

geben wir doch einzelne markante, mit eigenem Erleben eng verknüpfte Felsen mit einer besonderen Art Liebe, denn neben dem rein äußerlichen Schauen und der rein körperlichen Betätigung ist es doch das innere Erleben, das den Bergsport über alle anderen Sportarten erhebt. Ein Markstein in meinen Bergerinnerungen ist mir die Empornadel geworden. Verknüpft sich doch damit immer wieder treueste Bergkameradschaft, durch harte Arbeit im Fels erprobt, durch gemeinsames Gipfelglück gemeinsam belohnt.

Nach Sonnenaufgang steht die Tadel vor uns. Wir inspizieren die hochauftrebende Wand. In der Mitte der Ostseite, in halber Höhe der Tadel fein und zierlich beginnend, zieht sich ein Riß nach oben. Die Wand, unterhalb des Rißanfanges ist ziemlich grifflos. Nur ganz wenige, zählbare, ausgewaschene, seichte Vertiefungen bieten nordürftigen, gefährlichen Halt. Diese Stelle ist der Schlüssel der Besteigung überhaupt und wird durch Unterstützung überwunden, denn selbst für die Anwendung der Reibungstechnik bietet die Wand nicht einmal das unbedingt Notwendige. Ich bin nicht davon unterrichtet, ob dieses Wandstück schon ohne Unterstützung durchstiegen worden ist. Wenn dem so ist, so hat diese gewiß anerkennungswerte Leistung wohl mit Sport nichts mehr gemein. Abweichend von der üblichen Art des Anstieges, steige ich hier als der sogenannte „Baumann“ an. Vom Einstieg gehe ich an der Nordostkante ziemlich sicher hoch. Nachdem ich an Höhe ungefähr 7 Meter gewonnen habe, quere ich in die Ostwand hinein. Das macht mir jedoch einiges Kopfzerbrechen und zum letzten Meter muß ich tatsächlich meine ganzen Kräfte aufbieten, um meiner Unsicherheit Herr zu werden. Endlich schnappt doch der Karabinerhaken in den Ring ein. Die Füße haben ausgezeichneten Stand und der Ring gewährt doch immerhin das Gefühl der

Sicherheit. Damit finde ich nicht nur mein Selbstvertrauen wieder, sondern die augenblickliche Gemütsstimmung, geboren aus Ärger über den Kampf mit dem Fels, schafft in mir eine Lust, davon zu stürmen, empor zum Gipfel. Übersäumender Lebensmut und Tatendrang drängen der weiteren Durchführung den Stempel auf. Der bedeutende Alpinist Oskar Erich Mayer sagt einmal: „Wir wollen Tage haben, an denen wir am Morgen den Lohn des Abends nicht kennen. Wir wollen hineinschreiten in das Unbekannte, das uns die Gefäße, die des täglichen Wassers überdrüssig sind, mit neuem Weine füllt“. Damit sind die Gedanken gekennzeichnet, die mir ins Bewußtsein kamen.

Jetzt steigt der Führer an. Scheinbar kommt er besser über die Stelle, die mir so schwierig erschien. Bald steht er neben mir und jetzt hängen zwei am Ring. Sorgfältig prüfend blickt er nach oben, seine Augen suchen die wenigen Blöcke der Wand zu erspähen. Dann gibt er entschlossen den Ring frei. Ich nehme nun die Hände gefaltet auf den Rücken. Der Freund benutzt diesen künstlichen Tritt und klettert mir über Schulter und Kopf in die Wand hinaus. Ich gebe in den Zehenstand und drücke mit den Armen den schwankenden Körper noch höher hinaus. Die Füße des Führers ruhen in den Handtellern meiner erhobenen Arme.

Nirgends glückt es dem Freund einen Halt für die Hände zu finden. Er tastet immer wieder die glatte Fläche ab. Meine Hände dienen ihm immer noch als einziger Stützpunkt, aber sie bleiben stark und geben ihm die nötige Sicherheit. Unendlich lange Zeit, so dünkt mir, lastet sein Gewicht auf meinen ausgestreckten Armen. Ich spüre jede Bewegung, die er ausführt. Noch immer kann er den entscheidenden Armzug nicht tun, noch einmal strecke ich mich und das Gewicht des Freundes lastet nicht mehr auf mir. Ich lasse die Arme in die Hoch-

halte, um nötigenfalls wieder Unterstützung zu gewähren. Seine Fußspitzen reiben am rauen Gestein, bald hier, bald dort. Der Bast der Kletterschuhe hinterläßt Spuren am Fels. Langsam schiebt sich der Führer höher, es ist eine exponierte Felsarbeit. Endlich gelingt es ihm am oberen Ring nordürftig Stand zu gewinnen. Eine kurze Rast zum Kräfte sammeln, dann hat er es mit dem Riß. Rißkletterei ist seine Spezialität. Doch auch dieser hat etwas Besonderes an sich. Man muß vermeiden, das Knie zu weit hineinzuklemmen. Der Führer hat seine Mühe und Not, das seine wieder herauszubekommen. Ich beobachte gespannt jede einzelne Aktion und ziehe daraus die Lehren. Dann sehe ich des Führers Beine aus dem Riß herauspreizen und der Körper schiebt sich über das Randstück auf den Vorgipfel, der als eigentlicher Gipfel angesehen wird. Ein hartes Stück Arbeit findet seinen Ausklang in dem „Heil“, das des Freundes Mund entflieht.

Nun, da ich schweigend gewartet, feile ich mich ein. Endlich kann ich meinem Tatendrang Nahrung geben und mich von dem Ring lösen. Alles glückt, was ich unternehme. Ich setze die Füße und Hände an der rechten Stelle und in der einzig möglichen Stellung ein. Bald ist der Riß mein. Dabei verwerte ich die gemachte Erfahrung, mehr am Rande des Risses zu bleiben, zu meinem Vorteil. Wie ein harmloser Wettkampf mit dem Fels dünkt mich das alles, und mit meinen Kräften gut haus haltend, und mit meinen Kräften gut haus haltend, stemme ich mich letztmalig auf die Arme auf, schwinde mich auf das Gipfelplateau und lasse mich neben dem Führer nieder. Zwei Bergsteigerhände, etwas zerschunden zwar, finden sich zum Gruße. Was soll das Wort hier besser ausdrücken, als es ein Händedruck bestimmt noch mehr tut? Während die anderen Gefährten, von des Führers Hand trefflich geleitet, sich zur

Höhe emporarbeiten, halte ich Umschau. Dicht neben uns steigt südwestlich der Emporturm zur gleichen Höhe herauf. Als wir gestern auf seinem Scheitel Gipfelkraft hielten, fasten wir den Entschluß zur heutigen Besteigung. Nördlich von uns eine Reihe guter Bekannter: der Kreisel, die Krammnadel, der Wurzelstein. Dahinter ahnt man den Galgen, den Kaiser-Franz-Joseph-Turm und, noch weiter, den Riesenturm. Schräg gegenüber auf der südwestlichen Seite des Bielatales, im „Himmelreich“, erblickt das Auge die Westnadel, den Westturm und den Felsenbrüderturm. Überall lugt steiniges Gezack aus dem friedlichen Grün der Tadelwälder hervor und läßt bizarre Formen dort erscheinen, wo Himmel und Erde ineinanderfließen. Schauen und das Geschaute innerlich verarbeiten ist ein Teil des Gipfelerlebens. Mir kommen da Worte von Rudolf Walter Kraus in den Sinn: „Ebene ist Ruhe, Meer ist Bewegung, Gebirge beides, ist Erstarrung des bewegten Flusses seiner Zackenlinie“. Nur der wahre Bergsteiger begreift, daß Leben ist in dem Gestein und wird er alles Niedrige hinter sich lassen, wenn er sich dem Himmel nähert. Da ziemt nur Bewunderung und Verehrung. Ich führe hier Blodig an, der alles sagt was er auf dem Gipfel empfindet und es kennzeichnet mit den Worten: „Die Bergwelt muß als Ganzes erfaßt und geliebt werden, mit offenen Augen und fühlenden Herzen müssen wir Tier und Pflanzen, Stein und Himmelsbläue, Licht und Farbe, kurz die ganze uns umgebende Natur in uns aufnehmen. Dann werden wir in jenen schlimmen Tagen, in denen wir keinen lichtumwobenen Bergthron mehr besteigen können, uns beim Gedanken an die kühnen Jugendfahrten erwärmen und verjüngen“.

Noch sind wir die Jungen. Darum wollen wir die Zeit nicht nutzlos verändeln und in der Schule unserer Berge hart werden

für unseren Sport wie für das Leben. Inzwischen sind die Freunde alle heraufgekommen und sitzen nun, jeder seinen Gedanken nachhängend, mit uns zusammen. Man studiert das Gipfelbuch, man sonnt sich lang ausgestreckt, man raucht das Pfeifchen, man fühlt sich anspruchslos glücklich, Gedanken schweifen herum, nach Süden, nach den Alpen geht von hier aus die Sehnsucht, wo die Felsen noch höher, gigantischer, zahlreicher aufgebäumt, den

Tyssa und die Tyssaer Wände

Siegfried Störzner

Unter den böhmischen Grenzorten des Sächsischen Felsengebirges ist das gewerbesleißige durch sein Knopf- und Metallwarenindustrie weit hin bekannte Tyssa in den letzten Jahren als Wanderziel, Ausflugsort und Sommerfrische immer mehr in Aufnahme gekommen. Erbaut auf einer sanft nach dem sonnigen Süden sich neigenden Hochfläche, angelegt unter dem trefflichen Schutz gegen die rauen Nordwinde gewährenden Tyssaer Wänden, zählte der Ort vor dem Weltkrieg 360 Häuser und 2300 Einwohner. Er ist damit neben dem nahen Peterswald die bedeutendste Siedlung im östlichen Erzgebirge bzw. in der Böhmisches Schweiz. Beide Gebirge treffen sich hier, sodaß der Reichtum der Sandsteingebilde und die Formensönheit der runden Gneiskuppen sich bei Tyssa zu wundervollen Landschaftsbildern vereinen. Hier betritt der von dem Elbtale oder drunten vom Kulaubache kommende Wanderer das Urgestein des Erzgebirges, das meist aus rotem Gneis besteht. Auf ihm ruhen jedoch bis gen Tollendorf-Schönwald noch Sandsteinreste, wie z. B. der Sandkopf bei Jungferndorf, dessen zermürbtes Gestein zur Herstellung von Zementwaren an Ort und Stelle verwendet wird.

Die gesunde Lage Tyssas auf dem nach Mittag abfallenden Plateau, die bedeutende

Bergsteiger locken zur alpinen Tat.

Die Sonne hat währenddessen den Höhepunkt überschritten und wir denken ans Abseilen. Noch ein Liedchen zum Dank für die zu Ende gehende Gipfelstunde. Eine Erinnerung mehr knüpft sich an den Namen Empornadel. War es eine besondere Leistung, wir wollen es nicht wissen, weil wir glücklich dabei waren; denn Glück ist ja Kampf, Glück ist Erinnern, Glück ist die Sehnsucht, die ohne Namen ist.

Höhe von etwa 555 m, die reine Gebirgsluft, die reizende Umgebung mit ihren zahlreichen Ausflugspunkten, der walddreiche Hintergrund, die frei zugänglichen Grenzforste, die gut bezeichneten Touristenwege, der herrliche Fernblick auf das böhmische Mittelgebirge, die bequeme Verbindung mit der $\frac{3}{4}$ Stunde entfernten Bahnstation Tyssa-Königswald, die durch staatliche Postautos hergestellt wird, das vor einigen Jahren geschaffene Bad im Ziegelteich — all das hat Tyssa zu einer der besuchtesten Sommerfrischen und Touristenstationen des Böhmerlandes gemacht.

Der eben genannte Ziegelteich ist einer der schönsten und größten Weiher des Erzgebirgskammes. Er findet sich unweit des zu Tyssa gehörigen Ortsteiles Schönstein am Waldrande der „Schöne“, d. i. der zur ehemaligen Herrschaft Schönstein gehörige Forst. Über den hohen Teichdamm führt der vielbegangene, mit vier blauen Zinken im weißen Feld markierte Kammweg dahin. Der Ziegelteich selbst ist jetzt zu einem modernen Bade ausgebaut worden. Badestrand, Kabinen, Strandkörbe, Liegestühle, Gondeln, Schutzhütten, eine Sommerwirtschaft und alles, was sonst noch dazu gehört, sind vorhanden. Die Aussicht auf das prächtige Gebirgs-panorama verschönt noch den Aufenthalt

in dem so reizend gelegenen Ziegelteichbade. Es sei hier auch einmal mit dem Ausdruck des Dankes auf die gemeinnützige Tätigkeit der Ortsgruppe Tyssa des Gebirgsvereins wie auf die Bestrebungen der Böhmisches Erzgebirgsvereine (Sitz Teplitz) überhaupt hingewiesen. Große Orientierungstafeln, Wegweiser, farbige Wegbezeichnungen, Steiganlagen, Geländer und Bänke künden in Tyssas Umgebung, wie man hier bemüht ist, den Gästen und Fremden den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen und ihnen jede Orientierung zu erleichtern. So war auch die 1906 erfolgte Schaffung des Erzgebirgs-Kammwegs bez. die Markierung von Tersch über das Erzgebirge und Vogtland hinweg bis nach Asch in der Hauptsache ein Werk des Nordwestböhmischen Gebirgsvereins-Verbandes. Er fand dabei Unterstützung durch den sächsischen Erzgebirgsverein, durch den Verband Vogtländischer Gebirgsvereine und die Sektion Asch des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins. Die Durchführung dieser mehrere 100 km langen Wegbezeichnung war in erster Linie dem Teplitz-Schönauer Lehrer Joseph Brechensbauer zu danken, dem Schriftleiter der Erzgebirgszeitung des Nordwestböhmischen Gebirgsvereinsverbandes. In Wort, Tat und Schrift trat Brechensbauer immer und immer wieder rastlos für diesen Erzgebirgskammweg ein, bis endlich das Werk gelungen war.

Tyssa und die Tyssaer Wände bilden ein wichtiges Glied der 24 km langen Kammwegstrecke Tersch — Rotberg — Bösegründel — Biela — Neubiela — Hober Schneeberg — Dorf Schneeberg — Tyssaer Wände — Tyssa — Schönstein — Ziegelteich — Auf der Schöne — Oberwald-Tollendorf.

Seine Beliebtheit als Sommerfrische, Standort und Ausflugsort verdankt Tyssa auch den zahlreichen, trefflich bewirtschafteten Gaststätten, wie dem Frau verw. Preis gehörigen Fremdenhof zur Böhmisches-Sächsi-

chen Schweiz (kurz „das Hotel“ genannt), dem von Ernst Birk bewirtschafteten Kürzlich abgebrannten Volkshaufe, das früher als Gasthaus zum Grafen Thun weithin bekannt und beliebt war, ferner Berta Forbas Gasthaus, der Linkehrstätte beim Fleischauger Hamann, der Großpriesener Bierstube, dem am Ortsende gegen Schneeberg gelegenen Touristenheim, dem Kaffee unterhalb der Kirche, dem Restaurant „Zum Tyssaer Wänden“ (Bes. Alfred Rühr) der Sommerwirtschaft Badestrand Ziegelteich u. a. Die meisten dieser Gaststätten bieten auch Übernachtung, ferner sind zahlreiche Privatquartiere und Sommerwohnungen zu sehr günstigen Bedingungen vorhanden.

Den Hauptanziehungspunkt Tyssas bilden die Tyssaer Wände. Ihr Formenreichtum, ihre seltsamen Gestalten, ihre Irrwege erinnern an die Adersbach-Wefelsdorfer Felsen bei Trautenau und an die bes. den Reichsdeutschen bekannte Luisenburg im Fichtelgebirge. Ein Geologe würdigt die Tyssaer Wände mit folgenden Worten:

„Gegenüber der geschlossenen Masse des Hohen Schneeberges erreichen hier die scheinbare Unregelmäßigkeit und die Zerissenheit der Felsen wie die Mannigfaltigkeit der Auswaschungs- und Zernungsformen den höchsten Grad“.

Die Tyssaer Wände erreichen eine Höhe von 615 m, stehen also dem Hohen Schneeberge um reichlich 100 m an Höhe nach. Sie bilden gegen das Dorf zu eine fast 2000 Schritt lange, zusammenhängende Felsmauer mit einem Steilabfall von 20 m. Nur schmale Eingangspässe unterbrechen die Wand an der Südseite, während sie im Innern wie auf der Nordseite von zahlreichen Klüften, Schlüchten und Spalten durchzogen wird. Kenner wissen in den verborgensten Winkeln und Höhlen der Tyssaer Wände noch die Standorte des Leuchtmooses zu finden (*Schistosiega osmundacea*), eines schutzbedürftigen Pflänzchens, das im Herbst abstirbt und

im Frühjahr neu ersteht. Das gelblichgrüne Schimmern und Leuchten der Vorkeime, das besonders im Frühling schön zu sehen ist, hat mit seinem Phosphorisieren seltsame, geheimnisvolle Sagen von Gold und Schätzen im Volksmunde entstehen lassen. Schatzsuchergeschichten, die mit dem Leuchtmooß in irgend einer Verbindung stehen. Die Pflanze ist ein erhaltenswertes Naturdenkmal, ein schutzbedürftiges Kind unserer Heimat, das wir noch im Bielatal, in der Dittersbacher Schweiz, auf dem Pfaffenstein, Papststein, in der Weberschlucht, im Uttewalder-, Zscherr- und Höllengrund, unter der Sommerwand am Zeughaus und auf dem Kuhstall finden können. — Wir kehren wieder zu den Tyssaer Wänden zurück. Sie werden uns schon vor 100 Jahren in dem 1826 erschienenen Bielatalführer Carl Merkels zu einem Besuche sehr empfohlen. In dieser „Beschreibung der westlichen sächsisch-böhmischen Schweiz“ heißt es u. a.:

„Die großen Felsenmassen der Tyssaer Wände befinden sich $\frac{3}{4}$ Stunde von Liland, nördlich über dem gleichfalls zur Herrschaft Tetschen gehörigen Kirchdorf Tyssa. Sie liegen auf der Anhöhe und bilden eine lange, hohe Mauer von Sandstein. Die Felsen ziehen sich mit einigen Unterbrechungen hinab gegen die Elbe sowie gegen Abend und Mitternacht auf gleiche Weise gegen Raizga und den sächsischen Ort Höllendorf.

Der Teil aber, den man im engeren Sinne mit dem Namen Tyssaer Wände belegt, ist die unmittelbar hinter Tyssa befindliche Felsenpartie, etwa $\frac{1}{2}$ Stunde lang. Sie besteht teils aus einem auf der vorderen Seite steilen Felskamme, teils auch aus einzelnen, freistehenden, hohen Felsen- gruppen, welche die sonderbarsten Gestalten bilden. Die dem Anschein nach zusammenhängenden Felsenwände sind in ihrem Innern wiederum vielfach zerflüftet und bilden oft vier- und mehrfach

hintereinanderstehende hohe Wände.“

Carl Merkel weist dann noch hin, daß sich die Tyssaer Wände vor allen anderen Felsgebieten der Sächsisch-Böhmischen Schweiz durch ihren Reichtum an Höhlen auszeichnen. Er nennt da u. a. die Hickenhöhle, Triumphpforte, Schneiderloch, Herrenhalle und Rudolfsballe.

Als Fremdenführer durch das Felslabyrinth der Tyssaer Wände waren von Merkel zwei gebürtige Tyssaer instruiert worden, Vincenz Böhme und Joseph Krant. Empfohlen wurde 1826 das oberhalb der Kirche gelegene ansehnliche Gasthaus, wo durch den Wirt die Führer zu erhalten waren. Es ist das heutige Volkshaus, das frühere Gasthaus zum Grafen Thun.

Schon vor 100 und mehr Jahren hat man den seltsamen Felsgestalten der Tyssaer Wände Namen gegeben, die oft noch seltsamer und wunderlicher sind als die Felsgebilde selbst. Ein großer Teil der Bezeichnungen ist eine Erfindung Merkels, der in seinem Bielatalführer für die östliche Böhmisches-Sächsische Schweiz eine Unmenge Namen erfunden hat, die zum Glück jetzt fast alle wieder vergessen sind. Nur seine glücklichsten Bezeichnungen wie etwa Großvaterstuhl, Herkulessäulen, Wachsame Sörster haben sich bis heute erhalten, während andere wie Cyriaksburg, Cecroph, Castor und Pollux, Gemmi, Syrenenberg, Gritti, Tandoli und Kanari so gesucht und zusammenhanglos waren, daß sie sich gar nicht erst einbürgerten.

Leider hat man auch in den Tyssaer Wänden jede noch so unbedeutende Sehenswürdigkeit mit einem oft recht gesuchten Namen belegt, der z. T. sogar eingehauen ist. Das ohne diesen Wirwar von fast 100 Bezeichnungen der Naturgenuß ein viel größerer und reinerer ist, daß diese Überfülle von Namen nur verwirrt, daß mancher Besucher über diesen Unsinn nur spöttisch lächelt, vermögen leider viele Führer durch das

Felslabyrinth in begreiflichem Lokalpatriotismus nicht einzusehen. Und so muß auch heute noch der Fremde, der sich einen Ticerone durch die Wände nimmt, einem Schwall von Benennungen der einzelnen Felsgestalten über sich ergehen lassen, wie „der schwächliche Herr Doktor und der dicke Bürgermeister, der Sonderling, Medusen- haupt, Dachgeschleif, Enthaupteter Major“ (wohl die schlimmste der Geschmacklosig- keit!) u. a. m.

Wenn man sich auf ganz wenig und treffende Namengebungen beschränkt hätte, wie etwa den Echten Steinpilz oder die Schildkröte, auch Napoleonshut genannt, so hätte man wohl besser getan. Theodor Schäfer schreibt hierüber in seinem Führer durch Nordböhmen: „Die Wanderung durch das Felsenlabyrinth wirkt schließlich ermüdend, wenigstens für den, der es geschmacklos findet, wenn jedem halbwegs großen Felsloche oder Vorsprung ein phantastischer Name gegeben wird...“

Mehr Interesse finden die Felsen, von denen die Führer noch etwas Besonderes zu erzählen wissen, so die Spitze, von der einst Fürst Schwarzenberg als Jagdgast des Grafen Thun den letzten Adler in dieser Gegend herabgeschossen hat, übrigens ein recht zweifelhaftes Heldenstückchen, das beweist, wie wenig der feudale Herr für die Bestrebungen des Natur- und Vogelschutzes gehabt hat.

Von der Felsmauer der Tyssaer Wände, besonders vom langen Franz und dem über der Pfarre aufragenden Balkon genießt der Besucher eine herrliche Aussicht. Sie ward uns bereits vor 100 Jahren mit den folgenden Worten gerühmt:

„Wir steigen zwischen Felsenschluchten, die hier überall ein großes, höchst anziehendes Labyrinth bilden, hinauf auf den herrlichen Franz (?!), der eine überaus reizende Aussicht gewährt. Gegen Süden haben wir vor uns die Dörfer Tyssa und

Schönstein, im Hintergrunde die Kirche von Tollendorf, den hohen Millischauer, hinter dem der Hasenberg hervorragte, weiterhin in blauer Ferne den Raudnitzer Berg, den großen Gölzsch (der hohe Gölzsch bei Aufsch-Lewin) und die 14 Berge um Leitmeritz (ein Irrtum Mer- kels, das Dierzegebirge, zu dem der bekannte Sperlingstein gehört, liegt zwischen Teschwitz und Jakuben über dem rechten Elbufer), unter denen sich vorzüglich der Zinkenstein auszeichnet. Südöstlich erblicken wir auf dem Mittelgebirge die Ruine von Blankenstein, darunter rechts die Münchner Windmühle und eine weite, mit Dörfern bebaute Höhenlandschaft des rechten und linken Elbufers. Der hohe Schneeberg versperrt uns die Aussicht nach Osten. — Gegen Nordosten und Norden sehen wir sächsische und böhmische Gebirgsgegend um Sebnitz und Teustadt mit dem Thomaswald, Unger- und Falkenberg (Valtenberg), tiefer herab die Pillnitzer Berge, die Thürme von Moritzburg und die Gegend von Großen- hayn. Gegen Westen endlich zeigt sich uns die Gegend von Dresden, Dippoldis- walde und Altenberg, mit dem Wilsch- und Lugberge, Spitz- oder Sattelberge, den man hier (wegen der Form) gar nicht mehr erkennt, dem Geisingberge und Lugsteine jenseits des Zinnwaldes.“

Hier können noch Lobosch und Kletschen der bekannte „Trabant“ des Donnersberges, ergänzt werden.

Seit etwa 25 Jahren kommt Tyssas Um- gebung, besonders aber die Tyssaer Wände, die Felsen bei Raizga, Liland und nach Dorf Schneeberg zu („Auf der Wand“ — „Unter der Wand“) immer mehr als Ziel der Bergsteiger für ihre Kletterfahrten auf. Zahlreiche Türme, Nadeln und Zacken locken hier zu Besteigungen, von denen manche eine hochausgebildete Technik, Schulung und Willenskraft erfordern. Ich nenne hier nur

den 1907 zum 1. Male durch Paul Löschner und seine Gefährten erstiegenen Falkenturm über der Raizka—Tyssaer Straße, der nur nach außerordentlich schwerer Wandkletterei zu bezwingen ist, ferner den schönen freistehenden Neuberturm nördlich der Tyssaer Wände, den unten schmalen, oben breiten Januskopf mitten in den Wänden, sowie seinen Nachbar, den Dickkopf, ferner Kurttürme, Steinkar- und Doppelturm und wie sie alle heißen.

Wir steigen von den Wänden wieder hinunter in den Ort, um noch einige Erinnerungen aus vergangenen Tagen uns erzählen zu lassen.

Der Name Tyssa kommt als Ortsbezeichnung ganz selten vor. Es gibt im Altenburgischen unweit der Stadt Roda ein Dorf namens Tissa oder Tisse, 1555 Thissau geschrieben, ferner ein Vorwerk Tissa in Thüringen, unweit von Schwarzburg. Albert Schiffner schreibt im Jahre 1845 über Tyssa das Folgende:

Tyssa ist ein Tetschner Fabrikdorf mit 230—240 Häusern und 1500 Seelen, einer Kirche und drei Mühlen am Kleinen Tyßbache, der südwärts nach Königswald am Bodenbache läuft und die sächsisch-böhmische Schweiz gegen das Erzgebirge begrenzen hilft. Man treibt hier starke Waldarbeit, verhandelt Forellen, Glachs und Garn, und viele Bewohner gehen als Ziegeldecker nach Sachsen. Besonders aber liefert Tyssa (wie auch in geringerer Menge Liland, Schönstein, Königs- und Peterswalde) eine ungeheure Menge Knöpfe und andere dergleichen Waaren aus geringer Metallcomposition, womit Krauspenhaar und Pürschner die Messen beziehen.

In Nordwesten (Westen!) kommt der sehr zerstreut angebaute Ort dem nicht minder verstreuten Dorfe Schönstein (mit 350—400 Seelen, einem Tetschner Vorwerk mit Burgruine und einem Forst-

haufe) sehr nahe . . .“

Schönstein, jetzt ein Ortsteil von Tyssa, soll der Sage nach der Rest eines in Kriegszeiten zerstörten Dorfes sein. Es war einst der Sitz einer Herrschaft und besaß ein Schloßchen und einen Meierhof. Der Name „Forstrevier Schönstein“ ist noch heute bekannt, wenn man es auch vor einigen Jahren mit dem Schneeberger Revier vereinigt hat. Die Umgebung des Ziegelteiches führt noch heute die Benennung „Auf der Schöne“, was wohl soviel wie Schönsteiner Wald heißen soll. Auch hält noch heute mitten in dem Kleinen, nahe dem Kammweg gelegenen Meier ein Wirtshaus mit seinem Namen „Schönsteiner Hof“ in dankenswerter Weise die Erinnerung an die alte Zeit und Herrlichkeit fest.

Dem Wandersmann, der auf dem Kammweg an Schönstein vorüberwandert, bietet sich hier ein prächtiger Blick auf Tyssa, die darüber mauergleich aufragenden Wände den Turm des Hohen Schneebergs, den schöngeformten Rosenberg und hinab in das Lulautal mit seinen zahlreichen Ortschaften sowie den in seiner Nähe aufragenden Kuppen, dem Hege-, Hopfen- und Gutberg bei Bünauburg und den mit seinem Namen an Kaiser Lothars Flucht erinnernden Lotterberg.

Tyssas und Schönsteins Geschichte ist eng mit dem Geschlechte der Grafen von Thun auf Tetschen als der Grundherren der Gegend verbunden. Ihm gehören ja noch heute die riesigen Grenzwaldungen.

Es seien zuletzt noch ganz kurz einige Ortsteile Tyssas genannt. So finden wir am westlichen Ende nach Peterswald zu die Weiler Anronstal und Brache. Westlich von ihnen ragt der 581 m hohe Hirschberg auf, während südlich von Schönstein noch der Hofberg an die einstige Bedeutung des Kleinen Weilers (mit seinem Namen noch erinnert. Westlich von Schönstein bietet der 599 m hohe Tyssaberg eine schöne Aussicht.

Ein Teil des Dorfes zieht sich am Tyssaer oder Tyßbache in einem engen Grunde hinab gegen Königswald. Dieser Ortsteil führt den Namen Josephstal. Hier steht nahe der Tyssa—Königswalder Straße ein uraltes Steinkreuz, ein Mord- oder Sühnestein, der an eine vor Jahrhunderten in der Nähe begangene Freveltat erinnert. So bietet Tyssa mit seiner Umgebung dem

wanderfrohen Heimatfreunde des Altertümlichen, Schönen und Interessanten gar mancherlei, und ein begeisterter Freund der schönen Bergwelt dieses Grenzgebietes schrieb einst in das Fremdenbuch eines hiesigen Gasthauses das Wort: Ille terrarum mihi prater omnes angulus ridet. Zu Deutsch etwa: Von den Erdenplätzen allen, will dieser Winkel mir gefallen.

Eine halbe Erstersteigung

F. Gerhardt

Ein warmer, stiller Abend im Mai. Nach einem reichlichen Mahle sitzen wir im Garten des einzigen Gasthauses in Příbraz. Ringsum duften dicke Gliederbüsche, die hellen Kerzen der Kastanien leuchten aus dem dunklen Laub und über den hohen Kronen der nahen Kiefern blinkt schon der erste Stern vom wolkenlosen Himmel.

Vor wenigen Stunden sind wir vom Bahnhofe Svijan-Podol herübergewandert durch die ebenen, fruchtbaren Felder des tschechischen Landes, die felsigen Steilhänge des Muzsyrückens immer vor unseren spähenden Augen; Neuland für manchen Kletterer, Ziele der wagefrohen Kameraden aus der engeren und weiteren Heimat. Türme ragen hier empor, die den besten Kletterer aus dem sächsischen Felsengebirge schwere und schwerste Aufgaben stellen. Unbezungene Gipfel warten hier noch, wie einst an der Elbe in den Tagen eines Brosin, Schuster und Sehmann.

Und doch sitzen wir beide ergrauten Wanderer in Příbraz, so nahe zu den zünftigen Gipfeln, daß wir, ein paar Schritte aus dem Gasthausgarten schlendernd, den gewaltigen Schattenriß des Paradiesturmes in den sternenhellen Nachthimmel aufragen sehen — ein Gipfel, bezungen von unbefwelter Jugend, aber jenseits längst von unseren Kräften und Wünschen.

Doch im Süden von hier, so verheißt mir zuversichtlich mein Freund Kauschka, steht wohl noch mancher unbekannter Fels, dessen Erstbesteigung unserem Können angemessen ist. Und mit solchen hoffenden Gedanken legen wir uns dann zur Ruhe nieder.

Ein heller Morgen treibt uns zeitig aus den Betten, unsere Ungeduld kürzt die behagliche Frühstückskraft und eine halbe Stunde früher als geplant ziehen wir auf dem taufeuchten Waldwege ins Tal der Kobyla. An 25 Meter hoch ragt diese hammerartige Keule allseitig überhängend auf. Vergleichbar wohl keinem unter den Hunderten der sächsischen Felsen, unersteiglich auch für die bisher, welche in der Reibungstechnik das Menschenmögliche geleistet haben. — Von dem kurzen Steilwege, der aus dem fesselartigen Talschluß emporführt, sehen wir rückblickend den Felsen wie ein riesiges Beil in der Morgensonne leuchten, während noch grauer Schatten auf seinem schmalen stielartigen Fuße und dem dichten Dornengestrüpp des Hanges liegt. Zwischen der Kobyla und dem nahen Berghange steht noch ein vierkantiger, fast gleichhoher Turm, aus dessen Gipfelkrone ein mächtiges Stück herausgebrochen ist. Die hellen Gesteinsrümpfer liegen neben dem Südfuße des Felsens, der bisher ebenfalls unerstiegen ist. Auf dem schmalen, niedrigen Kämme queren wir einen markierten Weg, der gegen Westen

auf die MuzsKyspitze führt. Wir steigen weiter gegen Süden steil hinab ins stille Waldtal Černé louze, („Schwarze Pfütze“). Der Pfad (markiert) ist stellenweise überwachsen und weist keinerlei Spuren von häufiger Begehung auf.

Unsere Augen spähen nach beiden Talrändern, wo weiße Sandsteine aus graugrünem Kiefernwald leuchten, wir biegen erwartungsvoll in manches Nebental ein, doch alle größeren Felsen sind mit dem Hange verwachsen, nur kleine unbedeutende Zacken stehen frei. Erst weiter im Süden, in dem großen Quertale nördlich Vepřko (Schweineberg) taucht über dem Jungwald ein großer Doppelturm auf. Eine senkrechte, wohl 20 Meter tiefe Scharte trennt ihn vom Hang, seine talseitige Wand mag fast doppelt so hoch sein, ein breiter, weißblühender Baum unterhalb des Gipfels — eine Esche — so soll unser Felsen der Eschenturm heißen. In ungestümer Eile hasten wir den Steilhang hinab und hinum zur Scharte. Ein glatter Riß links in der Westwand deutet einen möglichen aber sehr anstrengenden Aufstieg an. Wir umkreisen den Felsen nach der Talseite — sein nördlicher Turm zeigt ein großes Felsfenster, auf dem Gipfel ebensowenig einen Steinmann oder ein sonstiges Ersteigungszeichen. Hastig nehmen wir Seil und Kletterrock aus dem Rucksack. Der Aufstieg in die Kluft zwischen den Türmen über eine blockgefüllte Schlucht bietet wenig Schwierigkeiten. Kauschka, großzügig wie immer, überläßt mir die Führung. Um eine Ecke hinum quere ich vorsichtig auf abgeschrägtem Bande in die Ostwand bis zu einer kleinen Nische. Hierher gedenke ich meinen Begleiter nachkommen zu lassen, ehe ich den Aufstieg in einem griffigen Riß wage.

Die Nische ist so eng, daß ich gebückt eben noch sitzen kann. Über und unter mir alles brüchig. Da beginnt es zu regnen. Kauschka steht sichernd unter einem Überhang, aber

ich kann meine Füße nicht ins Trockene ziehen, da versuche ich die Nische zu vergrößern. Unter meiner Sitzfläche weg ziehe ich Gesteinstrümmer in der Größe einer Bratpfanne, nach ein paar Minuten habe ich den Platz trogartig vertieft, daß der Sichernde hier guten Halt finden wird.

Der schwache Regen ist bald vorbei. Ich biege mich aus meinem engen Niste heraus und richte mich vorsichtig an der Wand auf. Griffig genug, aber was ich anfasse, bleibt mir in der Hand. So weich und brüchig habe ich noch keinen Sandstein gefunden, den halben Turm würde ich einreißen, wenn ich hier weiter ginge. Da lasse ich lieber die Finger davon und friede das Band zurück zur Scharte. Hier steigt die Wand glatt und unzugänglich empor. So bleibt nur die Westseite, durch einen tunnelartigen Spalt, zuletzt etwas absteigend, gewinnen wir wider Erwarten leicht das Band, das wir schon bei der Entdeckung des Turmes oberhalb des ersten glatten Risses gesehen haben. Der weitere Riß, der vom Ende des Bandes emporführt, ist grifflos, eng, glatt, aber nicht mehr ganz senkrecht. Zuversichtlich stecke ich den linken Fuß und die linke Hand hinein. Ich spüre gleich: wäre der Riß etwas steiler, ich käme nicht höher. So aber geht es, wenn auch oft nur zentimeterweise. Endlich erhasche ich einen kleinen Vorsprung als Griff. So kann ich etwas verschnaufen und den eingeklemmten Fuß entlasten, der fast das ganze Körpergewicht trägt.

Kauschka hat meinen Fortschritt mit Befriedigung festgestellt. „Sehen Sie Kletterspuren?“ „Nein!“ rufe ich keuchend zurück, da bemerke ich links neben dem Riß eine flache Rille, wie von einem sichernden Seil in den weichen Sandstein geschnitten. Kauschka denkt noch an eine zufällige Bildung im Gestein, meine Zuversicht ist aber arg zusammengeschrumpft. Ungebuldig schiebe ich mich weiter empor und erreiche bald den



*Wolken-
stimmung
Aufgenommen
mit Optochrom-
Gelbfiler
Patent-Etui-
Kamera*

Abatz mit der Esche. Ein leichter, kurzer Kamin führt von da zum Gipfel. Kaum stemme ich mich hoch, da sehe ich in der linken Wand Zeichen eingeritzt: SB 1929. „Schon erstiegen!“ brülle ich hinab. Von der Esche aus nehme ich das Seil nach und bald steht Kauschka neben mir. Also keine Erstbesteigung mehr! Aber froh und lachend schütteln wir uns die Hände. Warme Sonne liegt wieder auf unserem Gipfel und im Westen blaut ein wolkenloser Himmel. Zufrieden strecken wir uns auf dem geräumigen, ebenen Fels hin. Wald und Stille ringsum; hier wird man für lange Zeit noch allein sein können, denn unser Turm scheint in dem abgelegenen Grunde das einzige größere Kletterziel zu sein.

Der Abstieg ist denkbar bequem. Die Esche gibt einen verlässlichen, glatten Abseilhafen. Auf dem breiten Bande ziehen wir das Seil mühelos ab und legen es gleich wieder um eine Kiefer, die hier eigens dazu gewachsen sein mag. So erreichen wir in wenigen Minuten den Waldboden und umkreisen

den Turm wieder bis zu unserem Kastenplatz an der Ostseite. —

Das große Felsfenster des zweiten Gipfels lockt mich. Über eine schiefe Platte und leichte Wandstufe steige ich hinein und verfolge hinter ihm an der Talwand ein gutes Band bis zur Kante. Hier wäre ein Aufstieg möglich, aber die große Brüchigkeit schreckt mich wieder ab. So kehre ich durch das große Fenster zurück und bevachte mir die Schartenwand. Fast in ihrer Mitte zieht eine flache griffige Verschneidung hoch, in halber Höhe verspricht eine fensterbrettartige Leiste einen Platz, auf den ich Kauschka zu meiner Sicherung nachkommen lassen könnte. Also los! Gleich beim Einstieg finde ich den Fels wieder sehr brüchig. Wunder schön aussehende Griffe und Tritte brechen weg wie dürrer Kuchen. Zu meinem Leidwesen muß ich sehr gründlich „abräumen“, ehe ich auf festeres Gestein komme. So brauche ich eine ganze Weile, bis ich die paar Meter zu der Leiste hochgestiegen bin. Aber das „Fensterbrett“ ist 45° nach außen

abgeschrägt und gewährt nicht einmal einen sicheren Tritt. Zurückzusteigen geraue ich mich nicht; über meinem Kopfe vertieft sich die Verschneidung etwas und verspricht mehr Sicherheit. So heiße ich Kauschka wieder aus der Schußlinie gehen und steige weiter. Mit zunehmender Höhe wird das Gestein etwas fester, da — ich stehe nur mit einem Fuße — bricht dieser Tritt polternd unter mir weg. Nur für die linke Hand habe ich einen Griff, rechts kann ich nur aufplatten. Der Schreck gibt mir einen gehörigen Riß durch den ganzen Körper. Mein linker Fuß findet wohl einen kleinen Reibungstritt, scheppert aber bedenklich. Jetzt unbedingt Ruhe oder ich lande unten bei Kauschka! sage ich mir und verlege mein Körpergewicht möglichst auf die aufplattende Hand. Augen auf! Alles genau anfehen!

Einem großen, schönen Griff traue ich nicht. Lieber verfleme ich die eine Hand in einem lochartigen Riß. So hebe ich mich etwas höher und meine Füße finden wieder Stand. Ruhiger steige ich weiter, die Wand lehnt sich etwas zurück, ich fasse einen großen Zacken und bin oben.

Der Schweiß rinnt mir in die Augen, obwohl die Kletterei doch nicht anstrengend gewesen ist. Als Kauschka nachsteigt, finden immer noch einzelne Trümmer den Weg in die Tiefe. Hier ist sicher noch niemand vor uns angestiegen. Der Gipfel ist so brüchig, daß wir wie im Hochgebirge leicht einen Steinmann bauen können. —

Wie aber hinab? Zurückzusteigen ist zu schwer. Das Seil um den großen Zacken zu legen, halte ich für gefährlich. Kauschka glaubt auch nicht, daß wir das Seil von dort abziehen können. So bleibt nur der Ausweg, den weiten Sprung über die breite Kluft zum Eschenturm zu wagen.

Ich trete an den Rand, gegenüber sehe ich einen breiten Abfaß kurz unterhalb des Gipfels, etwas abgedacht, für den Aufsprung also günstig. Daß er etwa 1½ Meter tiefer

ist als mein Standpunkt, läßt den weiten Sprung überhaupt erst möglich erscheinen.

„4 bis 5 Meter Seil gebe ich Ihnen“, sagt Kauschka und tritt ein Stück hinter mich. Da spüre ich, wie meine Füße wieder zu wackeln beginnen und ich trete unmutig von der Kante zurück.

„Für heute bin ich mit meinem Schneid fertig“, sage ich zu Kauschka, „mir sitzt der Schreck von vorhin noch in den Knochen!“

Kauschka kommt an meine Stelle, ich mache 5 Meter Seil frei und trete sichernd zurück.

„Sie haben zuviel hinuntergeschaut!“ meint er. Das stimmt. Ich habe mit der Möglichkeit gerechnet, drüben knapp den Rand zu erreichen, und habe daher die Wand hinabgesehen, an der ich, beim Rückfallen mich drehend, den Anprall mit den Füßen zu bremsen hoffte.

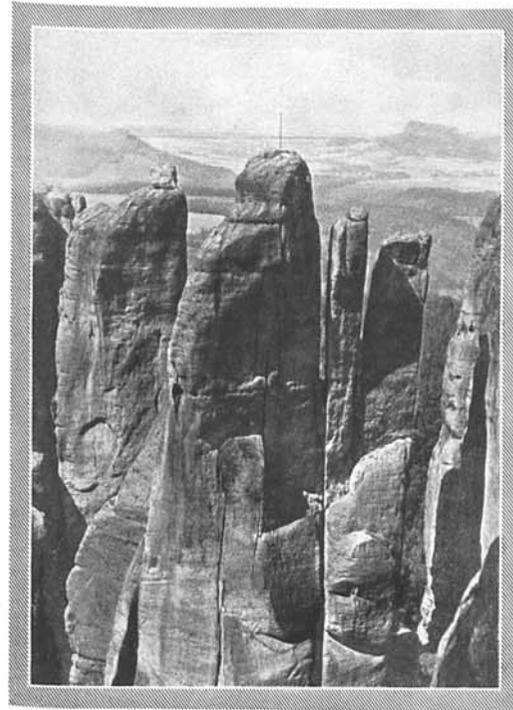
Nach kurzem Überlegen springt Kauschka hinüber, während ich, das Seil über dem Rücken, mich zurücklehne. „Guter Aufsprung!“ ruft Kauschka herüber. Dann stelle ich mich bereit, den großen Sprung nun gefahrlos zu wagen, und springe hinaus in die Luft. Der Wind saust mir um den Kopf — Teufel ist das weit! — Da lande ich wider Erwarten sanft auf der schrägen, moosigen Platte. Sein ist der Sprung! Schade, daß ich ihn nicht gleich gewagt habe.

„Trösten Sie sich“, sagt Kauschka, „es ist der weiteste Sprung, an den ich mich erinnere. 3½ Meter sicher!“

Noch einmal betrachten wir die breite Kluft und drüben unseren Steinmann, dann erfreuen wir uns ein zweites Mal an der doppelten Abseilung und halten bei unseren Rucksäcken eine kurze Rast.

„Also doch einen neuen Gipfel!“ „Einen halben!“ meint Kauschka, „beide Türme entwachsen dem gleichen Unterbau.“

Immerhin, wir taufen ihn „Sensterturm“ und freuen uns der Erstersteigung, die uns unbekannte Bergkameraden wohl nur aus Zeitmangel übrig gelassen haben!



Sonne am Dreifingerturm
phot. Dr. O. Schlenk

Unser Flammenlied

Wilh. Gädke

Fackel hoch in der Hand!
Ragend steige der Brand!
Zu den Sternen geht der Flammenweg.
Händeumschlungen, seelenverbunden,
Ewigkeiten bürgt dieses Band.
Komm' denn, Wende der Zeit,
Siehe, wir sind bereit,
Aus den Flammen wächst ein neuer Tag!
Sterne über Nacht!
Sehnsucht glühend erwacht!
Atme, reife, werd' zu Flammenglut!
Heißes Verlangen, finde Erhöhung,
Traum der Träume, werde Gestalt!
Menschen allüberall,
Liebe nicht Rauch und Schall!
Liebe, Flamme, Sehnsucht, Glut und Tat!

Totenkirchl direkte Westwand

Erhart Richter (ASD)

Menschen, die ihr in die Berge geht, führet dies Leben zu Ende, auch wenn es noch so leer, denn es gibt ja noch herrliche, heilige Berge!

Das Leben, es enttäuscht dich nur! Wem hat es gehalten, was es in der Jugend versprach, was du ersehntest? —

Doch stehst du droben im Dämmern des Abends auf dem Gipfel und reichst dem Freunde die Hand, dann ist alles vergessen. Jubeln möchtest du; dann ist ein Glühen in deinen Augen, dann denkst du nicht mehr ans Erdenleid, alles erscheint dir so herrlich, so rein. All das Kleinliche und Nichtigte versinkt, und eine schönere, bessere Welt tut sich dir auf.

Der Weg zur Höhe, das Erleben im Berg läutert den Menschen und macht ihn frei vom niedrigen Treiben da unten.

Das ist's, warum wir in die Berge gehn! — Im Westen versinkt schon langsam die Sonne. Noch müssen wir uns mit schweren Rucksäcken herumplagen; von Hinterbärenbad zum Stripsenjoch, o, das ist ein Schinder. Immer und immer wieder fliegen unsere Blicke zur Westwand des Totenkirchls hinüber. Morgen soll ein großer Wunsch in Erfüllung gehen! Das Gefühl schwankt zwischen Freuden und Bangen. Wird es gelingen? —

Nur 3 Stunden Schlaf! Das ist alles, was sich in der überfüllten Hütte erlangen ließ. Ja, wer kennt nicht Sonnabend-Sonntag-Betrieb auf dem Stripsenjoch?

1/23 Uhr stehen die Ersten neben uns auf. Sie rüsten und zwar gewaltig! 2 Seile werden in den Rucksack gestopft; Haken und Karabiner klappern. „Die wollen sicher auf ganz große Fahrt“, denke ich mir. Mein Erstaunen ist auch nicht gering gewesen, als ich sie später vor uns an der Westwand wieder sah.

1/24 Uhr hielten wir unsere Zeit für gekommen. Auch wir steckten 2 Seile in den Rucksack und klapperten mit Haken und Karabinern! Noch einen heißen Tee und gut vorgelegt, dann brechen wir auf.

Der Tag verspricht schön zu werden; wolkenloser Himmel und eisig kalt ist's draußen. Erwartungsvoll schlägt das Herz.

„Wie wird wohl der 17-Meter-Riß ausschau'n und der mittlere Quergang; ob der Schluchtquergang noch schwerer ist, und hoffentlich bleibt für die langen Schlüßrisse noch Kraft“. —

Wir sind an der Winklerschlucht. Noch liegt viel Schnee. Eine Randflust ist zu überwinden. Hier kommt man noch leicht höher.

Doch vor uns ein riesiges Treiben. 10 Bergsteiger kann man wohl zählen. Wo wollen denn die nur alle hin? Merkwürdig, auch hinter uns noch welche. Sollten die alle in die Westwand gehen? Kaum möglich! Vor uns eine Dreierpartie. Es sind die einzigen, die hier schon angefeilt gehen. „Na“, denk ich mir, „die werden wohl nicht in der Westwand mittun wollen, zumal auch eine Dame dabei ist. Aber die anderen“.

Steine pfeifen hinunter. Da heißt es schnell in Deckung gehen.

Von wasserüberkommenen Platten spricht der Führer. Nichts zu finden! Auf gut Glück queren wir in die linke Begrenzungswand der Winklerschlucht hinein. Mehrere Rinnen ziehen hinauf. Ja, soll man hier schon hochgehen? Da fegen aber Steine herunter, queren wir doch lieber weiter nach links. Immer brüchiger wird der Sels. Auf dem richtigen Wege sind wir wohl nicht. Eine halbe Stunde vergebliches Suchen. Nichts, was auf Steigspuren deutet. Also denn umkehren! Versuchen wir's doch in

einer der ersten Rinnen. Wir müssen endlich höher kommen. Unsere Kampf- und Siegesstimmung hat bereits einen mächtigen Schlag erlitten. Eine Stunde ist uns verloren gegangen.

Jetzt sind wir auf dem richtigen Wege.

Die große Einsenkung, die vom Gipfel herabzieht, und in der sich der Anstieg bewegt, wird sichtbar.

Na, was ist denn das!

Lauter kleine Männlein an der Wand!

Ja, ja, heute ist Großkampftag an der Westwand. 6 Partien! Wir hatten die 134. Begehung, und davon 6 an einem Tage!

An den 17-Meter-Riß sind wir heran. Der geht noch. Ein mächtiger Ring im Riß, der erweckt Vertrauen. Noch einige Meter steig' ich höher, dann wird der Riß ein wenig überhängend. Na, und der Ring sitzt nun schon ziemlich weit unten. Also, denn los! Für den rechten Fuß habe ich wohl einen Tritt, aber der wackelt. Bedenklich. Er müßte halten. Vorsichtige Belastungsprobe. Zurück. Ob ich einen Haken schlage? Ach nein, es wird auch so gehen. Arme verklemmt, rechter Fuß tritt an, linker Fuß in den Riß. Das geht über die Kräfte! Auch weiterhin ist's nicht leicht. Endlich ein kleiner Absatz. Aha, hier geht der erste Seilquergang nach rechts; 6 m glatte Wand.

Nachkommen. Die nächste Partie ist nicht weit vor uns.

Husch, mit Reibungstechnik und Seilzug die glatte Wand hinüber und drüben ein Stück aufwärts.

Rechts baut sich der große Pfeiler auf, der zum Köpfl des mittleren Querganges hinaufführt. Man kann ihn von hier gut sehen. Und etwa 60 m senkrecht über uns der berühmte Dülfersche Quergang. Gerade geht eine Partie hinüber.

Zur Abwechslung sausen auch wieder einmal Steine hinab, nahe an uns vorbei. Auf einem Rasenband gehts rechts zum

Pfeiler hin. Hier wechseln wir in der Sühlung. Bis kurz unter das Köpfl ist der Weg noch frei, doch hier am Quergang stauen sich die Partien. Also denn, ein Plätzchen suchen und rasten. Es ist 10 Uhr. Lange wirds dauern, freilich viel Platz ist nicht, aber wir richten uns häuslich ein. Aus dem Rucksack werden die Schätze herausgekrant, Schokolade, Brot, Mandelkerne und ein Stück Würst. Mit Trinken ist es schwach bestellt. Für uns zwei eine kleine Flasche Wasser und 3 Zitronen, dabei scheint die Sonne schon glühend heiß in die Wand.

Einer nach dem anderen schleicht über den Quergang. Man schaut zu und nickt wohl auch zwischendurch ein wenig ein.

Na, wie wirds uns dort ergebn!

Eine Stunde müssen wir warten. Ach, das ist aufregend. Man möchte gern sehen, wie schwer die Stelle ist, man möchte vorwärts, weiter hinauf und ist doch zur Untätigkeit verurteilt. —

Endlich kommen wir daran. Eine Entspannung ist's für die Nerven. Noch eine Seillänge bis zum Köpfl hinauf. Bald sitzen wir zusammen droben. Na, denn beginnen wir. Fast geht langsam hinüber. Er steht gerade sicher. Achtung! Aufnahme! Weiter. Am Ende des Querganges will noch ein tüchtiger Überhang gepackt sein. Dann ein winziges Sicherungsplätzchen. Der Zweite folgt an dem zum Geländer gespannten Traversenseil. Noch schnell ein Blick hinunter. Sehr lustig ist's! Am Ende des Querganges, heißt es Seil abziehen, und der Stand ist so schlecht. Und nun der Überhang. Für die Finger ein Mauerhaken, doch die Füße haben nichts. Seil einziehen. Ja, ja, Rucksack und Reservefeil wollen mitgehoben sein. Nachlassen! Noch einmal zurück. Doch der neue Versuch gelingt. Am Sicherungsplätzchen auswechseln, das ist nicht einfach. Nun geht's schräg nach links empor.

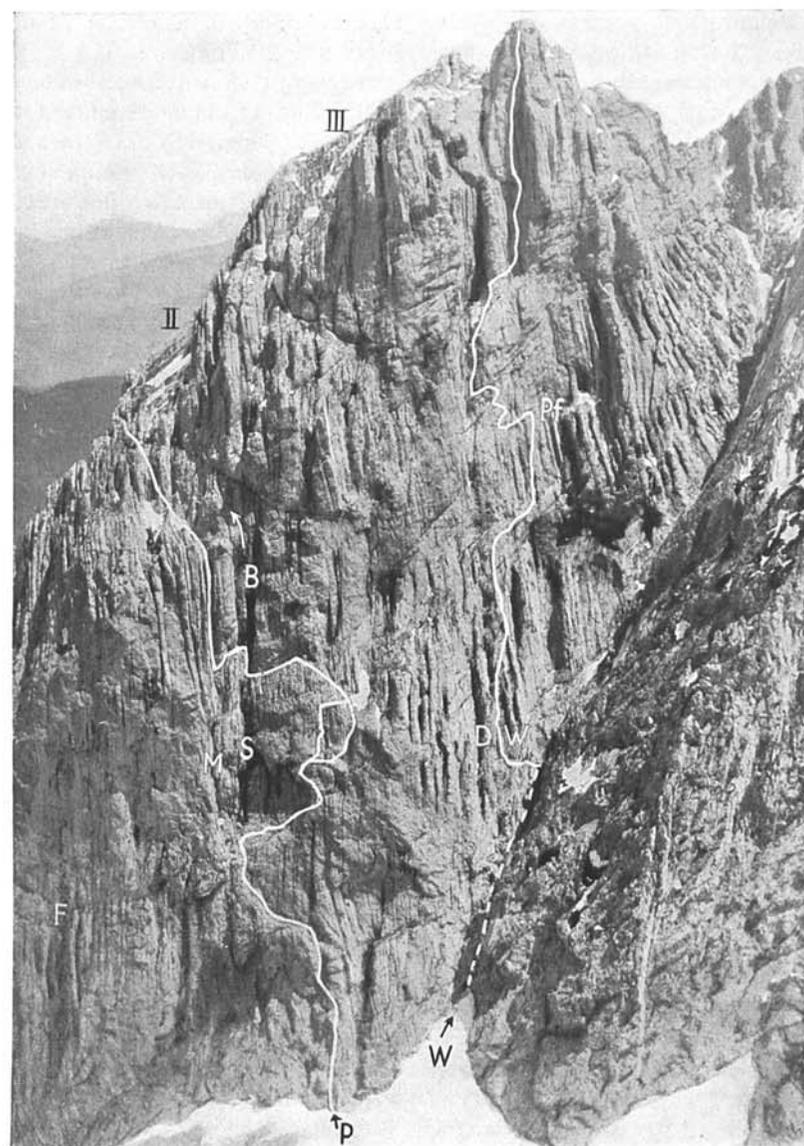
Einen scheuen Blick hinunter in die Winklerschlucht, wohl 200 m mögen es sein. Dort drunten haben schon viele gelegen, die hoffnungsvoll aufstiegen, aber ihren Idealismus für die Berge mit dem Leben bezahlen mußten. Nur ein Haken braucht auszubrechen, und es gäbe kein Halten, in toller Fahrt würde es da hinuntergehen. Nicht das Gefühl der Angst, aber auch nicht das der Überhebung darf uns Bergsteiger beseelen, tiefe Ehrfurcht müssen wir vor unseren heiligen Bergen empfinden. Blitzschnell jagen solche Gedanken durch mein Hirn, doch schon verlangt das Sichern wieder meine Aufmerksamkeit. —

Ein Karabiner schnappt in einen Haken ein. Das wirkt immer beruhigend. 5 m darüber wieder ein Haken, und Hasi ließ sich verleiten und stieg dahin an. Doch der richtige Weg geht nach links empor. Aber warum dieser Haken da droben? Der hat schon seine Bedeutung, das erkannten wir bald. Ungemein schwer ist dort der Fels, aber es erscheint leichter als da schräg nach links. Augenblicke größter Spannung. Wir gehen am doppelten Seil. Jetzt ist er am Haken, doch wo solls hier weitergehen, ungangbarer Fels. Zurück. O weh, diese Stelle also zurück. Das eine Seil ziehen wir durch den Haken. Na, was für ein prächtiger Seilzug! Mühsam steigt Hasi wieder zurück. Und Gott sei Dank, er schafft's. — Das waren Minuten, in denen wir an unserem Erfolge zweifelten. Keiner sprach davon, aber es war der kritischste Moment unserer Tour. —

Nun schräg nach links hoch, mit Scherensicherung. Der alte gute Witz von der Griffkiste wäre hier am Platze. Nachkommen. Vor der schwersten Stelle ist der Haken, und da muß ich nun das Seil aushängen. Das läuft ja nun verteuftelt schräg. Na, da bleibt mir nur das Pendeln übrig; doch ich komme so hinüber. Immer noch kein rechter Ruhepunkt. Ein Blick aufwärts be-

lehrt uns, daß wir noch schwere Arbeit finden werden. Noch haben wir nicht die Hälfte! Wieder sind wir an die vor uns steigende Partie heran, sie ist am Schluchtquergang. Endloses Warten. Die folgende Stelle kann man nicht übersehen, und das steigert die Unruhe noch mehr. Nur sehr langsam kommen die vor uns weiter. Eine halbe Stunde warten wir wohl nun schon. Klein ist mein Standplatz, und immer wieder muß ich hinabschau'n in die Tiefe. Da empfinde ich eine große, herrliche Freude. Noch einmal blicke ich zurück auf den Weg, den wir gekommen sind. Dann denk ich an liebe, gute Menschen. War es in meinem Leben schon einmal so schön? Werden Augenblicke kommen, die diesen gleichen? Wer weiß! —

Wir können weitersteigen. Seilquergang. Das Reservefeil wird durch den Haken gezogen, dann geht's los. Er ist am ersten Haken angelangt, doch der Karabiner will nicht hinein. Sehen kann ich Hasi nicht, aber ich höre ihn, und das genügt. „Na, geh doch hinein!“ Die Wand hängt dort über, und keine Griffe sind da, einzig und allein 2 Haken. An dem einen hält man sich fest, in den Anderen muß der Karabiner hinein. Krampf in der linken Hand wird gemeldet. O, das ist kritisch! Hand auswechseln. Bald auch in der rechten Hand. Servus. Aber im letzten Augenblick geht der Karabiner doch noch hinein. Seil stramm und Hasi kann sich ausruhen. Weiter. Nur langsam läuft das Seil aus. Jetzt stoppt es gar. 1 Minute, 2 ja 5 Minuten. Ich frage nicht, ich halte nur. Ruckartig gehts weiter. Aha, mit Schwung wird gearbeitet. Nachkommen. Ich gebe am Geländer. Schon zu Beginn hänge ich unter dem Quergang in mauer-glatten Felsen. Das Seil ist nicht ganz straff gespannt, doch das macht nichts. Zu jedem Karabiner muß ich aufsteigen, besser gesagt am Geländerseil aufhängeln. Doch wenn ich den Karabiner heraus habe, dann geht's



Totenkirchl-Westwand von der Kleinen Halt

Bearbeitet von Dr. E. Hoferer, München

II = 2. Terrasse III = 3. Terrasse des Totenkirchls
 W↑ = Winklerschlucht DW = direkte (große) Westwandroute (Pf = Pfeiler)
 P↑ = Piazzweg (alte Westwandroute) F = Fiechtkamin S = Schrammkamin B = Bernuthkamin M = v. Millerkamin

Bildprobe aus dem alpinen Prachtwerk Blodigs Alpenkalender 1929, RM 3.20
 Verlag Paul Müller, München

wieder hinunter und jedesmal ein Stück tiefer. Das ist recht lustig, aber geht über die Kräfte. Am Ende dann noch einige Meter aufwärts, und was für ein herrlicher Rastplatz ist hier! Rucksack herunter. Die größten Schwierigkeiten sind überwunden, Gott sei Dank! Etwa die Hälfte ist nun erreicht. Freilich viel leichter wird es im folgenden nicht. Weniger an Technik als an die Kraft werden nun große Anforderungen gestellt.

Unsere Mahlzeit fällt für Bergsteigerbegriffe gut und reichlich aus. Dann geht's zuverlässig weiter. Ich löse jetzt Hansi in der Führung ab. 1 Seillänge, und man gelangt auf einen Geröllsleck. Eine kleine Höhle mit einem Gipfelbuch darinnen. Bereits hier haben wir schon die Voranstiegenden ein. Wieder heißt es lange warten. Doch wir haben's bequem. Die vor uns hören wir Haken schlagen, wir haben bisher unsere Schlosserei noch nicht gebraucht. Die beiden vor uns sind schon sehr ermüdet, na hoffentlich halten sie durch. Jetzt queren wir in die endlosen Schlussschritte hinein. Ein kleiner Überhang. Auch ich bekomme den Krampf in die Hand. Doch was macht's? Die Finger werden wieder grad gebogen, die Hand etwas geschüttelt und weiter geht's. 50 m haben wir an Höhe gewonnen. Ein überhängender Einstieg in einen Riß. Na, 2 Haken sind dicht darunter. Ich versuche, hineinzukommen, nichts zu machen. Immer und immer wieder versuche ich, es will aber nicht gelingen. Aber nun jetzt, jetzt! Der Körper klemmt drinnen. Für die Füße nichts, die schweben frei in der Luft. Mit Schund und Plag komm ich zentimeterweise höher. Krampf in der Hand. Gemein! Zähne aufeinander gebissen. Wild geht der Atem. Endlich, endlich stehe ich fest im Riß. Mein Herz tobt nur so. Den Kopf an die Wand gelehnt, und die Augen geschlossen, so ruhe ich mich aus. Was hast du noch an Kräften, will der Berg wissen. Heraus damit! Die vor uns

habe ich eingeholt. Die Risse sie nehmen fein Ende. 4 Uhr ist's.

Jetzt kommt Hasi nach. Am Überhang stutzt er. Mit Rucksack, ein unüberwindliches Hindernis. Na, dann eben am Seil hochhängeln. Kräfte sparen. Man weiß nicht, was noch kommen kann. Noch sind's 80 Meter bis zum Gipfel. Auch kommen wir jetzt nur langsam höher. Jeder Meter will erkämpft sein. Müdigkeit schleicht sich an uns heran. Hinlegen und schlafen, doch nein, wir müssen weiter. Wir wechseln die Führung. In einer Gufel noch einmal Rast. Zum letzten Sturm wird gerüstet.

Ein glatter Riß. Eine schwere Stelle ist drin: mit Rucksack unmöglich, also ersetzt das Seil den Griff. Der Gedanke „sportlich nicht einwandfrei“, ach wie lächerlich!

Vorwärts jetzt, Eile ist geboten. Wir müssen auch wieder hinunter, und heute noch. Links wird jetzt schon die 3. Terrasse sichtbar. Lange kann es nicht mehr dauern. — 1/2 8 Uhr ist's, und wir reichen einander auf dem Gipfel die Hände. Es glühen die Augen vor Freude über diese Tat.

Ein herrlicher, schwerer Kampf!

Wohl das Schönste in meinem Bergsteigerleben, es ist nun vorbei. Wir setzen uns nieder, und ein jeder schaut hinaus in die Ferne und sinnt. Und ich glaube von ganz weit her die Akkorde der Parsivalouvertüre zu hören. —

Wohl sind Körper und Nerven am Ende ihrer Kräfte, aber die Seele frei und fliegt hinaus in eine Traumwelt.

Immer so sein können! —

1914. Weltkrieg.

Still gedenke ich jenes Menschen, der diesen großen Weg gefunden: Hans Dülfer. Auf dem Schlachtfeld mußte er sterben, in treuer Pflichterfüllung für sein Vaterland. —

3/4 8 Uhr Abstieg. Dunkler und dunkler wird es. Unendlich müde bin ich, doch vorwärts, hinunter.

Abseilen.

Wo mag nur der richtige Weg sein? Schon ist's finster. Ob wir wohl noch bivakieren müssen? Nein, nein!

Drunten flackern die Lichter der Hütte auf. Ein Glückstern hilft uns hinab. Wir sind am Klettersteig unterhalb der Führernadeln. Jetzt ist unser Weg frei. Noch eine kurze Rast! Droben am Himmel leuchten die Sterne. O herrliche Bergeinsamkeit! —

Hasi stoppt alles, was wir haben, in den Rucksack hinein und schleppt es. Kaum, daß ich's ihm verwehre. Auch er ist müde, doch sieht er, daß ich der Jüngere, mich ausgeben

mußte bis auf's Letzte, um bis hierher durchzubalten, und so nimmt er's auf sich.

Das ist Freundschaft, wie sie nur gemeinsames, ernstes Erleben schafft, echte reine Freundschaft. —

Der matte Schein unserer Laterne beleuchtet das Steiglein. 11 Uhr ist's, und wir treten in die Hütte ein. Wieder alles überfüllt, denn am Montag ist noch Feiertag. —

Das Leben, es vermag dir nichts zu geben, Mensch, aber schau auf zu unseren heiligen Bergen, da ist die Wahrheit. —

Toni Schmid †

Willy Ehrlich

Er war einer der Unseren gewesen. Nicht sein Name, der in aller Welt bekannt ist, nicht sein Ruhm der Matterhorn-Nordwand haben ihn zu unserem Freunde gemacht. Bei einer tatenfrohen Bergfahrt in unsere heimatlichen Berge schlossen wir Freundschaft. Er achtete den sächsischen Bergsteiger und seine Leistungen. Er freute sich unserer Berge. Und oft äußerte er den Wunsch, ein Abzeichen unseres Bundes zu besitzen. Dieses Zeichen wollte er tragen und damit Fundrun, daß auch die sächsischen Berge ihm Freude schenken, ihm Gipfelglück, Bergstieg offenbarten.

Rathen. „Wollen wir erst frühstücken?“

„Nein, ich brauch' nix! Gehen wir doch erst klettern!“ War das übertriebener Eifer? Oder war es sein ehrlicher Wunsch?

Am Gühnekamin. Toni Schmid nahm das Seil, und nach kurzer Wegbeschreibung schwang er sich behende hinein in den Einstieg und ging voraus. Vorsichtig, im kurzen Kaminstück immer Wülste suchend, stieg er aufwärts. Daß wir im Kamin auf die große Reibung der Kletterschuhe am rauhen

Fels vertrauend ohne Ausnützen der Wülste hochstiegen, war ihm ungewohnt. Die anschließenden Schrofen und der griffige Kamin zur Kanzel boten ihm keine Schwierigkeit. Wo er Spreizschritte anwenden konnte, tat er es. Der nun folgende Einstieg in den Schlussschritt war für ihn einfach. Mit vollendeter Technik durchstieg er den Schlussschritt, indem er, sich oftmals drehend, alle Tritte und Griffe ausnutzte. Der erste Gipfel unserer Felsenberge gehörte ihm. „Das war eine saubere Kletterei!“ meinte er. Und als wir ihm von oben nun alle die schönen Wegezeigten, die an den Wehltürmen, Höllenhund und Talwächter zu sehen waren, da trieb es ihn an. „Alsdann gehen wir weiter!“ Das Seil als unnötigen Ballast mit uns tragend, durchstiegen wir hintereinandergehend den brüchigen Kamin. Toni Schmid wieder mit den charakteristischen Spreizschritten. Die beiden Sprünge zum hinteren Gansgipfel waren ihm, obwohl er das Springen im Fels nicht kannte, eine leichte Angelegenheit. Abstieg durch den Hartmann-Weg.

„Tun gehen wir essen nach Rathen“ Darauf

seine Antwort: „Schon wieder essen?“ Kurz die Raft. Und im flotten Schritt hinauf zur Rahmhanke. Steinschleuder Südwand. Ehrliche Begeisterung in seinen Augen! Diese Wand, die über dem Elbtal in gerader Linie emporsteigt, dabei der weite Blick ins Tal und nach den vielen Bergen unserer Heimat, ist unvergleichlich schön. Toni Schmid stieg wieder voraus. Die Verschneidung bot ihm keine Schwierigkeiten. Aber der anschließende glatte Kamin, der wollte ihm garnicht gefallen. Er mühte sich um nur langsam hochzukommen. Es fiel ihm schwer, sich nur auf die Reibung der Kletterschuhe zu verlassen, die hier an der senkrechten Wand angelegt werden müssen. Wir trafen uns am Pfeiler. Und hier erstaunten wir über Toni Schmid. Der Mensch, der 1000-Meter-Wände gemeistert hat, der Quergänge und Überhänge in Hunderte von Metern Höhe selbst in schwierigstem Gelände überwand, sagte hier einfach und ohne sich entschuldigen zu wollen: „Hier steige ich nach. Ich muß mich erst an Ihre Kletterart gewöhnen“. Und überzeugend, ohne nur einmal zu fragen, erreichte er das Loch. Frei an der linken Wand stieg er hoch. Den Riß benutzte er nicht, weil Risse und enge Kamine ihm doch nicht behagten. Auch den Schlusßriß überwand er als Zweiter. In dieser Höhe war es ihm wohl. „Pfundig, pfundig!“ das waren seine Worte. Noch ein Erlebnis möchte ich schildern. Ich schlug ihm vor, uns einfach Schmid oder Seidel, unser 3. Mann, zu nennen. „Sagen Sie nur Toni zu mir!“ „So, und nun etwas Schweres!“ Mit diesen Worten packte er das Seil zusammen. Die Barbarine wollte er kennen lernen. In Königstein belud er sich mit dem schweren Schnerfer von Herbert Seidel. Die Unterhaltung drehte sich um unsere Seile, unsere dicken und großen Karabiner, unsere Seilschlingen. Er sah die Notwendigkeit ein, daß unser Material doch andere Maße ha-

ben mußte, als man, ohne die Verwendungsmöglichkeit näher zu kennen, erst annehmen könnte!

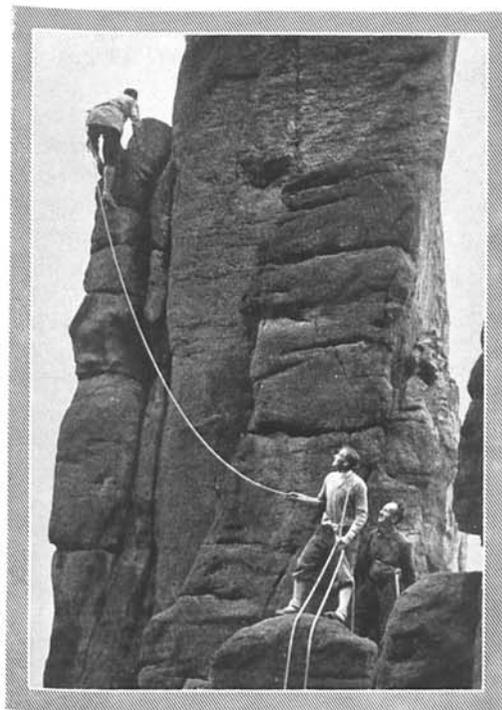
Im schönsten Bayrisch, von dem ich nur das Wort „pfundiga Zapfa“ verstehen konnte, begrüßte er die schlanke Felsnadel. Herbert Seidel, gekränkt in seinem heimatlichen Bergsteigerstolz, erwiderte in übriggebliebenen bayrischen Brocken aus einer früheren Zeit, daß dieser „Zapfa“ doch mehr als nur ein Zapfen sei. Toni Schmid, entgegenkommenderweise in verächtlichem Bayrisch, stand gut Gegenrede. Und das Resultat dieses Disputes: „Pfundiger Zapfa“ oder „Bäriger Zapfa“ bedeutet im Münchner Wuchterjargon schon etwas mehr als ein Zapfen bei uns in Sachsen.

Bis zur Kanzel hatte es keine Schwierigkeiten! Schmid als zweiter Mann übernahm ganz vorbildlich die Sicherung. Dabei waren wir ausgelassen. Die auf dem Wege begonnenen Sprachstudien fanden hier ihre Fortsetzung.

Der Riß. „Ich denke, daß er mir sauer fallen wird!“ sagte Toni Schmid. Und er wurde ihm sauer. Schon am Einstieg wußte er nicht recht, wohin mit den Beinen. Und geschnauft hat er dabei! Und ganz urbayrisch dazu gesprochen! Aber, als er den Griff, der zur Ultrichkante hinausführt, in Händen hatte, da schwang er sich hinaus. Nun gings empor, als ob es Griffe und Tritte im Überfluß gäbe. Mit wahrer Lust packte er die Gipfelköpfe. Ich kam als letzter Mann nach. Toni Schmid gab gute Lehren von oben. Und hatte seine höllische Freude, als auch ich im Riß hilflose Bewegungen machte.

Diese Kletterei hatte ihm besonders gut gefallen. Abseilen! Kurz vor Dunkelwerden noch einmal hinauf zum Förster. Training für enge Kamine!

In Königstein. Im Kaffee mit dem elektrischen Klavier eine lustige Wartestunde. Jeder produzierte sich am Klavier.



Mit Toni Schmid
an der Barbarine
phot. R. Kobach [K.V.G.]

Bei der halben Nacht kamen wir nach Schmilka. Im Kreise alter Bergfreunde erlebten wir einen lustigen Abend. Ratschläge für das Klettern wurden dem Toni gegeben. Ein hoher schäumender Stiefel kreiste fast dauernd in der Runde. Nur Toni Schmid ließ ihn vorbeigehen. „Ich will mich steigern in meinen Leistungen; dazu brauche ich alle Kräfte. Alkohol und Nikotin meide ich!“ Das sagt ein junger Mensch von 23 Jahren. Er schlägt, wie ich erleben konnte, eine Einladung nach dem Ratskeller ab. Er lebt, obwohl begehrt und umschwärmt, seiner Gesundheit, um damit seinen Bergen zu leben. Sonntag. Regen, unaufhörlich Regen. In aller Verzweiflung ob diesem Wetter überschritten wir ohne Seil mit anderen Bergfreunden zusammen den Spitzenturm bis zur Eisen Spitze. Am Falkenstein. Hier hatten die Gipfelstürmer

ein solides Feuer entfacht. Drei von ihnen hatten den Falkenstein bestiegen und kamen gerade naß wie Pudel zurück! Wir sprachen von Alpenfahrten. Toni erzählte von seinen Siegen. Bescheiden, ohne sich auch nur in den Vordergrund zu stellen, sprach er von der Caliderer-Tordwand, von der Birckarspitzen-Tordwand, von schweren Bergfahrten im Wilden Kaiser. Endlich, gegen Abend ließ der Regen nach. Fritz Birckart führte nun Toni Schmid durch den Hohen Riß zum Falkenstein. Das war etwas für ihn. In sicheren Spreizschritten, seine große Stärke, erreichte er leicht den Schlusßkamin. Und hier wieder das Urbayrisch! Zum Abend bestiegen die beiden noch den Winklerturm über die schwere, aber schöne Südwestkante. Und hier zeigte sich ganz einwandfrei, welche hohe Entwicklung die Reibungs-Kletterei bei guten Felskletterern der

Alpen in kurzer Zeit nehmen kann. Toni Schmid zeigte sich allen Schwierigkeiten gewachsen und stieg mit überzeugender Sicherheit und überzeugendem Können. Es ist Tatsache, daß wir sächsischen Felskletterer unsere Leistungen oftmals überschätzt haben. Toni Schmid, der immer sagte, daß er unsere schwersten Routen nie als Führer begeben werde, hat uns durch sein Können diese Tatsache vor Augen geführt.

Noch einmal bin ich mit Toni Schmid in unseren Bergen gewesen. Er führte in seiner Arbeit und ruhiger Sicherheit den Pfeilerweg am Talwächter und die Südwand am Türkenkopf.

Das Leben ist die Fülle, nicht die Zeit! Toni Schmid ist nicht mehr! Heraus aus frohestem, sicherstem Schaffen ist er gerissen. Einen neuen schönen Sieg in den Händen haltend, dem Gipfelglück nahe, fand er einen raschen Tod. Toni Schmid war stark und mutig. Er war nicht leichtsinnig. Er hat das Schicksal nie herausgefordert. Toni Schmid kannte die Grenzen seines Könnens.

Das Leben ist die Fülle, nicht die Zeit. Und sein Leben war eine Tat, die nur wenige leben können. Wir sächsischen Bergsteiger haben einen guten Kameraden verloren.

Lockung der Berge

K. W. Streit

*Leuchtende Firne, Matten im Grün.
Alpenrosen und Gipfelglüh'n.
Malachitner Ströme schäumend Gebraus.
rauschende Wälder, ein Gotteshaus.
Prozession, Priestersang, Spruchlitanei.
Herdenläut' und ferne Schalmei
Wolkenblumen im himmlischen Blau.
steinerner Riesen Verhack und Verhau.
Bergseelein, Spiegel von Gottes Gesicht.
der dröhnend in der Lawine spricht,
der lockend so mir sein Föhnlied spinnt,
das über die Täler und Triften rinnt:
»Komme! Hier wirst du groß und reich.
Hier jubelt sich deine Seele mir gleich.
Hier wird der Raum, der drückende Raum,
schlimmer Fiebernacht fliehender Traum.
Hier wird eine Stunde der tropfenden Zeit
zum schlummernden Meere der Ewigkeit.
Hier blüht, betritt nur den Zauberkreis,
das Glück des Herzens wie Edelweiß.
Mußt solch ein Sternlein dir brechen geh'n.
Du sahst es schon über Bethlehem steh'n.
Komm' ehe dein Leben sich langsam zeruhrt!
Komme, ich rufe zur Wiedergeburt.«*

Bergsteigerjugend von gestern

Albert Goldammer

Es gab einmal eine Zeit, die in vielem anders war, als heute. Auch die Menschen waren damals anders geartet. Nicht zuletzt die Wandersleute und Felsenmänner und jene jungen Burschen, die gerade ihre Schulpflicht vollendet hatten und nun einen Beruf erlernten. Unter diesen Jüngsten waren viele, denen die Lehrzeit endlos lang erschien, denen es also darauf ankam, schon eber etwas im Leben vorzustellen, als das in ihrem künftigen Berufe möglich war. Kein Wunder, daß es zu jener Zeit Leute gab, die mit kaum fünfzehn Lenzen schon im Begriff standen, Bergsteiger zu werden.

Nicht etwa, weil sie da nichts hätten lernen müssen. Im Gegenteil. Ausschlaggebend war wohl das Gefühl der persönlichen Freiheit in den Bergen und daß man im Fels ganz auf sich selbst, seinen Mut und sein Selbstvertrauen angewiesen war. Reize genug, gerade für Lehrlinge, die im Berufsleben vorläufig nur Anweisungen und Anleitungen begegneten.

Ja, damals gingen die jungen Leute rasch und mit Feuereifer an eine Sache heran. Sie hatten es auch nötig, denn sie waren ganz auf sich und ihre etwa im gleichen Alter stehenden Freunde angewiesen. Schon ein Altersunterschied von zwei bis drei Jahren bedeutete damals dem neugebackenen Lehrling ein unüberbrückbares Hindernis. Es galt, sich selbst durchzusetzen und das war nicht einmal leicht.

Doch die Jugend war schon zu dieser Zeit erfinderisch genug, um auf einen Ausweg zu verfallen. Sie schloß sich in Touristenklubs zusammen, um gemeinsam und mit bewundernswerter Ausdauer den Weg anzubahnen, der sie hinüberführen sollte zu den unerreichbar fernstehenden, aber gerade

in diesen neuen Kreisen ziemlich gut bekannten und viel bewunderren Felskanonen. Wer sich rühmen konnte, mit einem dieser Wegbereiter persönlich bekannt zu sein, galt schon etwas, wenn er auch selbst im Fels noch nichts rechtens geleistet hatte. Man darf sich gar nicht wundern, daß viele der damals vorgenommenen Klubgründungen nur dem energischen, zielbewußten Wollen fünfzehn- bis siebzehnjähriger junger Leute zu verdanken sind. Wir haben es hier mit einer Großtat der Jugend zu tun, die ihresgleichen sucht.

Daß mancher dieser jugendlichen Klubs den Krieg und die ersten Nachkriegsjahre nicht überdauert hat, beweist nicht, daß sie etwa von vornherein nicht lebensfähig gewesen wären. Diesen außergewöhnlichen Jahren sind leider auch viele ältere Klubs zum Opfer gefallen.

Selbst wenn man die dann während des Krieges einreisenden Unsitten allgemein auf das Konto jener jugendlichen Bergsteiger zu buchen geneigt ist, lassen sich ihre Taten nicht leugnen. Auswüchse hat es überall und zu jeder Zeit gegeben, nur mit dem Unterschied, daß im Kriege schwerer dagegen anzukämpfen war.

Bei diesen Betrachtungen darf man auch nicht in den Fehler verfallen, wegen der Verfehlungen Einzelner einfach Alle in einen Topf zu stecken . . .

Diese Klubs jugendlicher Bergsteiger brachten es fertig, jede Woche im eigenen Klublokal zusammenzukommen. Man stelle sich einmal vor, wie beispielsweise ein beinahe sechzehnjähriger Vorstand dem Gastwirt mit übertrieben feierlichem Ernst die Wünsche seiner Bergfreunde vortragen mußte, um einigermaßen dem Ansehen seines Klubs

gerecht zu werden. Gerade diesem Ansehen nach außen hin wurde größte Bedeutung beigelegt.

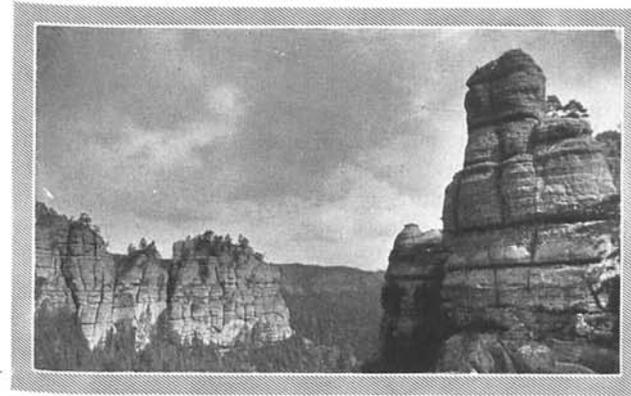
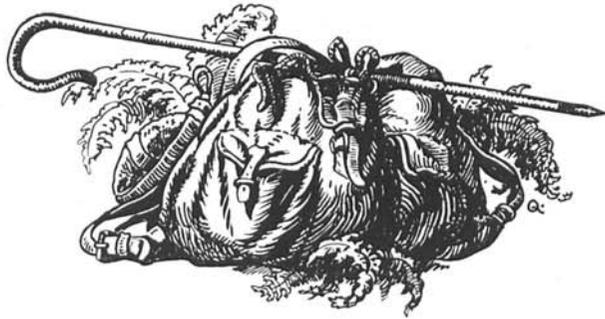
Trotz der begreiflich geringen Lehrlings- taschengelder, aus denen obendrein noch Fahrgelder herauspringen mußten, hat kaum je ein Gastwirt Grund zur Beschwerde gehabt.

Die auf ihren Bergfahrten nach und nach miteinander bekanntgewordenen jüngeren Klubs führten nämlich unter sich einen freundschaftlichen Verkehr ein, wie er heute in dieser Form kaum denkbar ist. Gegenseitiger Besuch an den Klubabenden war an der Tagesordnung. Dabei hatte sich die schöne Sitte ergeben, daß ein Besuch zu einem Gegenbesuch verpflichtete.

Hatte man also in einer Woche einen oder mitunter auch zwei befreundete Klubs als Gast aufgesucht, so konnte man mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen, daß am nächstfolgenden eigenen Klubabend eine entsprechende Anzahl Gäste erscheinen würde. Es kam oft vor, daß auf diese Weise zwei oder drei Klubs beinahe vollzählig versammelt waren. In solchen Fällen stellten die Wirte Tische, Stühle und wenn es dann noch nicht reichen wollte, selbst ein

anstoßendes Zimmer bereitwilligst zur Verfügung. Die Verbindungstür wurde dann einfach ausgehängt.

Wer etwa glaubt, daß die Wirte mit solchen jungen Leuten kaum auf ihre Kosten gekommen wären, dem sei verraten, daß es auch damals schon Leute gab, die bisweilen ein Einsitzen hatten und denen es auf einen Stiefel Helles nicht ankam . . . Inwieweit diese Besuchsitte etwa von den älteren Klubs entlehnt oder eine eigene Einrichtung der damaligen Jugend war, habe ich nicht mit Sicherheit feststellen können. Jedenfalls hat sich der Brauch bis weit in die Kriegsjahre erhalten lassen und könnte später nie wieder so recht in Gang gebracht werden. Heute gehört er schon endgültig der Vergangenheit an und verdient gerade darum besonderer Erwähnung. Dieser kurze Beitrag zur Geschichte der Jugendbewegung im Bergsport sei besonders der Jugendabteilung des Sächsischen Bergsteigerbundes mit dem Wunsche gewidmet, daß es ihr nie an so begeisterten jungen Freunden fehlen möge, wie sie der Bergsport schon kannte, als es im Sächsischen Bergsteigerbund noch keine Jugendabteilung gab.



Jortanshorn und Weberschluchtkegel

phot. Walter Hahn, Dresden-A. 24

Gipfel in der Weberschluchte

H. W.

Meinen Bergkameraden gewidmet

Wir mußten endlich einmal wandern, dortbin, wo den Felsrändern eines tiefeingeschnittenen Waldtales trotzige Kühne Gipfel entwachsen. . .

Wir hatten von Kletterwegen gehört, deren Gestaltung und Führung uns so begeistert geschildert wurde, daß der letzte Sonntag des wunderschönen Monats einem Ziel galt: den Gipfeln an der Weberschluchte. . .

Das erste, was von dem Tag zu berichten ist, waren fürchterliche Flüche meines Kameraden, denn der Blick aus unserem Lager, in dem wir auf herrlichste Art und Weise Freinacht gehalten, war von einem gleichmäßig rauschenden Regenvorhang verhüllt.

Die Flüche waren wirklich berechtigt. Am Abend vorher noch hielt uns der Gipfel der Schwarzen Jinne lange gefangen, von ihrem Scheitel blickten wir gen Westen, schauten lodrende Abendröte über den Waldschäumen des Großen Winterberges, letztes Licht eines sterbenden Tages und sacht auf-

kommendes Nachtdunkel zauberten wunderbar geheimnisvolle Erscheinungen in den bewaldeten Felsenkessel an der Richterschluhte. Still gesättigt stiegen wir im tiefsten Dunkel abwärts zum Lager am Jortanshorn. Wir freuten uns schon des Sonntags, der uns beim Morgengrauen im Fels finden sollte. . . Und nun dieses trostlose Regenwetter!

Nach Stunden stiegen wir dennoch an, der Regen war feinem feuchten Nebel gewichen, graue Schleier verhängten die endlose Weite des Großen Hshandes, von der abwärtsleitenden Rippe und später auf dem Bande des Querweges am Jortanshorn erblickten wir eine verhüllte, ernste Fels- und Wandlandschaft, die einen tiefen Eindruck auf uns machte. Vom Großen Winterberg laufen die Mauern der Felswände über den Goldstein hinweg zu den steinernen Häuptern des Kanstein und Teichstein, finden ihre Fortsetzung und ihren Ausklang im gelben Gefels der Torwalder Wän-

de. Hinter der drohenden Wandflucht der Sommerwand schließt das Bild ab gleich einer Melodie in Moll. . .

Für den Kletterer in uns war das Wetter unsicher genug, wir mußten weiter auf lustigem Band, an winzigen Birken vorbei zu einer Folge von Rinne, die herrlich ausgesetzt lotrecht empor zum Gipfel leitete. Nicht lange Gipfelrast ward uns gegönnt, dumpfes Grollen vertrieb uns bald vom hohen Gipfelhaupt. Mit Eile ging's hinunter in die Schartenflucht, über steile, nasse Platten und durch schmutzgefüllte Kamine führte uns der Abstieg. Kaum gelangten wir trocken an den Ausstieg, rauschender Regen strömte hernieder und bedenklich dachten wir an unsere Pläne, die wir in die Tat umsetzen wollten.

Jetzt trafen noch zwei Freunde ein, die, überrascht und erfreut, unser behagliches Lager mit uns umso lieber teilten, weil bei prasselndem Feuer und lustigem, vergnügtem Plaudern eine Stimmung erzeugt wurde, die das Toben der Elemente fast zum Vergessen brachte. Es war eine Robinsonade im Fels, wie wir sie uns nicht schöner denken konnten. Und nach langem Warten ein Sonnenstrahl. . .

Wir zogen weiter, sorgfältig und alles in Ordnung verlassend ging's unter den Abstrüzen hin. Stehend strahlte die Sonne, schon wieder türmten rundum am Himmel die Gewitterwolken sich auf. Schweißüberwunden und schnaufend wand sich unser Heerwurm den steilen Sandhang am Blauen Horn empor. Rückblickend freuten wir uns der stolzen Gestalt des Fensterturmes. Heute wandern wir an ihm vorbei, anderen Gipfeln gilt unser Tatendrang, aber bei seinem Anblick gedachten wir mancher Bergfahrt, die uns durch seine Wände auf sein Haupt führte, erinnerten wir uns mancher Gipfelrast auf seiner trostigen Zinne. . .

Die Südwestkante des Blauen Hornes ist

so das, was mancher sächsische Kletterer mit „Gemütssteigerung“ bezeichnet. Immer fand die suchende Hand Griff, der tastend Schub Tritt. An lustiger Kante stehend schauten wir abwärts in den riesigen Graben der Weberschluchte, zur Linken der Blick auf den Fensterturm, den gerade jetzt eine zahlreiche Seilschaft bestiegen hat, weiter vorn die mächtige Kuppel des Tortanshornes. Darüber hinaus blauende lockende Ferne. . .

Einer folgt dem anderen, klimmt an der Kante empor, nimmt nach einem Absatz den Gipfelüberhang, zu fünf sitzen wir dann auf der höchsten Zinne und lassen unternehmungslustig unsere Augen wandern. Da drüben reckt feck sich ein Turm in die Lüfte, thront machtvoll auf gewaltigem Unterbau, dessen Wand in einem Zuge zu Tale stürzt. Wir beratschlagen, wie es nun noch mit der Südostkante des Weberschluchtefegels wäre? Unser Führer ist groß in Form, mit vorbildlicher Ruhe und bestechender Technik stieg er uns im Fels voran, und sofort ist beschlossen, daß die Kante heute noch bezwungen wird. Rasch geht's hinab, die Rucksäcke aufgepackt, an Überhängen vorbei, am Hange durch braunen faulen Farn, der neuen Trieb im Sonnenlicht aufrollt, eine anstrengende Sandreise hoch, dann sind wir am Ziel.

Hoch über der Weberschluchte ragt der Kegel, unsere Augen messen den Talabsturz, bleiben dann wieder an der Kante hängen, unsere Herzen schlagen schneller, los!

Bei aller technischen Schwere und Ausgesetztheit ist die Kletterei für jeden von uns eine Delikatesse. Vom Ring weg ist der Überhang das Einzige, was Ruhe und Umsicht beansprucht. Unser Führer schwingt sich aufwärts, es ist ein Genuß zu sehen, wie sein sehniger Körper am Fels steht, wie die Konturen seiner Gestalt sich vom blauen Himmel abheben. Unablässig gleitet das Seil durch meine Hände, der Freund

da oben ist in prächtiger Laune, nach wenigen Minuten verkündet jubelndes „Heil!“ seinen Sieg. Ich folge ihm und am Ring stehend genieße ich den großartigen Absturz der Wand, die unter meinen Füßen scheinbar ins Bodenlose absinkt. Nach dem Überhang, den ich durch Umgehen nach links bezwinge, steige ich über steile Reibungswand aufwärts und nach einer letzten Durchstöße drücken sich unsere Hände. . . „Berg Heil!“

Noch werden die anderen Gefährten empor gesichert, einer folgt dem anderen, alle sind begeistert von der Schönheit unseres Gipfels, alle bedauern, daß die Kletterei nicht noch länger währt. In praller Sonne, unter tiefblauem Himmel, den massige leuchtendweiße Haufenwolken erfüllen, liegen wir am Felsabsturz und unsere Augen wandern von den Terrassen, die blühendes Preiselbeerkraut und blühenden Sumpfsport tragen, hinüber zu den Wänden, die aus den herandrängenden Waldwogen sich aufrecken, wandern von den Umrißlinien der wilden Felsenschluchte hinauf ins satte tintige Blau der unermeßlich großen Himmelskugel über unseren Häuptern. . . Daß der Tag, der so trübe und hoffnungsarm begann, in strahlender Schönheit versinkt, macht uns froh und glücklich, daß er — o wir Unzufriedenen! — schon

zu Ende gehen muß und wir ins Grau der drückenden Alltagsenge zurückgestoßen werden, das tut uns weh und läßt uns noch länger, als wir wollten, auf dem Gipfel bleiben, bis wir endlich am Seil abwärts gleiten. . .

Auf schmaler Plattform genießen wir den Imbiß, der im Rucksack den kleinsten Platz und des Sonntags die wenigste Zeit beansprucht, dann wandern wir, die Sandreise in rasender Fahrt zu Tale eilend, die Weberschluchte aufwärts. . .

Noch einmal wenden wir uns rückwärts noch einmal umfassen unsere Augen alle Wildheit, alle Größe der Wandfluchten, alle Kühnheit der Gipfel, noch einmal denken wir der Stimmungen, die uns bei Gipfelrast und Felsarbeit umfingen; dann ziehen wir hinauf am gähnenden Maul der Weberschluchtgrotte im hintersten Winkel dieses Felsgrundes vorbei, in Kehren und Windungen, über sparsame Stufen und feuchte Baumtreppen hinauf zum Herdenweg am Preibischof.

Im Dämmern versinkt die Schluchte, die für einen Tag unsere Welt war, verschwinden die Gipfel, wo wir aufs neue zu Kameraden zusammenwuchsen, verschwinden die Wälder und grünen Weiten und vor uns zieht ein neues Bild auf: böhmische Landschaft im Abendchein. . .

Rauschenstein

Ferd. Gerhardt

*Ich saß, den Mittagswind in wirren Haaren
auf meinem stolzen Felsenthron,
vorüber lärmte unten eine Schar
der Allzuvielen. Und mir war,
als trennte mich ein ganzes Leben schon
von ihrer Welt.*

Das Kletterseil, seine Behandlung und seine Anwendung

Willy Ehrlich

Der Klettersport und das Bergsteigertum in unseren sächsischen Bergen haben im Ausüben des Bergsteigens immer eine sehr strenge Auffassung gehabt, die das Anwenden von Behelfsmitteln stark einschränkte. Kletterseh, Seil und Seilschlinge und der in späterer Zeit hinzugekommenen Karabinerhaken sind die einzigen Hilfsmittel, die bei uns Verwendung finden. Selbst die Anwendung dieser Geräte ist beschränkt. Jeder Kletterer wird es ablehnen, diese Hilfsmittel so zu gebrauchen, daß damit Griff oder Tritt ersetzt wird oder Bauleute damit an unzugängliche Stellen so mit dem Felsen verküpfert werden, daß sie an den künstlichen Geräten hängen oder damit zum Felsen herangezogen werden. Es gibt hier noch einige außergewöhnliche Fälle, die auch den Baumann mit dem Fels verbinden, ohne daß künstliche Hilfsmittel in Anwendung kommen, und die dennoch als künstlich anzusprechen sind.

Das Kletterseil nun ist wohl das wichtigste Behelfsmittel, was wir haben. Wichtigere scheint der Kletterseh zu sein. Doch für das gemeinsame Steigen im Fels gehört das Seil, wenn alle Bedingungen für ein sicheres Klettern erfüllt werden sollen. Daß es viele Anstiegswege gibt, die man, ohne sich in Gefahr zu begeben, ohne Seil und Seilsicherung begeben kann, ist zugegeben. Doch sind die meisten Wege und überhaupt Felsstürme in unserm Gebiet wohl nur mit Sicherung begehbar. Und da ich hier vom Seil sprechen will, soll immer der Fall einer Seilgemeinschaft oder Seilpartie angenommen werden.

Man unterscheidet gedrehte und geflochtene Seile. Welche Art die bessere ist, sei hier nicht entschieden. Den Vorzug genießen unter allen Umständen die gedrehten Seile.

Erwähnenswert ist es wohl auch noch, daß der Alpenverein von Sachleuten die Frage ob gedreht oder geflochten beantworten ließ. Die Meinungen sprachen sich zum weitaus größten Teil für die gedrehten Seile aus. Das oft beanstandete Krümmeln der gedrehten Seile ist eigentlich von geringerer Bedeutung. Es ist doch eine leichte Mühe, das Seil hier und da über Felsbänge aushängen zu lassen.

Neue Seile wurden früher vor Gebrauch gern eingefettet. Das hatte gewisse Vorteile. Leichte Nässe wurde für kurze Zeit abgehalten. Dann ließ sich das Seil etwas leichter durch die Abseilringe ziehen. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß raube Seile beim Abseilen doch angenehmer sind. Unglücksfälle, daß sich Abseilende die Hände infolge des raschen Gleitens verbrannt haben, sind nicht so selten. Ein gewandter und geübter Kletterer muß das immer vermeiden können. Aber dennoch ist die Gefahr, infolge zu glatter Seile in schnelleres Rutschen zu kommen, nicht von der Hand zu weisen. Doch sprechen auch hier wohl die persönlichen Erfahrungen des einzelnen mit. Einen vollkommenen Schutz gegen Nässe bietet das Einfetten wohl kaum. Wenn das Seil schon richtig naß geworden ist, dann verhindert die Fettschicht eher noch ein schnelleres Abtrocknen.

Es ist sehr zu empfehlen, die Seilenden mit verschiedenen Farben zu färben. Die gefärbte Stelle sei nicht zu klein. Es kann doch hier und da von Vorteil sein, daß man oben an einem weit herunterhängenden Seil feststellen kann, welches Ende oben oder unten hängt. Auch die Mitte des Seiles sollte angezeichnet sein. Es sind dies kleine Mühen, die sich oft lohnen.

Eine Selbstverständlichkeit sollte es sein, die

Enden des Seiles nicht auf ein zu langes Stück mit Draht oder Faden zusammen zu halten. Auch Knoten in die Enden zu machen ist ganz dumm. Oft kann man das an auseinandergeschnittenen Seilen beobachten. Die Enden müssen ganz kurz und dennoch fest umwickelt sein. Daß man bei alten Seilen Bruchstellen durch Ausknoten ausschaltet ist leichtsinnig. Diese Knoten sind hinderlich beim Nachziehen des Seiles und bilden bei Stürzen eine Gefahr insofern als dort scharfe Bruchstellen infolge der Windungen des Knotens entstehen, die leicht zu einem Brechen des Seiles führen können. Seile, die Bruchstellen aufweisen, sollen als unbrauchbar beiseite gelegt werden oder, falls die Bruchstellen sich an einem guten Seil befinden, dort zerschnitten werden und zu kurzen Seilen oder Seilschlingen Verwendung finden.

Der Kletterer, der sich beim Führen oder Nachsteigen oder Abseilen ganz und gar auf das Seil verläßt, müßte immer mit dem Seil so umgehen, daß es Beschädigungen, die nicht beim Gebrauch entstehen, nicht erleidet. Durch das Herabwerfen in Sand oder auch auf Stein dringen kleine Steinchen oder Sandteilchen in die engen Windungen zwischen die Fasern des Seiles. Durch die dauernden Bewegungen reiben die Sand- oder Steinteilchen an den nächstliegenden Fasern, die dann allmählich durchgerieben werden. Wenn das hinabgeworfene Seil an Felsvorsprüngen schleift, werden die außenliegenden Fasern stark beschädigt, weil hier noch die Druckkraft des Falles als Kraftfaktor hinzukommt, mit dem sonst nie zu rechnen zu werden braucht. Vor allem sollte man beim Herabwerfen des zum Abseilen bereit gelegten Seiles darauf achten. Wenn es die Abseilstelle irgend wie zuläßt, sollte man das Seil Stück für Stück hinunterlassen. Wenn vorspringende Zacken und Bänder das nicht gestatten, dann nur soviel herunterwerfen, daß die

Enden den Boden erreichen. Den Rest kann man dann immer unter Schwingungen nachrollen lassen. Nach jedem Abseilen eines Freundes ziehe man das Seil ein Stück durch den Ring, sofern es die Länge des Seiles zuläßt. Damit erreicht man, daß nicht nur eine Stelle zu stark und zu oft durch die scharfe Bruchstelle um den Ring beansprucht wird. Ist die Abseilstelle kurz, dann nehme man nicht die Mitte in den Ring oder Stift, sondern ziehe so hoch herauf, daß ein gefahrloses Zubodenkommen gesichert ist. Beim Herabziehen des Seiles ist immer das Ende zu ziehen, das unter den Ring läuft. Es wird so verbütet, daß sich ein Ende zwischen Ring und Fels festklemmt. Geht das Seil über scharfe Kanten, kann man sich das Herunterziehen erleichtern und zugleich das Seil schonen, wenn man an solche Stellen gefaltetes Papier unterlegt.

Wird das Seil für einige Tage nicht gebraucht, dann lasse man es nicht im Rucksack liegen, sondern nehme es heraus und hänge es auf, damit Luft daran kommen kann. Wie leicht können Moosteilchen oder Erdstücke, die sich zwischen die Fasern gesetzt haben, durch Verfaulen oder Vermo dern das Seil beschädigen. Trocknen sie aber aus, so sind sie ungefährlich.

Es gibt wohl noch viele Kleinigkeiten, die angebracht sind das Seil zu schonen. Doch würde es zu weit führen, hier alles zu erwähnen. Man vergesse nie, ich habe das schon einmal an anderer Stelle gesagt, daß das Seil der beste Kamerad beim Bergsteigen ist. Und manchmal sind bei Stürzen schon Seile bis auf eine ganz dünne Stelle zerrissen, und diese dünne Stelle hat den Gestürzten vor Ärgerem bewahrt. Vielleicht hat er gerade diese Stelle durch richtiges Behandeln des Seiles vor irgend einer Beschädigung geschützt.

Die Anwendung des Seiles beim Klettern ist ganz einfach, und doch erfordert sie im-

merhin etwas Erfahrung. Das Einknoten des Führers und der Nachsteiger geschieht am besten so, daß ein einfacher Knoten in das doppelt gefaßte Seil geschlagen wird. Die Schlinge muß fest um die Brust liegen, nicht in der Bauchgegend oder gar auf den Hüften aufliegend. Das kürzere Ende darf nicht zu kurz sein. Empfehlenswert ist es, das kürzere Ende so lang zu halten, daß es über die Schulter nach der anderen Seite genommen werden kann und dort an der Schlinge leicht verknotet wird. Man nennt diese Schlinge Korb- oder Korb- schlinge. Durch diese wird das Herunterrutschen des Seiles von der Brust vermieden. Vielfach bildet man diese Schlinge auch mit leichten Bindfäden, was vollkommen genügt. Es ist meist auch angenehmer, weil dadurch die Anhäufung vieler Knoten, die immer unangenehm ist und in Rissen oft hinderlich sein kann, vermieden wird.

Steigt der Führer am doppelten Seil und die bis zum nächsten Sicherungsplatz zu durchsteigende Stelle ist nicht länger als die Hälfte des angewendeten Seiles, dann ist ein Einseilen in die Mitte richtig, um auch hier die vielen Knoten zu vermeiden. Werden aber 2 Seile verwendet, dann verknüpfe man ein Seil in die Brustschlinge des anderen. Es läßt sich dann einfacher die Korb- schlinge anbringen. Wenn der Führer gestürzt ist und er hängt an einer unzugänglichen Stelle, dann ist bei der eben beschriebenen Verknotung das Lösen des zweiten Seiles, das nur in die Brustschlinge verknüpft ist, leichter und der Hängende kann sich rasch eine Erleichterung dadurch schaffen, daß er eine Schlinge für den Fuß macht und so das Pressen auf den Körper mindert. Aber diese Fälle sind wohl selten. Wären jedoch diese Vorsichtsmaßnahmen bei dem Unglücksfall am Tiedgefelsen vor einigen Jahren beachtet worden, dann wäre der Gestürzte dort, der längere Zeit in freier Luft schwebte, nicht durch die Schlin-

ge gerutscht und zu Tode gestürzt.

Beim Sichern von Massiven, Bäumen oder anderen Felsstürmen aus werden immer 2 Seile genommen werden müssen. Hier ist das Verknoten des Seiles, das von der höheren Stelle kommt, in die Brustschlinge immer anzuwenden. Bei einem Sturze hängt der Verunglückte in einer Schlinge, die zwar durch verschiedene Zugrichtungen einen Druck ausübt, der aber nicht so groß und so gefährlich ist. Hat man die Seile in zwei Schlingen angelegt, dann tritt in diesem Falle ein Zug auf den Körper ein, der sehr gefährlich werden kann, wenn die Schlingen nachlässig befestigt worden sind. Bei aller Art Sicherung von höher gelegenen Stellen aus, die übrigens oft abgelehnt wird, kommt es darauf an, wie der Zug des nach oben gehenden Seiles geht. Die Möglichkeit, das mit Hilfe von Seilzug schwierige Stellen überwunden werden können, ist oft vorhanden. In solchen Fällen kann von einer ehrlichen Besteigung nicht die Rede sein. Wie schon gesagt, ist die Frage des Massivsicherns noch offen. Ich lehne sie nicht rundweg ab, da sie ein positiver Sicherheitsfaktor ist. Aber die Grenzen im Anwenden sind nicht weit gesteckt.

Das Sichern von Massiven kann aber auch eine Gefahr für den Führer werden, wenn der Zug des Seiles zu schwer wird, sei es durch ein zu schweres Seil oder durch eine zu lange Massivsicherung, oder aber die Kletterei geht in schwere Reibung über, bei der das Ausbalancieren des Körpers wichtig ist. Ich habe einmal beobachtet, wie ein junger Kletterer, der mit Sicherung vom Flaschenfels und vom Anfang der Traverse am Kelch diesen durch den Riß besteigen wollte, infolge Seilzuges des in diesem Falle sehr schweren Seiles aus dem Riß herausgezogen wurde.

Kommt der Führer an einen Ring oder Haken, wo er den zweiten sichern will, und der Platz ist so beschränkt, daß er nicht

gut sitzen oder stehen kann, dann muß er sich unter allen Umständen einknoten, wie das überhaupt immer beim Sichern der Nachsteiger der Fall sein sollte. Das Einknoten in Ringe an Wandstellen ist sehr einfach. Man nimmt unmittelbar hinter dem Brustseilknoten das Seil doppelt durch den Ring und verknüpft die durch den Ring gezogene Schlinge so nahe am Brustknoten, daß man dann bequem nachsichern kann. Um ein Lösen des in diesem Falle starken Knotens zu verhüten, setze man noch einen einfachen Knoten hinter dem Schlingenknoten. Das Sicherungsseil, das zum Nachsteiger geht, läßt man auch durch den Karabiner laufen, der ja frei ist. Man kann so den Nachkommenden im Falle eines Sturzes ohne viel Anstrengung und ohne in Gefahr zu laufen, selbst verlegt zu werden, leicht halten. Ist der Nachsteiger beim Führer angelangt, dann muß er sofort in den Karabiner oder Ring eingebunden werden, bevor der Führer sich löst, sodaß keiner auch nur für kurze Momente ungesichert an der Wand steht. Diese Vorsichtsmaßnahme ist bei schwierigen Wandstellen immer anzuwenden. Ich habe teilweise beobachten können, daß der Führer oder Nachsteiger zum Sichern einige Schlingen in den Ring befestigt, in die er dann den ganzen Körper hängt. Zwar ist diese geschaffene Ruhestellung sehr angenehm, aber doch so recht fair will sie mir nicht scheinen. Und dann kosten die Vorbereitungen dazu so viel Zeit und teilweise auch Kraft, daß dabei nichts gewonnen wird. alles in diesem Absatz gesagte kommt auch bei Seil- oder Seil- schlingen die in Sanduhren oder um Haken gelegt sind in Frage. Die Seil- schlinge ersetzt dann hier den Ring.

Beim Abseilen werden verschiedene Arten angewendet. Die gebräuchlichste und auch die sicherste ist die bei uns eingeführte, die das Seil um den ganzen Körper legt. Da ist folgendes zu beachten. Das Seil läuft

über einen Schenkel und die entgegengesetzte Schulter, und die herabhängenden Seilenden laufen zwischen dem vom Ringe kommenden Seile und dem belasteten Schenkel hindurch. Am Besten erreicht man diese Einseilung wie folgt. Ich beschreibe das von einer Seite aus. Man faßt das vom Ring kommende doppelte Seil mit der rechten Hand und tritt mit dem rechten Fuß darüber, so daß die Seile zwischen den Füßen zu liegen kommen. Nun nimmt man mit der linken Hand das doppelte Seil hinter den Füßen hoch bis über Kniehöhe und tritt mit dem linken Fuß über die herabhängenden Seilenden, sodaß jetzt eine Schlinge um das Bein gebildet worden ist. Nun zieht man diese Schlinge über den Kopf und legt das Seil auf die rechte Schulter. Sofort ist die oben angeführte Einseilung erreicht. Man kann die Einseilung auch durch weniger Handgriffe erreichen, doch erfordert das schon mehr Übung. Und die beschriebene ist absolut sicher. Diese Einseilung hat den großen Vorteil, daß der Körper in einen fest geschlossenen Seilring eingeschlossen ist. Beim Abseilen kann man die Geschwindigkeit des Hinabgleitens durch Zusammenpressen der Schenkel aufhalten, wenn es zu rasch geht. Beachtet muß werden, daß das Seil nicht von der Schulter auf den Arm herunterrutscht oder vom Schenkel in die Kniekehle. Das wird aber teilweise schon durch das zwischen belastetem Schenkel und Ringseil herablaufende Seil verhindert. Schon aus diesem Grunde sollte auf korrekte Einseilung gesehen werden. Wenn nämlich die Seilenden zwischen unbelastetem Schenkel und Ringseil herablaufen, ist ein Abgleiten der Seile von Schulter oder Schenkel sehr leicht möglich. Abstürze durch falsches Abseilen sind schon dagewesen.

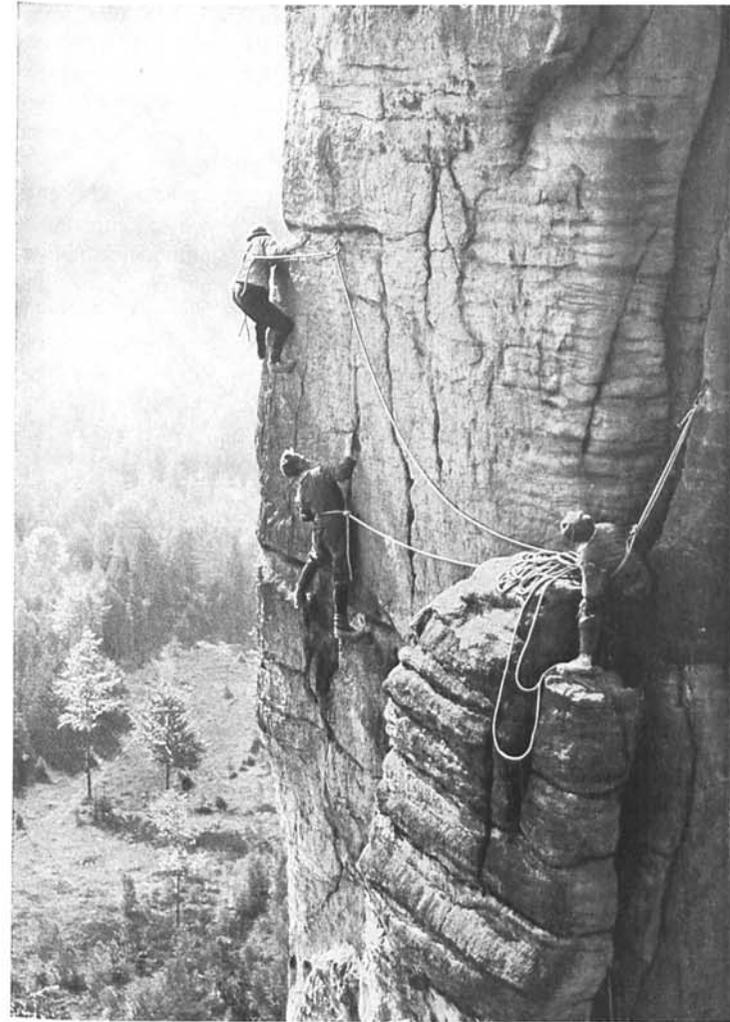
Es muß als ganz große Dummheit bezeichnet werden, wenn Abseilende am Seil hin- und herschwingen. Das gespannte Seil

ist ganz besonders empfindlich für Beschädigungen. Und selbst kleinste Zacken können weit in das Seil einschneiden, wenn das Seil seitlich darüber gezogen wird. Auch hier hätten schon Unglücksfälle vermieden werden können.

Bevor der Letzte abseilt, hat er genau zu beachten, daß das Seil nicht verdreht ist. Die Seile müssen nebeneinander bis unten hin laufen. Ganz sicher erreicht man das, wenn die Seile nebeneinander um den Körper laufen oder wenn ein Freund unten die Seilenden nach Ordnung festhält. Ist der Letzte unten angekommen, dann zieht man die festgehaltenen Enden auseinander und das flarliegende Seil kann leicht gezogen werden. Es ist oft unbedingt notwendig, daß die Seile zum Herabziehen gut geordnet werden. Manchmal stecken die Abseilringe so versteckt, daß bei Verwicklungen nicht gesehen werden kann, wo die Verwicklungen und wie sie liegen. Sollten dennoch Schwierigkeiten durch Verwicklungen der Seilenden entstanden sein, dann Schwinde man planmäßig erst einige Male das rechte Seil über das andere und beachte daß die Schwingbogen bis oben hinauslaufen, daher nach jedem Herübernehmen des Seiles mehrere Male kräftig nach außen schwingen. Sollten sich die Verwicklungen nicht gelöst haben nehme man das linke Seil über das rechte. Aber nun doppelt so oft als das rechte über das linke. Die besten Schwingungen erzielt man, wenn man das Seil lang genug faßt und nun eine kurze aber kräftige drehende Bewegung der Hand, die das Seil hält nach außen ausführt, dadurch rollen die Schwingbogen leicht nach oben und rollen auch leicht über Überhänge hinauf. Ist das Seil so weit herunter gezogen, daß man nur noch ein Ende in Händen hat und es stellen sich dann Schwierigkeiten ein, dann darf man nie und nimmer an dem herabhängenden Ende hinaufhangeln. Selbst

wenn vorher mit allen Kräften versucht worden ist ob das Seil so fest hält, muß man bedenken, daß durch Hochhangeln das Seil kleine ruckartige Schwingungen nach oben verlaufen läßt, die oftmals das Hindernis beseitigen und das Seil gibt dann nach. Beim Abseilen um Zacken und durch Sanduhren, auch bei Bäumen ist immer genau zu prüfen, ob die gewählten Objekte auch zuverlässig sind. Bei Zacken und Sanduhren können selbst kleine Sprünge ein Abseilen zur großen Gefahr werden lassen.

Die zum Abseilen bereitliegenden Seile werden gern unten durch einen Knoten verbunden. Das ist nicht notwendig wenn die Seile zum Boden herabreichen. Es ist aber eine Gefahr, wenn die Abseilstelle an Rissen entlang geht. Die Knoten können sich da verklemmen und nicht wieder herausgezogen werden. Nur wenn die Abseilstelle etwas länger als das Seil ist, dann ist ein Knoten angebracht. Aber auch hier ist die Gefahr, aus dem Seil zu stürzen, vorhanden, denn die letzten Seilbögen, die um den Körper gehen, lösen sich sehr rasch wenn kein Widerstand der herabhängenden Seilenden da ist. In solchen Fällen muß immer erst der gewandeste abseilen, der dann von unten die notwendigen Anleitungen gibt. Sollte sich das Seil beim Herablassen in Risse verklemmt haben, dann nicht mit Gewalt daran ziehen und das vor allem nicht nach unten, denn dadurch wird oft die Schlinge, die sich im Riß gebildet hat und die das Seil festklemmt, festgezogen und man kann leicht ein Stück Seil einbüßen. Solche Verklemmungen löst man am besten und sichersten, indem man von oben leicht schwingt und dabei das Seil herauszieht. Das sicherste aber ist, ein Teilnehmer geht in möglichste Nähe des Fehlers und löst die Windungen der Schlinge. Müssen einmal Seile zum Abseilen zusammen geknotet werden, dann sind diese Kno-



Barbarine Talseite

erstmalig begangen von
Alf. Herrmann, M.
Hofmann, E. Pokorny
u. Gen. am 8. Juli 1924
phot. Walter Hahn.
Dresden-A. 24

Bildprobe aus dem alpinen Prachtwerk „Blodigs Alpenkalender“ 1929, RMark 3.20
Verlag Paul Müller, München

ten recht sorgfältig zu machen. Lieber einen Knoten zuviel, diese Kosten ja nichts. Der beliebte Seemannsknoten, der durch zwei ineinander liegende Schlingen gebildet wird, ist nicht immer gut. Wenn die Seile recht weich und glatt sind, zieht man die Schlingen gern auseinander. Auch beim

Verwenden von einem harten und einem weichen Seil kann dieser Fall, der übrigens auch bei jedem anderen Knoten möglich ist, eintreten. Der beste Knoten ist der einfache Knoten, dem man in entgegengesetzter Richtung noch einen zweiten nachsetzt. Die dann herabhängenden Enden kann man immer

noch durch Zusammenknüpfen als dritte Sicherung verwenden. Vor allem beachte man, daß die Enden immer ein größeres Stück über den zweiten Knoten herausragen. Beim Abseilen an zwei aneinandergeknüpften Seilen ist aufzupassen, daß beim Passieren des Knotens dieser nicht ein oder beide Seile mit hochzieht, und dadurch die um den Körper liegende Schlinge so weit wird, daß der Widerstand fehlt. Nun noch einiges über Seilschlingen. Aus alten nicht mehr gebrauchsfähigen Seilen Seilschlingen zu schneiden ist, wie anfangs erwähnt ganz falsch. Seilschlingen ersetzen oft Ringe oder Karabiner, und diese würden wir ja auch nicht aus Blumendraht herstellen lassen. Das Legen von Seilschlingen soll immer dort angewendet werden, wo es nur immer geht. Nicht nur Sanduhren oder auffallende Zacken eignen sich dazu. Auch weiter auseinander liegende kleine Zacken können geeignet sein, einer Seilschlinge genug Halt zu bieten, wenn man die Zacken so erfaßt, daß sie durch festes Anziehen die Schlinge halten. Ich erinnere dabei an die Seilschlinge am Emporweg der Kluchwand oder an die Seilschlinge unter dem Überhang am FKV-Weg kleine Zinne. Dann gibt es noch Seilschlingen auf Zug. Diese kommen in Anwendung bei seitlich liegenden Zacken oder bei Zacken die nur seitlich wenig hervortreten, sodaß bei leichter Bewegung der Schlinge diese heruntergleiten könnte. Man verbindet diese

Schlinge mit einem Seil, das von unten nun entweder seitlich oder direkt nach unten je nach Lage der Zacken fest gezogen wird. Ich denke dabei an die Seilschlinge, die man unter dem Überhang der großen Herkulessäule auf Zug legen kann.

Kann man aus irgend welchen Gründen einen Karabiner nicht mit hinaufnehmen, so tut man gut wenn man die Seilschlinge schon unten in das Führerseil einknüpft. Bei Zacken legt man dann einfach die Schlinge darum und das Sicherungsseil läuft ohne große Umseilerei weiter. Bei Sanduhren knüpft man eine kleinere Schlinge um das Führerseil und legt dann die längeren Enden um die Sanduhr. Doch muß man in diesem Falle genau wissen, wieviel Seil für die Schlinge benötigt wird. Wichtig ist es immer, die Seilschlinge so eng zu machen, daß ein gefahrloses Durchlaufen des Seiles gesichert ist. Es muß immer versucht werden, den Sicherungspunkt so hoch wie möglich zu legen. Wenn möglich Seilschlingen immer doppelt legen.

Vorstehende Zeilen sind ein kleiner Auschnitt aus den Möglichkeiten, die das Seil bei Anwendung zuläßt. Die Erfahrung und die Schule älterer erfahrener Bergsteiger ist unerläßlich, um hier Vollkommenes zu erreichen. Eins steht fest, die Behandlung und die Korrekte Anwendung des Seiles erfordert Zeit. Und Zeit müssen Bergsteiger für diese Arbeit immer haben.

Gansfelsen

R. H. Viebach

Sommerluft. Harzduft
In den wald'gen Räumen. —
Laß uns hier im Heidekraut
Eine Weile träumen.

Sieh' am dunklen Fichtenzweig
Pralle Zapfen schwingen.
Hör' vom reifen Ährenfeld
Hell die Sensen klingen.

Doch dann komm zur wilden Wand,
Die den Grund betreut,
Folge mir aufs luft'ge Band,
Das den Kletterer freut.

Tief zu Füßen öffnet sich
Still das Reich der Klüfte,
Hoch zu Häupten ragt der Bau
Trutzig in die Lüfte.

Münstergleiches Felsgestein,
Himmellicht — umkost,
Meiner Sehnsucht Widerschein,
Meines Herzens Trost!

Meiner Unrast tiefe Ruh.
Denn mit Griff und Tritt
Und mit Seil und Kletterschuh
Steigt die Seele mit!

Wohl dem, der sich im Gefels
Aller Last entschlägt
Und das Licht des Gipfelglücks
Mit sich heimwärts trägt.

Lebt wohl Ihr Berge!

(Ein wüster Traum)

H. Köhler

Eine frostige trübe Stimmung war am ersten Dezembersonntag über unser Bergland ausgebreitet. Wohl hatte sich in der Nacht eine hauchdünne Schneedecke herabgesenkt, aber dieses Ereignis vermochte die Landschaft nicht wie sonst mit neuem Leben zu erfüllen. Totenstill lagen Felder und Gärten unter den langsam ziehenden Nebeln und die Waldbäume hingen ihre Zweige sterbenstraurig herab. An diesem Tage war es, als ich, von meinen Freunden im Stiche gelassen, allein zum Falkenstein emporstieg, um auf dem, mir aus Sommers- und Winterszeit wohlbekannten Schusterweg emporzuklimmen. Und da geschah es, daß ich

an der Stelle, wo sonst die angebrachten Eisenklammern ein relativ gefahrloses Alleingehen auf diesem prächtigen Kletterweg ermöglichen, umkehren mußte. Die Klammern waren abgesägt. Nur ganz oben starrrten wie Eisenspitzen einer alten Festungsmauer ein paar verbogene Stummel aus dem eisüberzogenen Fels hervor. Und in der Nacht hatte ich dann den folgenden Traum: Ich wanderte mit meinen Freunden wiederum zum Falkenstein hinauf. Da kamen wir an einer Gruppe Menschen vorüber, die einen engen Kreis um ein riesiges, auf den hohen Torstein gerichtetes Fernrohr bildeten. Wir blickten hindurch. Doch da

wir nichts besonderes bemerken konnten, erklärte uns ein überraschend junger Mann: „Durch dieses Rohr erkennt Ihr ganz deutlich die schändlich vergewaltigte Natur. Ihr seht die von Frevlern und verkalkten Bürgern einer vergangenen Epoche in den freien stolzen Fels getriebenen unzähligen Rissen.“ Kopfschüttelnd gingen wir weiter. Vom Fuße der Südwand schweifte der Blick über die senkrechte Wand hoch hinauf zu dem ziehenden Gewölk. Sissst! ging es dicht neben mir. Ich blickte mich um und fand im Sand ein Gipfelbuch. Ein Unbekannter auf dem Gipfel des Falkensteines hatte uns in wirklich praktischer Weise der Mühe des Hinaufsteigens entzogen. Wir versahen das Buch mit unserem Eintrag und steckten es wieder in den Sand. Dann gingen wir weiter. Doch nach wenigen Schritten kam plötzlich ein dichter Regen von Büchern, Gipfelstangen und Blechfahnen. Überall erscholl Geschrei. Sanitäter kamen mit Tragbaren und bargen die Verletzten. Eine Hundertschaft Sipos drängte die neu herzukommenden Wanderer und Kletterer von der Gefahrenzone ab, verhielt sich aber gegenüber allen anderen Ereignissen streng neutral (selbstverständlich nur im Traum). Am Anstieg des Schusterweges war großer Andrang. Mädchen mit Kinderwagen, Mütter mit Säuglingen, Greise und Kinder, alle wollten sie hinauf zum Gipfel. Schnell hatten wir die Wand angesprungen und standen bald an der Stelle, wo die Klammern angebracht waren. Da saßen wieder zwei sehr junge Männer und sägten diese mit einer Metallsäge ab. „Was macht ihr hier?“ riefen wir bestürzt. „Wir befreien die Berge und säubern die Natur,“ erwiderte der eine, zündete sich eine Zigarette an und warf die leere Schachtel achtlos auf einen Felsvorsprung. Dann bestrichen sie die Mulde mit Seife, denn hier sollten künftig nur noch hochqualifizierte Kletterkanonen hinaufsteigen

dürfen. Schnell waren wir wieder unten und standen plötzlich am Bloßstock. Dort befand sich eine Anzahl Leute, welche mit Gewehren in die Wand hineinschossen. „Ich hab ihn“, jauchzte plötzlich einer, eilte hin und kam mit dem ersten Sicherungsring des Schöneweges zurück. Nach und nach wurden sämtliche Ringe herausgeschossen. „Was tut ihr bloß?“ riefen wir wieder. „Wir befreien die Berge“, war wiederum die Antwort. Ein anderer eilte sofort hin, um den Weg nun sportlich ganz einwandfrei zu durchsteigen. Beim zwölften Sturz wurde er weggefahren. Erschüttert gingen wir weiter und kamen zur Barbarine. Diese stand längst nicht mehr am Pfaffenstein. Unbekannte Idealisten hatten sie in ein einsames Gebiet gebracht, um bei ihrer sportlichen Tätigkeit von lästigen Zuschauern befreit zu sein. Selbstverständlich trugen wir unsere Namen in das nach neuem Brauch am Anstieg liegende Begehungsbuch ein und wanderten nach Rathen. Dort watenen wir durch die im Wehlgrund liegenden Gipfelbücher und stiegen dann über Konservendbüchsen, Blechkannen und Hausgerät aller Art zum Bastelhotel empor. Dieses war aber noch oben. Aus den Fenstern des Tanzbodens schauten merkwürdig viele ehemalige Bergfreunde heraus. „Warum seid Ihr Euren Bergen untreu geworden?“ fragten wir. Da lachten sie nur. Wir aber gingen zur Brücke hinab um dem Mönchstein einen Besuch abzustatten. Da fanden wir alle künstlichen Stufen mit Zement ausgefüllt. Von unten herauf kam eine Kette junger Leute mit modernen Schneidapparaten um die Mönchsfigur zum zwei- und zwanzigsten Male herabzustürzen. Als der Mönch ihre ansichtig wurde, stieg er von selbst herab, nahm uns am Arm und so verließen wir die Berge. Eine verworrene Idee hatte gesiegt, die Natur war gesäubert, aber Bergsteiger gab es keine mehr. (Natürlich nur im Traum).



*Im Hohnsteiner Naturschutzgebiet
Aus den Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz*

Der Hohnsteiner Bärengarten

Siegfried Störzner

Wer vom Polenztal durch den Schindergraben an der Götzingertafel vorüber nach Hohnstein hinansteigt, den führt der Weg an einigen hohen Mauerresten vorbei, den Überbleibseln des einst in ganz Deutschland bekannten Bärengartens. Durch die vom Schloßberg, dem Ritterfisz und dem Breitstein oder Großkästeln eingeschlossene Schlucht leitet der Pfad im Zwinger hinan zu dem malerischen Fachwerkbau des Hohnsteiner Rathauses. Um stets Gelegenheit zur Jagd auf den immer seltener werdenden Meister Braun zu

haben, ließ der Landesherr Anno 1609 durch den Amtschösser Moritz Scandel den Hohnsteiner Bärengarten anlegen. Die Bewohner der umliegenden Amtsdörfer mußten für ihn monatelang Spann- und Handdienste leisten. Dazu wurden an verschiedenen Stellen in der Wald- und Felsenwildnis des Meißner Hochlandes Bärenfänge angelgt, an die uns noch heute Flurnamen und Überreste erinnern. So führt am Saupsdorfer Weg, der vom Zeughaus ins Kärnitzthal hinableitet, ein Felsloch die Bezeichnung Bärfang. Nicht weit da-

von gibt's am Drei-Stegen-Steig eine Wolfsgrube. Spuren eines Bäranges lassen sich auch am Kleinen Kuhstall erkennen, einem Felsbau unweit vom Roßsteig am Gehackten Weg zwischen Zeughaus und Großem Winterberg. Dieser Bärfang ist noch heute bei Waldarbeitern und Bergsteigern in lauen Sommernächten als Freilager beliebt. Die unter diesem Tor sich hinziehenden Felsriffe erhielten nach der Gangstelle den Namen Bärfangwände.

Erinnert sei hier noch an das Bärenhohl bei Hohnstein, Abteilung 49/52 das Staatsforstrevieres. Nördlich unterm Galgenberge gelegen, wird es durch eine tiefe Schlucht zerschnitten, durch die das Bärenhohlflüßchen rieselt, um bei der Ruffigmühle die Polenz zu verstärken.

Die Bärfänge waren entweder in einer natürlichen Felsenschlucht angelegt, oder man hatte eigentümliche schmale Bauten errichtet. An ihren beiden kurzen Seiten waren in Rinnen Falltüren und ein Trog für die Lockspeise angebracht. Auf der einen Seite war eine verschließbare Öffnung, durch die man den gefangenen Pez in einen Käfig treiben konnte.

War ein Bär in die Falle gegangen, so gab das weithin dröhnende Zuschlagen der Tür davon Kenntnis. Die Spürknechte meldeten es dem Förster, und nun wurde von Hohnstein der mit Eisengittern versehene Zwingerwagen geholt. Bauern mußten den Pez mit in den Wagen laden helfen und nach Hohnstein fahren zum dortigen Zwinger—eine wenig beliebte Fronarbeit, bei der es selten ohne gefährliche, schwer heilende Kratz- und Bißwunden abging. Außer Wölfen und Bären verirrte sich auch manchmal harmloses Wild in diese Bärfänge. Einmal fand man darin ganz seltsame Gefangene, zwei Mönche, die hier Schutz vor einem Unwetter gesucht und dabei versehentlich die Fallvorrichtung ausgelöst hatten.

Wollte der sächsische Kurfürst in irgend einem seiner Schloßhöfe oder auf dem Marktplatze einer Stadt eine Bärenheze zur Ergötzlichkeit hoher Gäste und des Volkes veranstalten, so wurden zu diesem Zwecke ein paar Peze vom Hohnsteiner Bärengarten nach Schloß Sedlitz, Moritzburg oder Dresden geschafft. So wurde 1617 auf dem Dresdner Altmarkte eine große Tierheze und Jagd veranstaltet, bei der 53 Stück Wild, darunter auch acht Hohnsteiner Bären, zur Strecke gebracht wurden. Hundert Jahre später, am 26. September 1719, wurde anlässlich der Vermählung des Kurprinzen August mit der Prinzessin Maria Josepha eine große Heze am Plauenschen Grunde abgehalten, bei der auch ein armer Pez so getrieben wurde, daß er von den Klippen des Hohen Steins vor den Augen der fürstlichen Jagdgesellschaft zur Weißeritz hinunterspringen mußte, wobei er einen jämmerlichen Tod fand.

Wo heute der Obere Halbenweg das Wäferchen des Schindergrabens im Hohnsteiner Bärengarten kreuzt, befanden sich in einer Mauer besondere „Beeren-Gänge“. Auf dem im Jahre 1719 vom Ingenieur-Capitain Erndt entworfenen Grundriß des Schlosses Hohnstein, dessen Original sich im Hauptstaatsarchiv zu Dresden befindet, sind diese Gangstellen nebst dem „Beeren Garten“ genau eingetragen. Ebenso ist auf diesem Plane die Grenze des sehr ausgedehnten Zwingers angegeben. Er reichte vom Schloßberge bis hin zu den Felswänden des Hantzschelbornes, an dessen Fuße sich der Weg nach dem Kalten Loch und Gautschgrotte dahinschlängelt. Der Höhenrand war abgesperrt, ebenso alle Schluchten und Durchlässe.

Dieser wilde, enge, tiefe, von sonderbar gestalteten, zum Teil überhängenden Felsblöcken eingefasste Grund mit seinen kleinen Höhlen, Zacken und Türmchen war schon von Natur wie geschaffen zur Anlage

eines „Behren Gartens“, wie man ihn einst schrieb. Man brauchte ihn nur unten und oben durch Mauern abzusperren. An der niederen Seite befand sich ein Eisengitter, das durch ein Räderwerk geschlossen und geöffnet werden konnte. Die eigentlichen Ein- und Auslaßstellen waren an dem bereits oben beschriebenen Platze angebracht. Das possierliche Treiben der Peze konnte man vom Schlosse aus, von den Fenstern, Gärten, Balkonen und Türmen gut beobachten—ein Vergnügen der fürstlichen Gäste des Landesherrn. Oder man ging hinab zur Ausfallpforte und -treppe, die ins Himmelreich führte, auf dem einst das alte, kleine Vorwerk Hohnstein stand. Von hier aus haben die Kurfürsten wiederholt Bären im Zwinger geschossen. Noch vor einem Menschenalter zeigte man den Besuchern des Schlosses das Fenster, von dem aus August der Starke wenig weidmännisch seine Schüsse abgab.

Unter den zahlreichen Hohnsteiner Pezen war auch der Lieblingsbär August des Starcken. Der Herrscher hatte ihn als ganz junges Tier aus Polen mit nach Dresden gebracht und ihn daselbst aufziehen lassen. Pez war hier so zahm, daß er ungehindert im Schloßhof umher tappte und oft seinen fürstlichen Herrn in die Gemächer begleitete, wo er von August dem Starcken gefüttert wurde. Als ihn hier jedoch eines Tages der Kurfürst fortgesetzt neckte und immer und immer wieder den Bissen vorm Maul wegnahm, erwachte in dem Tiere die angeborene Wildheit, und hochaufgerichtet ging es auf den Fürsten los, um ihn mit seiner gewaltigen Tazze zu Boden zu schlagen. Trotz seiner großen Körperkräfte konnte sich dieser nur mit Mühe der Angriffe des ausgewachsenen Bären erwehren, bis endlich Hilfe herbeieilte.

Da August dem Starcken die Gesellschaft dieses polnischen Bären doch zu gefährlich wurde, mußte Pez sein feudales Quartier

mit dem Hohnsteiner Felsenzwinger vertauschen. Die Chronisten berichten, er habe aber den König immer wieder erkannt, wenn sich dieser bei einem Jagdaufenthalt in Hohnstein am Bärengarten blicken ließ und ihn lockte.

Sein Ende fand der polnische Bär auf einem einst zu Schloß Sedlitz veranstalteten Tierkampfe, wo man ihn einem Landsmanne gegenüberstellte, einem aus der Ukraine hierhergebrachten Auerochsen. Diesem war Pez doch nicht gewachsen. Aufgespießt endete er sein Leben in der Sandbahn der Arena. .

Hoch überm Hohnsteiner Bärengarten thront auf schroffem Felsen die alte Burg, einst eines der berühmtesten Staatsgefängnisse. Verschiedene Gefangene sind hier bei abenteuerlichen Fluchtversuchen aus den schaurigen Kerkern und lichtlosen Verliesen eine Beute der allzeit hungrigen Bären geworden, wenn der oft aus den primitivsten Hilfsmitteln in monatelanger heimlicher Arbeit hergestellte Strick riß oder die Unglücklichen beim Klettern über die Felsen ausrutschten und über die Wände hinab in den Zwinger stürzten. Wir halten es heute einfach für ein Märchen, wenn die Chronisten berichten, der Sebnitzer Accisinspektor Strobach habe sich auf dem Hohnstein aus dem kurzgeschnittenen Stroh seines Bettsackes ein 24 Ellen langes Seil angefertigt, mit dessen Hilfe er über die Felsen hinabkletterte. Es hielt den Mann auch aus, aber leider war es noch zu kurz. Der Gefangene mußte ein ganzes Stück in die Tiefe springen und brach dabei beide Beine, so daß er als Krüppel ins Gewahrsam zurückgebracht wurde.

Aber nicht nur Gefangene suchten zu Hohnstein auszubrechen, nein, auch unter den Bären machte sich ein unbefiegbarer Freiheitsdrang bemerkbar. Trotz der hohen Mauern kam es öfter vor, das Peze entwichen, in den umliegenden Wäldern unter

dem Wildbestand großen Schaden verursachen und die Bewohner der kleinen Dörfer in Angst und Schrecken versetzen. Wie oft hat auch in Hohnstein zu jeder Tag- und Nachtstunde der Ruf „Der Bär ist los!“ die Bevölkerung in Aufregung gebracht. 1720 war zu Augustusburg aus dem dortigen Zwinger ein Bär entwichen, der drei Menschen zerriß, ein Kind, eine Frau und einen Mann. 1681 entwichen zwei Bären, die aber wieder eingefangen werden konnten.

Sast 150 Jahre hat der Hohnsteiner Bärenzwinger bestanden. 1756 beim Ausbruch des 3. Schlesischen Krieges erschoss man die noch vorhandenen Peze. Die Leute erzählten freilich, man habe sie in einer stockdunklen Nacht heimlich losgelassen, in der Hoffnung, die ausgehungerten Tiere würden unter den Proviantkolonnen der anrückenden Preußen Verwirrung anrichten oder gar Reiter anfallen.

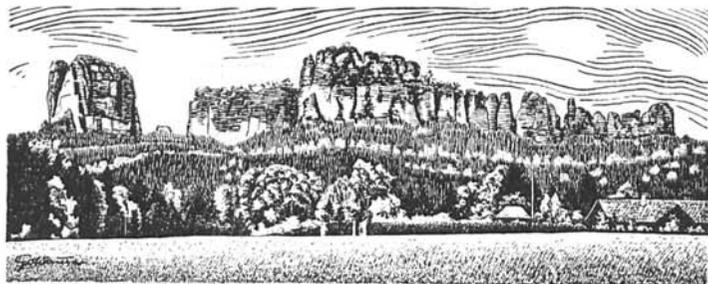
Es sei zum Schluß noch bemerkt, daß sich einst außer auf der Augustusburg auch in Moritzburg ein Bärenzwinger befand. August der Starke hatte ihn anlegen lassen. Auf dem Moritzburger Großteiche führte ein kleines Eiland den Namen Bäreninsel. Hier wurde ein Pez gehalten, der bei großen Wasserjagden das sich auf die Insel flüchtende Wild wieder in die Flut zurücktrieb.

Weiter seien noch genannt die Bärenzwinger von Dresden, wo ja heute noch der Name Zwinger an jene Zeit erinnert, von Schloß Rochsburg und Pillnitz. Sie haben aber nie die Bedeutung des Hohnsteiner Bärengartens erlangt. Der Augustusburger Zwinger wurde ein Jahr nach der Schließung des Hohnsteiner Bärengartens aufgehoben, also 1757. Der letzte Pez ward erschossen. Noch heute zeigt der Durchgang zum Bärenhaus seinen Kopf.

Den älteren Freunden unserer Gebirgswelt wird es noch bekannt sein, daß von 1902 ab auf dem Kleinen Bärenstein bei Thürmsdorf vom Bergwirte jahrelang Bären gehalten wurden, die völlig zahm waren und aus der Milchflasche tranken. Die Thürmsdorfer Mühle buk für sie ein besonderes Brot. Leider haben diese Peze ein höchst unrühmliches Ende gefunden: Sie wurden in der Kriegsnot geschlachtet und von den Gästen verspeist, wie ja früher auch in der bekannten Bärenschänke zu Dresden viel Bärenschinken vergastert wurde.

* * *

Möge diese kleine Plauderei über den Hohnsteiner Bärengarten dazu beitragen, daß bei einer Wanderung nach Hohnstein auch mal Gelegenheit genommen wird, dem alten Zwinger einen Besuch abzustatten.



Aus den Festzeitungen der Klubs

Albert Goldammer

Wenn die Klubs ihre Stiftungsfeste abhalten, da wird einmal so richtig ausgepackt. Alle kleinen und großen Begebenheiten aus dem vergangenen Jahre werden dann in der Klubzeitung wörtlich und bildlich festgenagelt. Das Schlimmste ist in den sogenannten Knochenliedern enthalten. Doch Hand aufs Herz, wenn sie auch beinahe manchmal zu saftig ausfallen, kein zünftiger Bergfreund möchte sie missen. Schließlich ist auch hier der Erfolg ausschlaggebend. Es ist schon so: Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen! Ein richtiges Knochenlied stellt erhöhte Anforderungen an die Lachmuskeln der Festteilnehmer und tut geradezu Wunder, wenn es sich darum dreht, Stimmung zu erzeugen. Übrigens ist sogar in fernerstehenden Kreisen bekannt, daß es die Bergsteiger verstehen, ihre Feste zu feiern. Na also!

Vor mir ein Berg Festzeitungen in allen möglichen Größen und Ausführungen. Es ist die Sammlung von Festschriften, für die Bergfreund Grünwald seit Jahren geworben hat. Einige Klubs spenden dem Bund jedes Jahr ein Exemplar ihrer Festzeitung als humorvollen Beitrag zur Klub- und Bundesgeschichte. Mit mehreren oder besonders schönen Exemplaren sind zum Beispiel folgende Klubs vertreten: Berglust 06, Falkenspitzer, Kanzeltürmer, Lorenztürmer, Mönchsteiner, Schrammtorföhne, Schwefelbrüdergilde, Union, Wanderlust 96, Warttürmer, Wildensteiner und die S.B.B.-Gemeinschaft Pirna.

Die Schrift in lila deutet auf das altbekannte, aber wenig ergiebige hektographische Verfahren hin. Besser geeignet ist schon der gleichmäßige schwarze Druck, der mit Hilfe

eines Steines in beliebig viel Exemplaren hergestellt werden kann. Bei einiger Geschicklichkeit des Schreibers, oder besser des Zeichners, kann sich eine solche Zeitung schon sehen lassen. Das gleiche gilt von den im Lichtpausverfahren hergestellten Exemplaren. Der einzige Nachteil in beiden Fällen gegenüber der ersten Herstellungsart ist, daß man den Druck meist nicht selbst vornehmen kann. Die dadurch erwachsenden Mehrausgaben sollte man aber nicht scheuen, denn die Zeitung soll ja als liebe Erinnerung aufbewahrt werden und dann darf die Ausführung nichts zu wünschen übrig lassen. Die Zahl der mir sogar im Buchdruck vorliegenden Festschriften ist verschwindend klein, läßt aber erkennen, daß es noch immer reiche Klubs gibt.

Und nun zu dem Inhalt. „Der Bergsteiger von Bärne“ beginnt mit den einleitenden Worten:

„Heute wärd aber wiederma so richtig bärnsch gemacht!“

Eine spätere Ausgabe der Gemeinschaft Pirna betitelt sich: „Rund um den Sonnenstein.“ Von den Klubs sind folgende Titel gewählt worden: Der Gratschinder, Klubgeheimnisse, Fidele Fahrt ins zwanzigste Stiftungsfest, Zur Gildenweibe, Hüttenweibe usw.

Viele Zeitungen bringen zu erst ein Motto, durch das man veranlaßt werden soll, nichts übelzunehmen. Eigentlich überflüssig, aber hinsichtlich der „Knochen“ und auch mancher nur zu deutlichen Abbildung oft ganz am Platze:

„Wer weder Spaß noch Scherz versteht,
der leg' dies Blatt beiseite,
Wer grübelnd nur das Lug' verdreht,
der suche schnell das Weite!“

Manchmal langt es auch zu einem Prolog:
Wir wissen den Berg über uns
im Geiste, im Blut;
fern ihm, nahe, verbunden ihm ganz,
dem Sturm und dem Eis,
dem Lohen in Abendrotglut,
dem „Still-auf“ frühmorgens
im Sonnenglanz.
Wir wissen den Berg über uns,
das ist gut;
denn wir wandern,
jeder den Weg,
jeder den andern, jeder allein.
Das ist gut;
denn wir können,
wissend solch Ziel,
wohl einander

Gefährten sein.

Aber auch kleine harmlose Scherze eröffnen
hin und wieder den Reigen:

Diese Zeitung erscheint: alle Jahre ein
Heft, soweit Asche da ist, oder öfter als
manche Klubgenossen!

Achtung! Achtung! Hier Welle „Großer
Winterberg“ Übertragung des 14. Stif-
tungsfestes für nicht erschienene Klub-
brüder.

Jede abfällige Bemerkung über vorlie-
gende Zeitung wird mit einem Humper
geahndet!

In einer der Jubiläumsschriften findet sich
ein „Bergesheil!“ zum Gruß:

An rauhen Riesen probst Du Deine
Kraft, aus Deines Alltags Tiefland treibt
es Dich hinauf durch Moor und Forst,
durch Fels und Firn. Jetzt stehst Du
groß auf menschenfernem Grat, die Tä-
ler, Dörfer liegen unten – weit, und
Glück durchglüht das arme Menschenherz.
Berg – Heil! Du weißt fortan das Licht
zu suchen in aller Not und unverwan-
den Auges.

Auch der im Felde gefallenen Klubbrüder
wird im „Rückblick“ gedacht.

Nicht viel mehr sind's, die damals sich

Bergfreundschaft zu halten geschworen.
Sechs der Besten, sie haben ihr Leben
im fernen, fremden Land verloren.

Nun etwas schmerzliches. Nach langem Hin
und Her habe ich mich doch nicht entschie-
ßen können, einige genießbare Proben aus
den „Knochenliedern“ anzuführen: Erstens
mal sind es fast ausschließlich diskrete Din-
ge, die man da zu hören bekommt und
die soll man ja eigentlich nicht in alle Win-
de tragen. Zweitens darf man nicht verges-
sen, daß bei den Nichteingeweihten meistens
die Wirkung, also der ganz große Knall-
effekt ausbleibt. Und darauf kommt es ge-
rade an. Er soll sogar bei Eingeweihten
einbüßen, die über eine längere Leitung
verfügen. Das hat mir einer von den ganz
Schlaun verraten.

Was ich weiter bedauern muß, ist, daß sich
nicht eine Reihe der schönsten Abbildungen
bringen lassen, doch da wird vielleicht spä-
ter einmal Rat.

Da finde ich eben ein recht hübsches Lie-
besliedchen:

Ei Gretel, der Mondschein,
der silberne Mondschein,
er guckt Dir ins Kämmerlein,
wie mag's da dem Mondschein sein?
Der Mondschein, ach der Mondschein,
der möcht ich gern sein.
Ei Gretel, der Sturmwind,
der wehende Sturmwind,
er hebt Dir Dein Röcklein,
wie mag's da dem Sturmwind sein?
Der Sturmwind, ach der Sturmwind,
der möcht ich gern sein.
Ei Gretel, Dein Schatzerl,
dein stürmisches Schatzerl,
wie drückt es und herzt Dich fein,
wie mags da dem Schatzerl sein?
Dein Schatzerl, ach Dein Schatzerl,
das möcht ich gern sein!

Selbst im Inseratenteil begegnet man den
Liebesnöten des Bergsteigers:

Suche ein nettes Dirndl, das jeden

Sonntag mit mir in die Berge fährt,
selbstverständlich auf eigene Kosten. Fer-
ner muß es mir dauernd Schwarz mit-
bringen und mich sonst nicht in Anspruch
nehmen, da ich in meiner bergsportlichen
Tätigkeit nicht gehindert werden möchte.
oder etwa:

Fred, Du bist eine Pflanze,
Doch so jefällst Du mich;
Gleich jehst Du immer auf's Janze
Ich bin verrückt nach Dich!

Hier ist einmal den Mir- und Michver-
wechslern eins ausgewischt worden. Doch,
wie der Schreiber ganz richtig erfaßt hat,
ist der Ort der Handlung weiter nach Tor-
den zu „verlesen“. (Mir Sachsen „sein“
ja ooch viel zu helle!)

Hoch die Sächsische Schweiz!
vun een Bärnsch'n.

Nicht jeder kann auf Menschheitshöhen
wandeln. Nicht jeder über Gletscherriesen
ziehn! Doch treibt der Drang, zu wa-
gen und zu handeln uns dennoch stets
zu stolzen Gipfeln hin.

Wenn mir das Berner Oberland ver-
schlossen, die Dolomiten unerreichbar sind,
mein Gott, darum bin ich noch nicht ver-
droffen, auch in der Nähe man viel
fähne Gipfel findet!

Ich reise nicht in ferne, fremde Lande,
und bleibe still bescheidenlich daheim –
und bring kein stolzes Dichtwerk ich zu-
stande, such ich auf Sächsische Schweiz
mir einen Reim!

Ein Bericht über eine Wuchtertour schließt
mit folgender Strophe:

Abends mit zerschnunden Knochen,
sind dann alle heimgefrohen –
Klettern ist kein Bemmcheneffen,
Darf der Säugling nie vergessen!

Ein Anderer wurde beim Wintersport mit
unglaublichen Pech verfolgt. Er schreibt
darüber:

Ski - Heil!
Händ' und Füße fast erfrohen,

Mütze, Handschuh, Schal verloren,
Im Gesicht den Sonnenbrand,
Lange Kazer an der Hand,
Hier und dort an allen Ecken
Anfangs blaue, grüne
Und dann gelbe Flecken,
Abgekracht der Skier Spitz',
Durchgefaust der Hofensitz,
Beide Schuhe aus dem Leim,
In der Nas' des Schnupfens Keim
Und im Geldsack ist ein Loch –
Aber schön war's doch!

Knochen weiß man auch außerhalb der
Knochenlieder wirksam anzubringen. Das
beweist folgendes Zwiegespräch:

Paul spricht zu Fritz im Skibeim: „Bei
Euch ist es wohl nachts lausig kalt?“
Fritz: „Ja, hast Du eine Decke mit?“
Paul: „Das schon, aber die muß ich erst
aus dem Rucksack packen. Da ich sie aber
morgen früh wieder einpacken muß, friere
ich lieber.“ Fritz: „Hast Du ein Nach-
hemd mit?“ Paul: „Das liegt im Ruck-
sack unter der Decke. Ich ziehe es nicht
erst an, sonst muß ich den Schlips ab-
binden. Es ist doch alles unnötige Arbeit.“
Seltener entdecke ich Kurzgeschichten, aber
das sind dann auch wirklich gute Sachen.

Erlebnis in den Bergen.

In meinen jungen Jahren führte mich
mein Weg durch das Raintal zur Zug-
spitze. In Nähe der blauen Gumppe stand
damals noch die alte Angerhütte mit
wenigen Mattenlagern versehen. Be-
wirtschafter von einem bildschönen Dirndl.
Ich war vollgeaugt vom Naturleben und
blieb zur Nacht. Das Dirndl verpflegte
mich gut und nach gemütlichen Abend-
plausch vor der Hütte streckte ich mich
aufs Mattenlager. Gleich neben mir
in einem Verschlag schlief das Dirndl.
Der Schlaf kam nicht gleich. Es rumorte
etwas in mir. Warum? Da plötzlich
zupfte es mich zart an meiner großen Zehe.
Mir wurde warm. Sollte das Dirndl

mich necken? Ehrlich gesagt, ich hoffte es. Und wieder griff es weich nach meiner Zehe, Herrgott jetzt fieberte ich. Warte Racker! Kommt wieder so ein Annäherungsversuch so greif ich zu und . . . Da wieder sanftes Streicheln. Ich blitzschnell zugegriffen.

O Schreck, ein klägliches Miauen!

Ein Käzlein hatte mit meiner Zehe gespielt — so ist das Leben!

Sehr beliebt sind auch Scherzfragen:

Was ist ein Berg? Ein Berg ist eine Erhebung zwecks Errichtung eines Aussichtsturmes zu 20 und 25 Pfennig Eintritt. Gefellschaften billiger.

Was ist ein Sonnenaufgang? Ein Sonnenaufgang ist eine Naturerscheinung zwecks Förderung der Bergwirthshäuser. Was ist die Sächsische Schweiz? Die Sächsische Schweiz sind Felsen zur Herstellung von Ansichtskarten zu 5 und 10 Pfennig, bunte teurer!

Wer noch nicht wissen sollte, was ein Bergsteiger ist, dem kann geholfen werden. In den Klubzeitungen findet man doch alles.

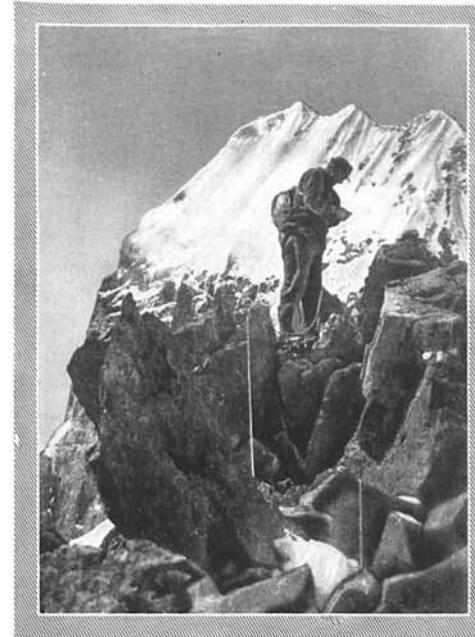
Ein Bergsteiger ist ein:

Der Bulle entwöhnter
Schwächlinge verhöhnender
Meist schwer bepäckter
Selten befrachter
Schnackelhosen tragender
Nie nach dem Wetter fragender
Nach Höherem strebender
Beim Klettern nie bebender
Letzte Kraft hingebender
Durch Kamine stemmender
In Rissen flemmender
Über Abgründe hangender
Klimmzüge machender
Nach bezwungenen Stellen lachender
Auf dem Gipfel rastender
Talsflöhe verastender
Viel Horzel bezwingender
Lustige Lieder singender
Sonst meist gemüthlicher

Gegen Förster gütlicher
Die Natur verehrender
Für's Weibliche schwärmender
Geld nie spendender
Nach Böhmen fahrender
Auf Schnee hoffender
Selten besoffener —
Junger, unansehnlicher
Mann

Und nun zum Schluß unseres lustigen Streifzuges durch die Festzeitschriften-Sammlung noch einen Bericht über Bergsteigermoden:

Jetzt hört mal auf mit Euerm Radau! Seht hier die Bergsteiger-Modenschau. Zu ganz früheren Zeiten ging man in Loden, in langen Hosen mit doppeltem Boden, recht lange Stiefel, dazu einen Hut, den Knotenstock, auch der Schirm war sehr gut. Dann kam die Zeit der Manchester-Kniehose. Es war für damals eine sehr teure Sache. Der Stock ward verbannt, die Schuhe benagelt, dazu einen Mantel für Wetter und Hagel. Der Hut war mit Federn und Gamsbart geschmückt, wer das alles hatte, war wirklich beglückt. Auf einmal war vielen das nicht mehr genug. Die Mode verlangte Tiroleranzug. Recht bunt und mit Bändern und Stickerei, der Schlips gepunktelt, ein Schlupferl dabei. Und allergrößte Staunenerreger das waren gestickte Hosenträger. Weg mit dem Plunder rief die Zeit. Man kleide sich mehr nach Gebrauchsfähigkeit. Deshalb Kletterweste, die Knie frei, benagelte Haferl und Mütze dabei, so ist die Mode in heutigen Tagen. Ob es so bleibt, man kann es nicht sagen. Es spricht sich herum, ich hörte sagen, das manche lieber Knickbocker tragen. Die sollen recht schön Frumme Beene verdecken, man wandelt darin wie in ein Paar Säcken! Vielleicht hat man auch das bald satt und steigt dann den Berg im Seigenblatt! — — —



Uschba,
vom unbenannten Felsberg aus

Bergfahrt im Kaukasus

Willy Ehrlich

Acht Dresdner und vier Münchner Bergsteigern wurde beinahe über Nacht das Glück einer Fahrt in den Kaukasus beschieden und ich durfte als Erfüllung eines oft gebegten Planes bei diesen Zwölf dabei sein. Alles jubelt in mir, als ich mit den vier Bayern Berge betrat, die nie zuvor von Menschen erreicht wurden, und es wurde für mich ein besonderes Erlebnis, einen Berg zu erreichen, der vor einem Menschenalter von den Besten einer erreicht wurde. Doch will ich nicht vorausgreifen.

Nach der ersten Besteigung der Kote 3944 der Merzbacher Karte, die uns doch mehr Zeit und Mühe gekostet hatte, als vorher angenommen war, mußten wir infolge plötzlich einfallenden schlechten Wetters zwei Rubetage einschieben.

Da aber unsere Zeit kurz bemessen war, entschlossen wir uns am zweiten Tage abend

vom Lager 2650 m ein Biwak im östlichen Schemildi-Gletschergebiet in ungefähr 3150 m Höhe zu beziehen. Wir nahmen für 3 bis 4 Tage Proviant mit. Der von früheren Expeditionen auf der Schulter des zum Schemildipafß führenden Gletschers gewählte Biwakplatz wurde von uns nicht gefunden und so stiegen wir über den geröllübersäten Gletscherstrom zu einer auffallenden Fels-Schulter, die dem Pic Tschurowski gegenüberliegt.

Bei eintretender Nacht und noch immer schlechtem Wetter wurde ein bescheidener Lagerplatz mit Hilfe großer Steinplatten geebnet und in der Hoffnung, daß morgen klares Wetter uns die Möglichkeit zu einer größeren Tour gibt, frohen wir in unsere Zeltsäcke. Am Morgen hingen noch immer die Wolken tief ins Tal hinein, sodaß an eine größere Besteigung nicht zu denken war.

Wir bereiteten uns gegen 7 Uhr morgens vor, einen Gipfel zu besteigen, der parallel zum Kamm des Bscheduch-Tau liegt. Die Literatur hat über diesen Gipfel noch nichts gebracht, sodaß wir annehmen mußten, daß er vorher noch nicht bestiegen wurde. Umso überraschter waren wir, als wir nach einer verhältnismäßig einfachen, wenn auch steilen Gletscherwanderung und einer kurzen Gratüberschreitung an einem Vorgipfel einen Steinmann entdeckten und auf dem Gipfel selbst eine Konservendbüchse fanden, die die Visitenkarte von Herrmann Wolley mit Unterschrift von C. G. Cockin und das Datum 6. September 1896 enthielt. Die Höhe des Berges bestimmten wir mit Hilfe unserer guten Höhenmesser auf 4000 m. Es wurde beschlossen, diesen Berg zur Erinnerung an C. G. Cockin, der vor mehr als 30 Jahren am stolzen Koschtan-Tau mit drei weiteren mutigen Bergsteigern und Erschließern des Kaukasus sein Leben lassen mußte, Cockin-Tau zu benennen und den Gletscher, der südlich von Schedildi-Gletscher zum Gipfelgrat hinaufführt, Cockin-Gletscher. Bereits zeitig waren wir wieder am Biwak-Platz zurück. Das Wetter war noch stürmisch und neblig und wurde dann und wann von Graupeln und Schneegestöber durchsetzt. Im Kampfe mit unserem Kocher, der an diesem Tage so schlecht gelaunt war wie das Wetter, waren wir bald müde geworden, und schon zeitig bezogen wir wieder unser hartes Lager.

Noch in der Nacht weckte uns der Ruf: „Aufstehen, wir haben Mondschein“. Klarer Himmel über uns, keine Wolke, kein Lüftchen regte sich. Steil und unnahbar standen die Viertausender über uns. Weit im Westen leuchtend, trotz dunkler Nacht, die Firnkuppeln des Elbrus. Punkt 4 Uhr verließen wir das Lager und querten den Schedildi-Gletscher, um zwischen dem Ostgrat des Schedildi-Tau und dem Pic-Tschurowski den stark zerfurchten steilen Gletscher, der

zum Ushba-Plateau hinaufführt, zu erreichen. Der stark zerklüftete untere Teil des Gletschers zwang uns zu vielen Umwegen und zu einiger mühsamer Eisarbeit. Ein sich uns entgegenstellender Eisbruch konnte nur durch Einsteigen in Gletscherspalten umgangen werden. Den mittleren Teil des Gletschers, der sich hier leicht zurücklegt, überwandten wir ziemlich rasch, wenn auch anstrengend im weichen Schnee, während der obere Teil, der uns weit nach links drängte, wieder viel Arbeit gab. Dröhnende Seracs trieben uns zur größten Eile an. Kurz vor Erreichung des Ushba-Plateaus stießen wir auf das Zelt von vier österreichischen Bergsteigern, die hier oben ein kaltes Biwak beziehen mußten. Infolge der unglücklichen Wetterverhältnisse konnten sie am Tage vorher das Plateau nicht überschreiten und waren gezwungen, hier besseres Wetter abzuwarten oder zurückzukehren. Ein mehrere Meter breiter Schrund drängte uns weit nach rechts. Auf hartem Schnee, in leichter Steigung erreichten wir den prächtigen, von mächtigen Gipfeln umsäumten Hochplatz, das berühmte Ushba-Plateau, das schon vor 30 und 40 Jahren ob seiner Herrlichkeit von den Pionieren des Kaukasus erwähnt wurde.

Vor uns die himmelstürmende Schneide des Ushba, die in klarer reiner Weiße das Himmelblau zerschnitt; durch den tiefen Ushbapapß getrennt, der „Unbenannte Felsberg“, ein düsterer, nach allen Seiten steil abfallender Berg. Östlich anschließend der herrliche Eisdome des Tschatuin-Tau in blendender leuchtender Weiße, wächtenüberladen führt ein schmaler Grat hinauf zum schon mehrere Male bestiegenen Pic-Tschurowski, dessen steile Flanken lawinendurchrissen zu unserem Aufstiegs-gletscher hinabzielten. Die beste Anstiegsmöglichkeit zu unserem Felsberg bot uns eine Lawinenrinne, die ungefähr ein Drittel der Westwand durchriß. Eine Dreier-Seilschaft stieg von rechts nach

links unterhalb der Felsen auf dem Lawinenkegel aufwärts, um im oberen Teil in einer Eiskrinne geradeswegs emporzusteigen, Herzog und ich, die wir als zweite Seilschaft folgten, wurden durch die von der ersten Partie trotz aller Vorsicht gelösten Steine gezwungen, die Eiskrinne ganz nach links zu queren und an der Südwestkante in teilweise sehr schwerer Kletterei im von Eis und Firn durchsetzten Fels emporzusteigen. Es kostete uns drei mühevollen Stunden, die viel Arbeit und viel Vorsicht erforderten, um den Gipfel dieses Felsberges zu erreichen. Unser Höhenmesser ergab eine Höhe von 4250 m.

Der von uns erstmalig bestiegene Berg wird verschiedentlich in der Geschichte als der kleine Ushba genannt, obwohl dieser Name infolge verschiedener Anwendungen für auch andere Berge nicht festgelegt wurde. Um uns tat sich ein Meer auf von Bergen und Gipfeln, wie sie unsere Sehnsucht sich nie erträumt hatte. Stolz erhoben sich die herrlichen Berge Dyck-Tau und Koschtan-Tau umgeben von hunderten von Trabanten, die alle eisstarr und felsentruzig sich in unsere Herzen eingruben. Aber alles überragend an Schönheit und Kühnheit der Linien, in greifbarer Nähe und doch welkenfern entfernt, bot sich uns der Ushba, von den Bewohnern des Tales „Der Furchtbare“ genannt. Deutsche Bergsteiger haben vor 30 Jahren beide Gipfel in einer Bergfahrt überschritten, von der heute noch alle Bergsteiger im Kaukasus mit Hochachtung und Bewunderung sprechen. Nie ist diese Tour wiederholt worden, und es werden wohl nur die Besten sein, die dieses Unternehmen heute durchführen können.

Mit einigem Stolz errichteten wir einen Steinmann und versteckten in sicherem Gewahrsam einen Zettel mit unseren Namen. Ich möchte wünschen, daß schon in den nächsten Jahren einer zu mir sagen wird: Wir waren auf dem Felsberg oben und

haben uns darüber gefreut, daß deutsche Bergsteiger diesen düsteren Gefellen, der in dieser leuchtenden Umgegend steht, bezwungen haben. Da uns der Abstieg durch die Westwand oder über die Südwestkante, die wir beim Anstieg benutzt hatten, etwas schwierig erschien, so wählten wir den Abstieg über den zum Tschatuin-Tau hinführenden Ostgrat. Aber bald stellten wir fest, daß wir vom Regen in die Traufe gekommen waren. Der Grat brach oft in glatter Steilheit ab und zwang uns nach Norden in die brüchige, eisdurchsetzte Wand auszuweichen. Oftmals mußten wir ganze Terrassen von Geröll abräumen, um nicht mit diesem in schwere Gefahr zu kommen.

Der Aufstieg hat uns drei Stunden gekostet und im Abstieg hatten wir weitere drei Stunden harte Arbeit zu leisten gehabt. Das Überschreiten der Randkluft erforderte noch etwas Mut. Nachdem es aber mir als Ersten ziemlich gut gelungen war, sie zu überspringen, wurde jeder Sprung der anderen mit großem Gejohle begleitet. Aus dem nun erwarteten leichten Abstieg über den Ushba-Gletscher zu dem Eisbruche wurde wieder nichts. Die starke Erwärmung hatte den Schnee zu einem wundervollen Brei werden lassen, in dem wir bis in die halbe Wade einsanken. Da aber unsere Zeit knapp war und wir für den unteren Teil des Eisbruches infolge der Erwärmung immerhin noch mit Schwierigkeiten rechnen mußten, war höchste Eile geboten. Der obere Teil des Eisbruches konnte noch leicht umgangen werden, im unteren Teil aber waren unsere Stufen vom Morgen aufgetaut und die Schneebrücken, die uns am Morgen noch sicher hinübergeliegt hatten, waren morsch geworden, und so begann nochmals eine Arbeit, die wir diesmal aber nicht so fröhlich ausführten, wie am Morgen, denn wir sehnten uns tatsächlich nach unseren Erbswursttröpfchen und nach unseren Zelten. Kurz vor Einbruch der Dunkelheit erreich-

ten. wir unseren Biwakplatz. Wir waren gerade beim Teekochen, als unten im Gletscher drei Gestalten schweigend und lautlos vorbeischnitten. Sofort erhob sich ein bajuwarisches Geheul, in dem ich als Dresdner eine bescheidene Rolle spielte. Die drei unten lauschten und als sie uns oben zwischen den Blöcken entdeckten, legten sie ihre Rucksäcke nieder und kamen heraufgestiegen. Es waren drei Russen, die mit uns schon im Lager 2650 m zwei Tage verbracht hatten. Sie hatten trotz mangelnder Ausrüstung, aber mit ihrer stoischen Ruhe und ihrer immerhin zu bewundernden Energie erstmalig den Schedildi-Paß überschritten und erstmalig die Begehung des Tschaduin-Passes durchgeführt. Daß ihnen dabei zwei ihrer Kameraden, die einen glücklichen Sturz in eine Gletscherspalte fertigbrachten, und mit verbundenen Nasen und Köpfen nach Nestsia, der Hauptstadt Swanetiens abgezogen, verlorengegangen waren, machte ihnen und uns viel Spaß, obwohl wir im selben Augenblick wohl auch lieber im schönen Wald von Nestsia unsere Glieder langgestreckt hätten. Es gab ein gemeinsames Teetrinken und eine trotz weniger Worte, mit denen wir uns verständigen konnten, immerhin angeregte Unterhaltung. Wir verstaute noch alle übrig gebliebenen Lebensmittel und unsere gesamte alpine Ausrüstung unter mächtigen Steinblöcken und mit leichtem Gepäck ging es dann zurück zum Lager 2650 m, wo wir bei sternklarer Nacht eintrafen. Dabei muß ich aber an die schreckliche Moräne denken, die blockübersät und spaltendurchrissen unsere müden Glieder noch einmal durcheinanderrüttelte und dem unvorsichtigen manchen blauen Fleck einbrachte. Der beim Abstieg oft laut gewordene Wunsch, uns im warmen, mit Gras gepolsterten Zelt lang ausstrecken zu wollen und zu schlafen, mußte jetzt ganz zurücktreten. Trotz aller Müdigkeit entwickelte sich ein emsiges Leben im Lager. Vor den Zelten schaukelten, an

den Pickeln aufgehängt, die Laternen. Und hier und da ging einer mit einer elektrischen Taschenlampe gespenstisch durch die Zelte. Es wurde gekocht, Eichberger bereitete uns die nach seinem Rezept geheimnisvolle Erbsenwurstsuppe, die einige Feinheiten enthielt, deren Ursachen uns immer ein Rätsel geblieben sind. Es war schon nahe Mitternacht, als wir uns mit unseren Laternen um den immer seligmachenden Kochtopf sammelten und dort noch einmal die Bergfahrt erlebten. Zwar stockte die Unterhaltung oft, denn wenn der Sprecher gerade mal einen dicken Bissen Fleisch erwischte, dann schnaupte er nur und an deutlichen geräuschvollen Raubbewegungen erkannte jeder sofort, jetzt schmeckts besonders gut!

Einer hatte sich unserem Kreis zugesellt: Das war unser Dolmetscher und der Leiter der Expedition, der Russe Grommoff. Auch er war mit uns ausgezogen, um die Schönheiten des Kaukasus zu erleben. Doch nicht mit uns zog er aus, die Berge von oben zu sehen. Allein mit seinem Gewehr suchte er die Berge und lauerte dabei lammfrommen Getier nach. Und dabei ist er schneller ins Tal gekommen als hinauf, denn eine Schneerinne entledigte sich seiner, in dem sie ihm den Stand und Tritt verweigerte. Grommoff fuhr hinab und ein beschädigtes linkes Bein machte ihn kampfunfähig. Jetzt saß er nun bei uns und freute sich mit uns unseres Sieges. Und genoß mit uns unsere dicke Suppe.

Die Russen hatten den für sie im Kaukasus zum Brot gewordenen Reis gekocht. Es war ein lebhaftes Lagerbild jetzt. Aber doch schlossen sich nach und nach die Zelte hinter müden Gestalten. Und die letzten Worte, die in die Nacht hinaus hallten waren die meines Zeltgenossen Grommoff, der in seiner Besorgnis um seine beschädigte linke Seite laut rief: Willy, Du wirst mich schlagen auf linke Seite und ich werde nicht schlafen!"

Preußriß

11. Begehung

Günter Nollau. Dresden-Loschwitz

Die kleine Gaststube der Dreizinnenhütte war übervoll. Gern folgten wir dem Rufe eines Kameraden, der besseres Wetter prophezeite, und ließen uns draußen den zwar kalten, aber besseren Wind um die Nase wehen. Der in der Frühe noch dicke Nebel hatte sich etwas gelichtet, und so entschlossen wir uns, etwas zu unternehmen. —

Am Westhange des Paternkofels zieht sich der kleine Pfad vom Toblinger Riedel zum Paternsattel hin. Über unser Ziel noch völlig im Unklaren, folgen wir zunächst diesem Wege. Als wir drüben am Sattel stehen, hat unser Auftrieb feste Gestalt angenommen. Das Ziel heißt: Überschreitung des Massivs der Kleinen Zinne, bestehend aus Kleinsten Zinne (neuerdings auch Torre Preuß genannt), Punta di Frida und Kleiner Zinne. Wir wollen die Überschreitung in der Richtung NW—SW ausführen, also wird mit der NW-Wand der Kleinsten Zinne begonnen.

Während wir die Kletterschuhe anziehen, haben wir Muße, unsere Wand zu betrachten. Senkrecht reckt sie sich vom Paternsattel auf. Die einzige Gliederung ist ein Riß, der die Wand in ihrer Mitte von oben nach unten durchreißt und sich etwa 50 m über uns in der prallen Wand verliert. Dort muß die berühmte Wandstelle sein, der Schlüssel der ganzen Tour. Sie sieht aus, als ob sie halten wollte, was ihr Ruf verspricht. —

Auf der Nordseite der Kleinen Zinne queren wir über Geröll bis zu einem Kamin, den ein Vorblock mit der Kleinsten Zinne bildet. In Stemmarbeit geht es empor, bis dahin, wo der Block sich an das Massiv anlehnt. Hier verlassen wir den Kamin und

erreichen über brüchige Wandeln die Höhe des Blockes. Auf das Massiv gelangen wir, indem wir die natürliche Brücke, die der Block mit diesem bildet, überschreiten. Drüben führt ein schmales Band in die Nordseite des Berges hinein. Nach etwa 20 m machen wir halt. Über uns liegt die 9 m Wandstelle, die zum Beginn des Risses führt. Sie sieht allerdings haarig aus.

Die erste Partie beginnt. Langsam aber stetig „packt“ es die Münchner Kanone. Sein Karabiner schnappt in den ersten Haken, dann in den zweiten. Nur der letzte halbe Meter läßt ihn stocken, er scheint also besonders schwer zu sein. Der zweite Mann folgt. —

Jetzt sind wir dran. Ich hänge meine Selbstsicherung in den Standhaken ein. Der Führende geht. Wieder: erster Haken, zweiter Haken. Dann macht ihm aber die glatte Stelle unter dem Riß zu schaffen, er kommt nicht weiter. Ich ziehe das Seil ein, denn er will zurück und sich am Haken etwas ausruhen. Ein neuer Versuch. An winzigen Tritten steht sein Körper, von der Wand nach außen abgedrängt, über dem Geröll. Er wird es doch schaffen? Unwillkürlich kommt mir die Verlustliste dieser Stelle in den Sinn. Von den ersten 24, die den „Preußriß“ versuchten, stürzten hier 6 tödlich ab. Doch das Seil zieht sich wieder. Von oben angefeuert, zwingt er es und ist bald meinen Blicken entschwunden. Ich bin bald bei den anderen angelangt, da mir die Sicherung ein rasches Klettern gestattet.

Viele Seillängen geht es nun in dem bald sich zum Kamin erweiternden Riß weiter. Abgesehen von einigen Überhängen, die

außen überstemmt werden müssen, sind die Schwierigkeiten im Vergleich zu den eben überwundenen gering.

Nach langer Kaminklettere steigen wir aus dem Riß aus und erreichen nun über eine Wandstufe rasch den Gipfel.

Zugleich ziehen die ersten Sezen einer schwarzen Wolke, die vom Süd-West-Wind über den Misurinasee hergetrieben wird, an uns vorüber. Das heißt Regen. Nur eine kleine Raft, während der wir feststellen, daß unsere Begehung des Preußrißes die erste ist, dann steigen wir ab.

Steil fällt der Torre Preuß zur Scharte zwischen ihm und der Punta di Frida ab. Kaum haben wir den Gipfel verlassen, da fallen auch schon die ersten Tropfen. Als wir nach seiner kurzen Abseilstelle in der Scharte anlangen, sind wir bereits bis auf die Haut naß. Dazu pfeift ein kalter Wind, so daß wir fröstelnd beieinander stehen, bis der letzte das Seil abgezogen hat. — An die Fortsetzung der Tour denkt schon keiner mehr. Wir steigen nach Süden ab und benutzen eine Schlucht, die in steilen Stufen von der Scharte abbricht. Die dicke Wolke versperrt die Sicht nach unten, so daß man

den Eindruck hat, als verliere sich die Schlucht im Bodenlosen. Die meisten der Stufen müssen wir uns abseilen. Das ist eine Arbeit mit dem nassen Seil. Die Reibung ist so groß, daß es nur mit Anstrengung gelingt, das Seil zu ziehen. Dazu werden wir in der teilweise kaminartigen Schlucht durch ein Bächlein, das herunterrauscht, gehörig gewaschen. So rasch als möglich bemühen wir uns, abwärts zu kommen, doch das Abseilen kostet sehr viel Zeit. Fast eintönig ist das lange Warten, bis alle 4 den Strick heruntergerutscht sind. Die einzige Abwechslung schafft das Wasser. Bald kommt es in dicken Strahlen, bald dringt es als Sprühregen auf uns ein, aber auch darauf achten wir kaum noch. Endlich können wir durch die Wolkendecke das Geröll erkennen, noch ein paar Meter steigen wir in leichterem Gelände abwärts, dann rollen wir unsere Seile, die jetzt wie aus Draht sind, zusammen.

Im Trab geht's über den Paternsattel zurück zur Zinnenhütte, denn jetzt hatte sich unser „Auftrieb“ ein anderes Ziel gesucht. Es hieß: Warme Bude und heißer Tee. . .

Seilschaft

K. W. Streit

Dein Heil ist mein Heil,
Kamerad!

Du gehst mit mir am Seil
schwindelnden Pfad.

Dein Los ist mein Los,
Kamerad!

Gewaltig erwächst die Welt und groß,
Schauen ist Gnad.

Dein Weg ist mein Weg,
Kamerad!

Wie über Irdischem schwingt der Steg,
um den ich Gott bat.

Dein Tod ist mein Tod,
Kamerad!

Bergsteigen ist not,
denn not ist die Tat.

Dein Schritt ist mein Schritt,
Kamerad!

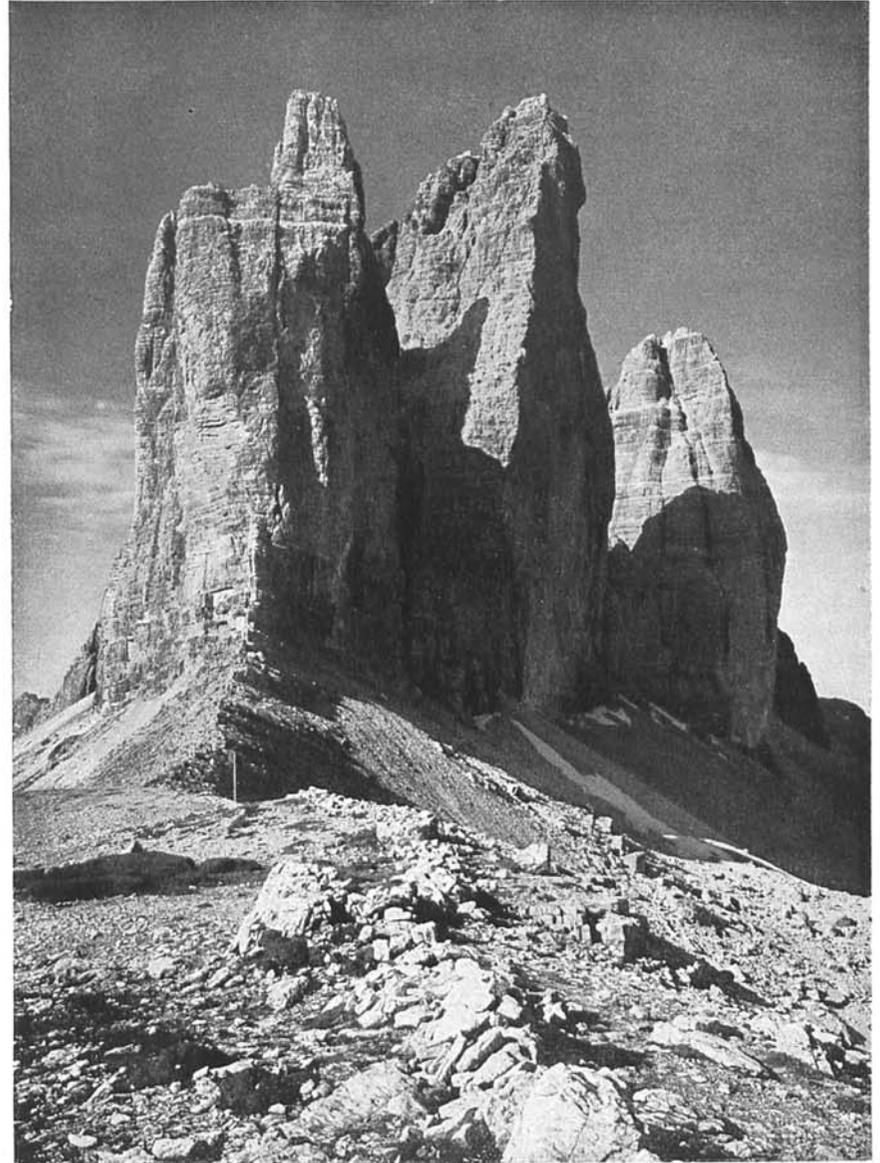
So droht sie verschlagen mir mit,
die Spalte, die naht.

Dein Glück ist mein Glück,
Kamerad!

Nur „Durch“ gibts, kein zages „Zurück“
vor Wänden, Wächte und Grat.

Dein Ziel ist mein Ziel,
Kamerad!

Sieg voller Allmachtgefühl
über die Riesen im weißen Ornat.



Die drei Zinnen vom Paternsattel (vorn die kleinste Zinne mit dem Preußriß *)
Bildprobe aus dem alpinen Prachtwerk Blodigs Alpenkalender 1929, RM 3.20 Phot. Georg Neumann, München
Verlag Paul Müller, München

Alpenwege

Zugleich ein Ausflug in das Gebiet der Formenkunde der Landschaft

Dr. Adolf Kittler. Pirna

O du liebe Straße, die du das Land durchmißt, „schlangelwandelnd“, und den Blick mitnimmst in seligblaue Ferne! Nicht nur den Blick — die Seele! Mit tausend Wünschen und Sehnsüchten beladen, wandert sie mit dir immerfort, immerweiter — „wohin, ach wohin?“ In die Ferne wie in die Zukunft, wohl auch, von der goldenen Last seliger Erinnerungen stolz gebeugt, rückwärts in die Vergangenheit.

Ihr lieben Wege im alten Wandergebiete zwischen den Schneebergen! Wie schwillt mir das Herz, wenn ich auf der Karte euren Spuren wieder einmal folge! Schön seid ihr, schon weil ihr hinauf führt. Aber ihr preßt dem, der Schönheit und Einsamkeit sucht, doch manchen Schweißtropfen und Seufzer ab, beweisend, daß alles Große nicht mühelos zu erreichen ist.

Man muß euch in eurer Eigenart kennen, dann trägt man Mühe leichter, man muß in eure Eigenart eingedrungen sein, dann nennt man, ärgerlich, euch nicht mehr unberechenbar und eigenwillig und voller Tücke, man weiß dann auch eure Gefahren zu vermeiden.

Die Glut des gesegneten Weinjahres 1921 sah mich noch unerfahrenen Alpenwanderer mit jenen Tücken der Alpenstraßen kämpfen, sah mich zerfallen mit aller Menschen- und Ingenieurweisheit, da gar so unverständlich bergauf und -ab, in Biegungen und Wendungen die Straßen dahinwandelte. Führten sie nach schwerem Anstiege in einem Talboden mit gemütlicher Steigung, sodaß man sich sagte: nun ist's

bis zu einem mäßigen Steiger geschafft, so stellten sie einen wieder und wieder vor neue schwere Mühe. Sie reizten mich zum Kampfe. Ich suchte hinter ihre Geseze zu kommen. Und siehe, die Straße und ich, wir verstanden uns endlich vortrefflich.

Da ist zunächst der Eintritt in die Alpen. Mancher wandert wenigstens ein Stück des alten Weges, der so viele, auch Goethe einst nach Süden leitete, von Garmisch-Partenkirchen und Mittenwald über den schönen Seefelder Sattel. Er ist bequem, bequemer als mancher sich einen Alpenweg vorstellte, und daher einer der ältesten Handelswege der Alpen: Mittenwald, ein alter Umschlagsplatz, Scharnitz, die porta Claudia der Römer, das Tor. Freilich ist es eine Bodenfurche, die schon zu einer Zeit bestand, in der die Alpen noch gar nicht vorhanden waren. Als sie begannen, sich emporzuwölben, blieb die Furche offen. Ganz ähnliche Furchen führen heute noch aus den Alpen heraus und durch sie hindurch, so die des Rheines, die von Ehrwald-Lermoos, die des Achen und Zeller Sees. Aber wie gesagt, der Wanderer benutzt sie nicht in ihrer ganzen Erstreckung. Nur noch der Kraftwagen und die Bahn herrschen hier unumschränkt.

Von Innsbruck steigt man vielleicht auf die Adolf-Pichler-Hütte in den Kalkfögel. Die Bahn fährt bequem in der Inntalau hin bis Kematen. Hier gilt es für den Wanderer zu steigen in weitgeschwungenen Kehren einen steilen Hang hinan, gegen 300 m. Dann steht man überrascht auf einer wei-

ten, wohlbebauten Ebene, rund 300 m über der Innaue, auf der man bis Pafnitz leicht dahin schreiten kann. Und nun beginnt wieder ein kräftiger Anstieg, der manchen Bequemen enttäuschen mag.

Das Inntal, wie so manches andere Tal, z. B. das Innsbruck benachbarte Silltal, bestehen im allgemeinen aus zwei ineinandergeschachtelten Tälern: zuerst einem weiten Gletschertrog mit steilen Wänden. In diesem Tale ist der Inn einmal durch ein mächtiges Hindernis gestaut worden, nämlich durch einen aus dem Zillertale kommenden Gletscher. In den Stausee hat der Fluß ungeheure Schuttmengen abgelagert, die man in schönen Schichten deutlich beiderseits des Weges von Jenbach zum Achensee sehen kann. Als das Hindernis beseitigt war, schnitt sich der Inn in den Schottermassen ein neues Bett, dessen Abhang wir eben von Station Kematen an ersteigen haben. Bei Pafnitz, Aram und Mutters stehen wir vor dem unverhüllten Trogrande, der erklimmen werden will.

Etwas ganz ähnliches ist bei Dresden zu beobachten: die Elbe wurde während der Eiszeit auch einmal in der Gegend von Meissen gestaut. Es entstand auch ein See bis hinauf nach Pillnitz, in den ebenfalls gewaltige Sandmengen verfrachtet wurden. Nach dem Verschwinden des Hindernisses schnitt sich auch die Elbe in den Seeboden ein neues Bett. Die Reste des Seebodens bilden heute die ebenen Flächen der Gegend der Albrechtsschlösser und der Kasernen in Dresden-N. Übrigens nennt man die Terrasse des Inn, die man bis Wörgl beobachten kann, das Inntalmittelgebirge. Man glaube aber nicht, daß das die einzige Terrasse im Gebiete der Alpen ist. Es gibt deren eine sehr große Zahl. Der aufmerksame Wanderer wird sie zu erkennen wissen.

Unverständlich ist dann weiter der alpine Aufstieg in ein Nebental. Etwa von Stei-

nach ins Gschnitztal. Was gibt das für ein unbequemes Kraxeln! Wie unvernünftig scheint das! In unseren Mittelgebirgen gewinnt man mühelos das mit dem Haupttale ebensohlige Nebental. Die meisten Nebentäler der Alpen sind aber Hängetäler, ihr eigentlicher Boden mündet hoch oben über der Sohle des Haupttales, und ihre Bäche stürzen sich daher sehr oft in jenen wundervollen Wasserfällen herab, die zum Schönsten alpiner Gebirge gehören (Krimml-, Staubbachfall), andere haben in tiefen und engen Tobeln die Stufen schon überwunden (Gasteiner Ache bei Lend). Es ist das eine Eigenart der Gebirge, die einst vergletschert waren, d. h. deren Gletscher einst aus den zentralen Gebieten bis weit in das Vorland hinausreichten. Die Entstehung dieser Hängertäler ist auch heute noch nicht völlig geklärt. Sicher ist nur: es sind glaziale Erscheinungen. Sie treten übrigens auch dort auf, wo mehrere kleine Täler sich zu einem größeren Tale vereinigen. So kann man von Mayrhofen aus zum Tuxer-, Zemm- und Stilluptale und zum Zillergundennach Überwindung einer Stufe gelangen.

Gewinnen wir nun das Gschnitztal statt auf dem Fahrwege auf dem Fußwege am Gschnitzbache entlang, so stellt sich uns bei Trins ein Wall entgegen, den das Steiglein überqueren muß. Das ist eine mächtige hufeisenförmige Stirnmoräne des alten Gschnitztalgletschers, der bei seinem Rückzuge einst hier länger liegen blieb und das Moränenmaterial daher ablagerte (Gschnitzstadium der letzten oder Würmeiszeit). Derartige „Stadialmoränen“ hemmen auch in manchem anderen Tale den Wanderschnitt des Weges.

Hinter Trins haben wir leichtes Wandern auf sehr ebener Fläche hin durch die Möser bis nach Gschnitz, denn wir schreiten auf einem alten Seeboden hin. Die Moräne bei Trins hat natürlich nach dem Abschmelzen des Gletschers die Schmelzwässer

zum See gestaut und so Veranlassung zur Bildung des ebenen Seebodens gegeben. Nach und nach hat der Abfluß über die Moräne sein Bett vertieft und damit den See endlich abgezapft. Solch alte Seeböden hinter Moränen, oft mit weißwehendem Wollgras bedeckt, lassen noch manchmal in Alpentälern den Weg sich lustig dahinschlängeln. Bis oberhalb Gschnitz hat man bequemes Wandern. Wo aber der Weg zur Innsbrucker Hütte abzweigt, da beginnt der Weg zu klettern, um bei der Laponesalm sich wieder in einem schönen großen Kessel umzusehen. Wenn man sich dann oben auf ein gemütliches Marschieren eingerichtet hat, so wird man aus seiner Faulheit aufgerüttelt und zu erneutem Steigen gezwungen, um wieder etwas oberhalb des Simmingsees, in einem weiten Kessel zum Ausruhen zu kommen. Aber auch hierbei beruhigt sich unser Sträßlein nicht. Im Hintergrunde des Kessels ist eine neue Wand zu nehmen. Und nach steilen Serpentinengrüßen man endlich die Bremer Hütte. Wer am nächsten Morgen über das Simmingjoch weiterwandert, stellt fest, daß auch die Bremer Hütte in einem Kessel, ähnlich dem durchwanderten liegt und daher der Weg ebenfalls erst auf seinem Boden, dann auf seinem Rücken sich fortfinden muß. Wir haben hier ein besonders wichtiges Merkmal der Alpentäler und -straßen kennen gelernt. Die Gletschertäler bestehen im Längsschnitt aus verschiedenen Stufen, welche sich kesselförmig ausweiten und an der Seite des Abflusses durch einen Riegel abgeschlossen werden. Fast jedes Alpental weist sie auf, und jeder Alpenwanderer muß sich mit ihnen vertraut machen. Sie verdanken ihre Entstehung ebenfalls der Gletschererosion, doch kennt man die näheren Umstände ihrer Bildung ebenfalls noch nicht, wie überhaupt die Art und das Ausmaß der glazialen Erosion noch nicht genügend erforscht sind. Gerade die Riegel sind es, die

den Wanderer ungeduldig machen, ihn geradezu narren. Einzuprägen ist als unumstößlicher Grundsatz, daß alle Täler oben mit einer Steilstufe geschlossen sind, nach deren Überwindung erst man in das Gebiet der eigentlichen Hochregion gelangt. Ein Riegel anderer Art stellt sich zuweilen dem Wege entgegen und zwingt ihn zu einer Überwindung in der Senkrechten. Das ist der Bergsturz, der gar nicht so selten vorkommt. Einen der gewaltigsten hat die Inntalstraße zwischen den Mündungen des Ötz- und Pitztales am Fuße des Tschirgants zu überschreiten. Der Inntalgletscher hatte seinen Trog tief ausgefurcht und die Trogwände steil abgeschliffen. Als er sich zurückzog, erwies sich das Gefüge des Felsens der Trogwand zu schwach gegenüber der Übersteilheit des Wandgefälles. Und so entstand jener gewaltige Abbruch, der weiterhin das Inntal füllt. Noch sieht man deutlich am Tschirgant die Abrißfläche, noch rauscht der Inn wild über die Felsstürzmassen, in die er sich eingeschnitten hat. Derartige Felsstürze zwingen auch im Öztale die Straße zu Steigungen, die dem weniger aufmerksamen Wanderer unverständlich sind. Nicht beschwerlich, aber zeitraubend sind Ausbiegungen des Weges in waagerechter Richtung. Natürlich spreche ich nicht von den Biegungen des Tales, in dem die Straße hinzieht. — Da kommt ein kräftiger Nebenbach ins breite Haupttal herabgeschossen, Schutt, Geröll, Sand wälzend. Kräftig zum Transport jener Massen, solange er noch aus dem steilen Gefälle Energie schöpft, aber sofort gelähmt, wenn er die flache Aue erreicht, weil das Gefälle ebenfalls geringer wird. So läßt er an Last liegen, was ihm zuviel geworden ist, einen halbkegelförmigen Schutthaufen in die Aue bauend. Die Straße vermeidet mit Rücksicht auf die rucksackbeschwerten Wanderer, den Schuttkegel zu ersteigen, sie umgeht



Alm im Habachtal

(Hohe Tauern)

Deutlich ist die trogförmige Ausweitung des Talkessels zu erkennen, ebenso die Steilstufe vor der eigentlichen Hochregion.

Bildprobe aus dem alpinen Prachtwerk *Blodigs Alpenkalender 1930*, RM 3.20. Phot. Gustav Schönauer. Wien Verlag Paul Müller. München

ihn und macht so in weitem, halbkreisförmigen Bogen einen Umweg. Wieviel derartiger Umwege hat man nicht gemacht! So bei Admont im Gefäule den ansehnlichen um die Haindlau (Eingang des Gefäules), den der Bach des Gaisberggrabens aufschüttete, hinter dem Gefäule die Haselau. Überall, wo ein noch so kleines oder großes Rinnfal in das Haupttal herab-

kommt, liegen solche Schuttkegel, die fast immer mit einer Siedelung verbunden sind, welche auf ihnen Weideland findet und daneben — durch den Nebenbach — auch Zugang in das Innere des Gebirges. Manchmal hat man bei aller Freude über den bequemen Weg um den Schuttkegel einen kleinen Ärger, wenn der Steig hinab- und hinaufsteigen muß, wo der Bach in

den Schuttkegel seine tiefe Rinne hineingeschnitten hat. Und das kommt häufig vor. Ja, nach Regengüssen findet man gerade die Wege an Schuttkegeln oft in einem üblen Zustande, denn der Bach ändert auf dem Kegel sehr schnell und leicht seinen Lauf — er „kommt ab“, wie der Sachausdruck lautet — dann fehlt entweder eine ganze Strecke des Weges, oder sie ist mit Block-

werk überstreut das überklettert werden muß. So haben Alpenwege keine Launen. Wie sie steigen und fallen, aus- und einbiegen, sie folgen — wie könnte es anders sein? — Gefezgen, die von der Tätigkeit alter, jetzt abgeschmolzener Gletscher und der jugendlichen Kraft der Gewässer der Gegenwart vorgeschrieben werden.

Vollmond

Bruno Kremling

*In Abenddünsten braute dumpfe Schwüle
Bedrückend schwer um müde Wälderkrone.
Da stieg aus hochgeballtem Wolkenbühle
Erlösend kühl der Mond in reine Zonen.
Verwandelt scheint das Tal zum Märchenpfühle
Wo gute Himmelsgeister heimlich wohnen.
Die zu unirdisch feinen Harfentönen
Mit blau verklärtem Licht die Welt verschönen.*

*Tief labend fließt aus lautern Mondesquellen
Unendlich tröstlich sanftes Silberfluten.
Erquickend quillt es über alle Schwellen
Der Häuser, wo noch Herzen heimlich bluten.
Spült fort mit seinem milden Dämmerhellen.
Was aus den dunklen Tiefen wehrt dem Guten.
Flüchtend Gewölk wird jegliche Beschwerde:
Ein neuer Garten Eden ist die Erde!*

*O, silberblauer Glanz der Vollmondnächte,
Da, blatterstarrt, wie vor gespanntem Lauschen,
Die Linde duftend steht, weil Himmelsmächte
In ihren Zweigen flüsternd Zwiesgespräche tauschen!
Still harret der Mensch, als ob ein Engel brächte
Den Trank der Seligen mit Flügelrauschen.
Und weihevoll hebt er zum blauen Saale
Die Hände gläubig hoch mit seiner Schale.*



*Balmat und Saussure,
die Eroberer des „Monarchens“
Phot. F. P.*

Wie mirs am Mont Blanc erging

Fritz Preiß, Pirna

Endlich wieder einmal festen Boden unter den Füßen, in 16-stündiger Zugfahrt war ich über Leipzig — Frankfurt — Heidelberg nach Basel gelangt. Nach Prüfung meines Rucksackes durch die Zollbeamten mache ich mich auf den Weg zum schweizerischen Bahnhof, wo die Fahrerei gleich wieder losgeht. Mein Ziel für heute ist Martigny, der Ausgangspunkt für Touren ins Montblancgebiet. In wundervoller Fahrt bringt mich der Zug über Biel — Bern — Freiburg den Bergen näher. Ab und zu erhascht man einen Blick auf die Berner Schneeriesen,

die sich eigenartig von den düsteren Gewitterwolken abheben. Leider wird es bald recht trübe und regnerisch, so daß von der großartigen Landschaft bald nichts mehr zu sehen ist. In Lausanne muß ich nochmals umsteigen und in interessanter Fahrt gehts jetzt, mitten durch Weinberge hindurch, am schönen Genfer See entlang, ins Rhône-tal hinein. Ich muß aufpassen, daß ich nicht über Martigny hinausfahre, denn im Wagen spricht man französisch und die Stationsnamen machen Kopfzerbrechen. Devèy, Montreux und Villeneuve, die Treffpunkte

der internationalen Gesellschaft, bieten mit ihren hellerleuchteten Hotelbauten einen bezaubernden Anblick. Endlich taucht Martigny, am Eingang der Trienterschucht gelegen, auf.

Am anderen Morgen ist die lange Bahnfahrt vergessen und während in Martigny das Glockenspiel ertönt, steige ich schon den Col de Forclaz hinan. Hinter mir versinkt das Rhönetal im Morgennebel, während es um den großen St. Bernhard immer mehr aufklart. Da kommt ein Auto den Paß heraufgebrummt, ich halte es an und nach höflicher Anfrage fahre ich mit. Bald ist die Paßhöhe 1525 m erreicht, und es geht wieder hinunter nach Trient und Chatelard, wo die französische Grenzkontrolle ist. Nach 2-stündiger, toller Fahrt, bei der das Kühlwasser nicht nur einmal erneuert werden muß, taucht Chamonix mit dem mächtigen Mont Blanc auf, ein überwältigendes Bild. Der Chauffeur will kein Deutsch verstehen und denkt nicht daran, mir auf meine 20 Schweizer-Frankennote etwas herauszugeben. Das ist mein Empfang in Chamonix, kein Wunder, daß ich auch den Mont Blanc kalt und abweisend finde. Um wieder etwas einzusparen, halte ich mich nicht erst auf, sondern gehe gleich zum Angriff auf den höchsten Berg Europas über. Es ist einhalb 11 Uhr, ich würde also ungefähr 6 Uhr auf den Grands Mulets sein. Ich überschreite die Arve, passiere les Pelerins und schon gehts bergauf, aber wie. Ich merke bald, daß ich mit meiner „Beere“ zuviel zumute, und beneide die Leute, die es sich leisten können, mit der Drahtseilbahn diesen 1600 m langen Anstieg mühelos zu bewältigen. Um 2 Uhr bin ich an der Endstation der Bahn, aber auch so ziemlich am Ende meiner Kräfte. Der etwas Deutsch sprechende Hüttenwirt rät mir ab, allein nach den Grands Mulets zu gehen. Doch da kamen 7 Herren von Dr. Sankts Filmexpedition mit der Bahn an, denen ich

mich anschließen darf. Bei Pierre le Echelle betreten wir den großartigen Bosson-Gletscher, den wir zunächst in Richtung Aiguille du Gôuter queren. Ich mache immer mehr schlapp, und bei den Seracs la Jonction, bin ich überzeugt, daß ich die eine Stunde nicht mehr durchhalten werde. Ich sage den Herren, daß ich zurückgehe; alles Zureden hilft nichts, ich kann einfach nicht mehr. Ich muß mich sehr in acht nehmen, daß ich heil wieder durch die Seracs und über den Gletscher komme, und wie ich wieder glücklich auf den Felsen bin, kommt noch als Abschiedsgruß eine Steinsalve von der Aiguille du Midi herunter. Ich bin froh, wie ich wieder die Hütte betrete, und der Wirt schüttelt mit dem Kopfe, wie er meinen Rucksack in die Hand nimmt. Er schlägt mir vor, morgen früh mit den Trägern hinaufzugehen. Ich denke an den Chauffeur und sage nein. Lange stehe ich dann am Fenster und schaue sehnlich zum Monarchen hinauf, dessen Eisflanken von der untergehenden Sonne beschienen werden. Am anderen Morgen steht das Barometer schlecht und eine Partie, die schon seit Tagen auf den Grands Mulets besseres Wetter erwartete, kommt zurück. Nun gebe auch ich es schweren Herzens auf, meine Finanzen erlauben mir nicht zu warten, bis die Luft rein ist. Ich mache noch einige Aufnahmen vom „weißen Berg“ und bin bald wieder unterwegs. Über den harmlosen Peleringletscher gehe ich, immer angesichts der kühnen Aiguille du Dru nach dem Plan de l'Aiguille hinüber und nach les Tissours und nach Chamonix hinunter, wo ich gegen Mittag eintreffe. Ich mache einen kleinen Bummel durch den Ort, der an Internationalität nichts zu wünschen übrig läßt und fotografiere das eindrucksvolle Denkmal der ersten Mont-Blanc-Besteiger. Ein Lastauto nimmt mich dann mit nach les Pratz, und über Argentière, mit seinem interessanten Kirchlein, und den, fast bis ins

Dorf reichenden Gletscher, marschiere ich den Col de Balme 2201 m zu. Auf dessen Höhe sehe ich den Mont Blanc das letzte Mal in seiner ganzen Größe. Sinistere Wolken umhüllen den ganzen Gipfel. In Trient muß ich nochmals übernachten und am anderen Tage gehts bei strömenden Regen

wieder über den Col de Forclaz dem schönen Rhönetal entgegen. Daß ich mich in diesen Tagen mit feinen Menschen unterhalten konnte, hat meinen Unternehmungsgeist wesentlich gedämpft, doch ich hoffe, daß es mir später einmal möglich sein wird, den Mont Blanc doch noch zu besteigen.

Felseinsamkeit

(Nach der Feldeinsamkeit von H. Allmers)

F. Gerhardt

*Ich ruhe still auf hohem, steilen Grat
und sende meinen Blick in blaue Weiten
im Blute noch den Pulsschlag froher Tat,
das Herz erfüllt von tausend Seligkeiten.*

*Dem kühnen Flug des Falken folgt mein Sinn
durch tiefes Blau in sonnige Himmelsräume —
Mir ist, als ob ich wunschlos glücklich bin
und schreite durch den stillsten meiner Träume.*

Nebel an der Wand

Eine Besteigung des Pflerscher Tribulaun

Helmut Kretschmer

Schnee- und eisgepanzert sind die Berge im Stubai. Fast 3½ tausend Meter ragen sie gen Himmel. Riesige zerklüftete Gletscher ziehen sich von ihren Gipfeln hinunter in die Täler.

Schlank und spitz sind die Felsnadeln in den Dolomiten. Nicht so hoch wie im Stubai sind die wilden Zacken, aber so glatt und steil sind ihre Wände, daß fast kein Schnee

an ihnen haften bleibt.

Zwischen dem Stubai und den Dolomiten liegt ein Berg. Groß und massig ist er wie die Riesen in den Stubai Alpen, und steil und abweisend sind seine Wände wie die der schlanken Nadeln in den Dolomiten: Der Pflerscher Tribulaun.

Er ist ein König unter den Tiroler Bergen. Und königlich ist auch sein Gebahren. Wie

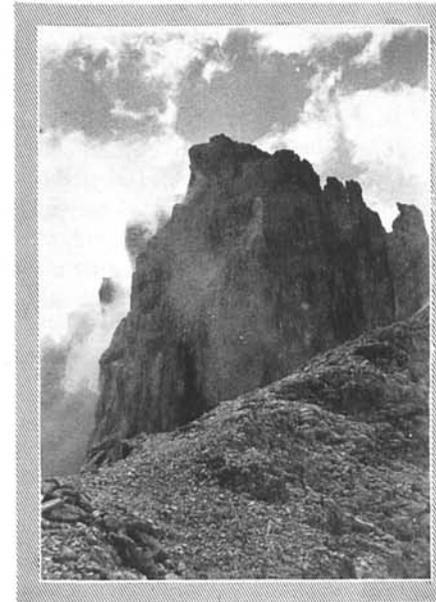
ein großer, morscher Riesenzahn steht der doppelgipfelige Koloß da; finster und unnahbar. Wenn all die Hochgipfel in weiter Runde im Sonnenschein glänzen und nur ein Berg sein Haupt in graue Wolken hüllt, dann ist es der Tribulaun. Wenn über all den Matten und Wäldern, Felsen und Gletschern sonnige Hochsommerstimmung liegt und nur an einem Berge ein Gewitter tobt, dann ist es am Tribulaun. Wenn alle Berge schweigen, wenn keine Lawinen brüllen und keine Steine poltern, an einem Berge wird es nicht ruhig, am Pflerscher Tribulaun. Immer und immer zischen kleine und größere Felsbrocken durch die Luft. Höchstens im Winter schweigen die Steinbatterien, aber dann sind die verglasten Wände noch abweisender, ja im wahrsten Sinne des Wortes unnahbar.

Ist es da ein Wunder, wenn sich die verschiedensten Sagen um den Berg gesponnen haben? Von einem reichen König erzählt man sich im Pflerscher Tal, der vor vielen, vielen Jahren lebte, der das Volk knechtete und das letzte aus ihm herauszupressen versuchte. Ein armer, trotziger Bauer widersetzte sich ihm, aber als dann der König selbst zu ihm kam, ergriff ihn die Angst und er suchte sein Heil in der Flucht. Der König aber rannte ihm in seinem Zorn hinterher, und es entspann sich eine wilde Jagd. Immer höher hinauf ging es, über die Wiesen, durch die Wälder, über die Almen, und dann stürmte der Bauer die steilen Felswände hinauf direkt auf den Gipfel des Tribulaun. Hier hätte der König ihn nun erreicht, wenn nicht der Berggeist dazwischen getreten wäre. Er spaltete mit einem gewaltigen Schwertschlag den Gipfel des Tribulaun zwischen dem König und dem Bauern. So entstand die mächtige Scharte, die dem hohen Berg die Gestalt eines morschen Riesenzahnes gibt. Der König aber sollte dem Berggeist zur Strafe für sein frevels Tun sein kostbares Kleinod,

ein goldenes Kegelspiel aushändigen. Als er sich weigerte, wurde er versteinert. „Goldkappel“ heißt der Berg, der neben dem Tribulaun liegt, und der aus dem versteinerten König entstanden sein soll. Das goldene Kegelspiel aber liegt verborgen im Gewand des Tribulaun. „Der König spielt Kegel“ sagen auch heute noch die Kinder von Pflersch, wenn, wie so oft, am Tribulaun die Blitze zucken und der Donner grollt.

„Der König spielt Kegel“ mögen die Kinder in Pflersch sagen, als wir drei, mein Bergfreund Sepp, seine Frau und ich an einem warmen Sommerabend, von Gosensaß kommend, mit schweren Rucksack und Eispickel das Pflerscher Tal aufwärts wandern und von einem Gewitter überrascht werden. Uns aber stört nicht Regen und Wetter. Mit langen Schritten ziehen wir unseres Weges, und bald können wir in einem gemütlichen Zimmer des Gasthauses von Innerpflersch uns an einem Trunk roten Tiroler Weines erlaben, während unsere triefend nassen Sachen zum Trocknen über dem Ofen hängen.

Innerpflersch ist ein kleiner Ort und besteht nur aus wenigen Häusern, die sich um die Kirche scharen. Der Pfarrer sorgt nicht nur für das Seelenheil seiner Gemeinde, sondern auch für ihr leibliches Wohl. Er ist nebenbei Gastwirt. Nach einem gemütlichen Plauderstündchen mit dem Pfarrer-Gastwirt gehen wir zu Bett. Das Rauschen des Regens lassen uns bald einschlafen. Am nächsten Morgen, während die Sonne mit den Wolken kämpft, steigen wir aufwärts. Zuerst geht unser Weg am rauschenden Bergbach entlang, bald aber lassen wir die letzten Häuser im Pflerscher Tal zurück, einige behäbig-breit gebaute Bauernhäuser, aus dicken Balken zusammengefügt und mit großen schweren Steinen auf den Dächern. Steiler wird der Weg. Die Waldregion



Nebeltreiben am Tribulaun

Phot. H. Kretschmer

liegt bald hinter uns. Dürftiger wird das Gras, zwischen den Geröllhalden taucht hier und da schon ein Schneefleck auf, und gegen Mittag stehen wir vor der italienischen Tribulaunhütte. Der Kampf zwischen den Wolken und der Sonne ist inzwischen entschieden. Die Wolken haben, wie so oft im Gebirge gesiegt. Von der ganzen Pracht dieses Erdenfleckleins ist wenig zu sehen. Die steilen Wände ringsum sind in graue Wolken gehüllt, und selbst der Sandessee, der nur wenige Meter von der Hütte entfernt liegt, ist kaum zu erblicken. Rasch vergeht der Nachmittag in der kleinen, gemütlichen Bergsteigerhütte. Draußen heult der Sturm, daß die Schindeln klappern und die Spanndrähte vibrieren. Auch innen in der Hütte wird es bald ungemütlich. Durch alle Fugen und Ritzen pfeift der kalte Bergwind, und so werden denn zeitig die Fensterläden geschlossen, und dann werden noch die Wände mit dicken Decken verhängt. Un-

ter der düsteren Öllampe geht es dann noch recht lustig zu. Schnadahüpfeln und Wiener Walzer schallen aus meines Freundes Mundharmonika durch den kleinen Raum, und dann wird noch von Bergen und Bergerlebnissen geplaudert. Der Hüttenwirt, ein alter Bergführer erzählt vom Berge draußen. Von Menschen spricht er, die er hinaufgeführt hat und die begeistert waren von der erhabenen Felswildnis dieses Berges. Aber auch von denen spricht er, die ohne Führer hinaufstiegen und sich den Gipfel erkämpften. Und er ist ihnen kein Feind, den Führerlosen, wenn gleich er begreiflicherweise die Touristen, die ihn als Führer nehmen, lieber sieht.

Vor dem Schlafengehen trete ich noch einmal hinaus vor die Hütte. Kalt ist es hier. Das Thermometer zeigt 2 Grad Kälte, und noch immer jagt der Nebel durch das Hochtal. Auf dem Sandessee schwimmen einige große Eisschollen und Bergdohlen

flattern Fräbchend durch den grauen Nebel Alles ist grau und schwarz. — Aber dann zerreiBt doch plöglid für kurze Augenblicke der Nebel. Eine Felswand taucht auf, eine senkrechte, hohe Felswand. Mehrere hundert Meter wuchter sie in die Höhe. Immer mehr von dem grauen und schwarzen Gestein wird sichtbar. Einige weiße Schneeflecke leuchten daraus hervor, und dann ist auf einmal die ganze siebenhundert Meter hohe senkrechte Wand des Tribulaum zu sehen. Und über dem Gipfel schimmert ein Sternlein. Verheißung dem Bergsteiger, der sich morgen hinauf wagen will zum stolzen Felsenhaupt? Aber schon fällt wieder der Vorhang über das packende Bild. In grauen Nebel gehüllt sind wieder die Berge.

Zeitig bin ich am nächsten Morgen wieder wach. Mein erster Blick geht zum Fenster hinaus. Grau ist es draußen, undurchdringlich grau. Und noch immer heult der Sturm und peitscht dabei noch Regen und Schnee vorm Fenster vorbei. Also lege ich mich wieder auf die Matratze, ziehe die Decke über die Ohren und schlafe weiter. Als ich aber nach einer Stunde wieder zum Fenster hinausblinzele, traue ich meinen Augen kaum. Der Blick ist frei bis hinüber zu den hohen Felswänden. Der Nebel hat sich verzogen, und durch die Wolken schimmert auch schon der blaue Himmel. Rasch wecke ich meinen Freund, und bald schleichen wir uns leise in die Küche. Hier brauen wir uns einen Morgenkaffee, schieben uns ein Stück Schwarzbrot zwischen die Zähne, und dann geht es hinaus, gipfelwärts.

Der Wind pfeift durch die Knochen, aber uns kann's recht sein. Der alte Kletterfilz wird fest auf den Kopf gestülpt, die Hände werden wie immer, in den Hosentaschen vergraben, und der Eispickel unter den rechten Arm geklemmt. Und dann springen wir in langen Sätzen über die Felsblöcke und pfeifen uns ein Liedlein dazu. Das ist der Aufbruch zu froher Bergfahrt.

Durch eine kleine Mulde fahren wir ab auf hartem Schnee, und dann geht es einen steilen Geröllhang hinauf, und schon stehen wir vor der großen Wand.

Die Kletterei beginnt. Das Seil wird aufgerollt und angelegt. Der Eispickel hängt an einer Schlaufe am rechten Handgelenk. Am steilen Fels steige ich empor. Eine Seillänge, also fast 30 Meter bin ich schon hoch, als ich merke, daß es hier nicht weiter geht. Also nochmals zurück. Nicht gerade ermutigend ist der Anfang. Dazu sieht der Himmel schon wieder so grau aus, und die Steine poltern bei jedem Schritt. Bald stehe ich wieder unten, und dann schauen die zwei wieder nach oben und suchen die beste Anstiegsmöglichkeit. Beim zweiten Versuch habe ich mehr Glück. Auf nicht allzu schwerem, aber sehr brüchigem Fels klettere ich empor, mein Freund Sepp folgt mir am Seil. Nach der Wand überwinden wir einen kurzen, aber scharfen Grat, und schon haben wir die erste Etappe hinter uns. Dann stapfen wir ein langes steiles Schneefeld hinauf. Weich ist der Schnee, und anstrengend ist das Aufwärtssteigen. Weiter oben wird der Schnee härter, und kurz vor dem Ende der Schneezunge muß der Pickel auch noch ein Duzend Stufen in den Firn kratzen. Dann steht wieder eine graue, hohe Felsmauer vor uns. In einem Kamin steige ich hoch, dann wird der Rucksack nachgezogen, und dann kommt wieder Sepp, mein Bergfreund. Weiter geht es in dieser Reihenfolge. Dann wird der Fels leichter, bald weht von oben her ein kalter Wind, und wir haben das Sandesjoch erreicht. Der Rucksack fliegt auf den Stein, Seil und Pickel daneben; rasten wollen wir hier. Die Hälfte des Weges liegt hinter uns.

Herrlich ist der Blick hinauf nach dem Gipfel, der sich wuchtig und imposant vor uns emportürmt. Um die mächtigen Felsflanken ziehen die Wolken und dort, wo die Dolomiten sein müßten, brodeln die Nebel.

Unten, ganz klein schon, liegt die Hütte, und daneben schimmert schwarz-grün der Sandessee. Und dort stehen Menschen und winken, winken herauf zu uns, denn sie sehen uns, weil wir uns hier oben am Joch ganz klar vom Himmel abheben. Wir aber können von oben nicht erkennen, wer die Menschen sind. Aber wer soll es auch sein? Der Hüttenwirt, die Toni und die Marie, die uns das gute Essen kochen und den roten Wein kredenzen, und dann wird wohl noch meines Freundes Gattin dabei sein. Wir winken wieder, und Sepp winkt sogar sehr, sehr eifrig, und denkt dabei wohl an die Frau, „die ihn niemals vergißt“. Und dann erklärt er, er würde warten, hier auf dem sturmumbrausten Sandesjoch, bis ich wieder zurück wäre vom Gipfel. Ich jedoch spüre keine Luft, jetzt einige hundert Meter unter dem Gipfel umzukehren. So greife ich denn zum Seil, zum Eispickel, drücke dem Freund die Hand und gebe meinen Weg allein weiter. Zunächst ist der Grat schön breit, dann aber kommt eine scharfe, hartgefrorene Firnschneide, wo es rechts und links steil hinunter geht. Ein paar Schläge mit der Eisart, und auch diese Stelle wird überwunden.

Dann aber ist wieder der Nebel, dieser größte Feind der Bergsteiger da. Lange muß ich suchen, bis ich den Kamin, durch den der Gipfel zu erreichen ist, gefunden habe. Endlich aber sehe ich doch ein Drahtseil über einen Felsüberhang herunterhängen. Der Einstieg zum Kamin liegt vor mir. Links neben dem nassen, verrosteten Seil steige ich nun hoch, hinein in den Kamin. Aber kaum habe ich einige Meter Höhe erreicht, da höre ich auch schon über mir ein fernes Poltern. Ganz leise ist es noch, aber es ist ein Ton, der das Herz einige Takte stillstehen läßt. Himmlische Musik ist es, gut, nur zu gut ist sie mir bekannt, die Ouvertüre zu schon manchem Bergsteigerschicksal: Steinschlag. Und gerade

über mir poltert und rauscht es. Ich stehe unten im Kamin, durch den alle Steine kommen, kommen müssen. Fieberhaft, angestrengt lausche ich nach oben. Schon ist mir's, als ob die Geräusche verstummen, als plöglid gerade über mir erneut ein Knattern und Splintern und Dröhnen beginnt. Schnell verkrallen sich die Finger im Fels, die Füße finden auf einem schmalen Sims einen Halt. Ganz an die Felswand angepreßt ist der Körper, der Kopf ist in einen Felsriß hineingeschoben, durch den das Wasser leise plätschert und gluckert. Und hinter mir rasselt brüllend und zischend die Steinlawine in die Tiefe, ein gewaltiges Fortissimo in der Sinfonie des Hochgebirges. Dann ist's vorbei. Schwächer und schwächer wird das Geräusch der aufschlagenden und zersplitternden Steine, und dann ist es wieder ganz ruhig. Wieder kriechen die Nebel um die gewaltigen Felswände und Pfeiler, und wieder ist das langgezogene Heulen und Johlen des Windes zu hören. Langsam lösen sich die verkrallten Hände vom Fels, und dann schaue ich rückwärts, dorthin, wo es viele hundert Meter senkrecht hinunter geht in die Tiefe, dort, wo die Geröllhalden sind, auf denen auch die Steine, die soeben hinter mir hinuntergefeßt sind, zur Ruhe gekommen sind. Die Gefahr ist vorbei, ein Freudenschauer durchrieselt den Körper. Weiter geht es. Doch die Warnung war nicht umsonst. Den kurzen Schal schiebe ich unter den Hut, damit die Wucht etwaiger kleiner Steine verhindert wird. Auch aus dem Kamin steige ich heraus. Eine lustige, lustige Kletterei über die freie Wand beginnt. Bisweilen bröckeln kleine Steine unter den Händen und Füßen ab. Dann wieder läßt sich von oben her ein Knattern vernehmen. Aber immer rauscht der Steinschlag rechts oder links an mir vorbei. Bisweilen huschen Nebel über die Wände. Dann wieder ist es klar, und herrlich ist die Fernsicht. Tief, tief

unten, fast 2000 Meter tiefer liegt der Ort Innerpflersch. Winzig klein sind die Häuschen, die Kirche, der Friedhof. Wie ein kleines, schmales Silberband windet sich der schäumende Bergbach durch das Tal. Bald aber merke ich, daß ich mich versteigen haben muß. Zu weit in die Südwand, in die hohe, senkrechte Wand des Pferscher Tales bin ich gekommen. Aber auch hier ist das Klettern nicht allzuschwer, wenigstens es manchmal verteuft tief hinunter geht. So lege ich denn, um wenigstens für den Abstieg vorzuforschen, kleine rote Zettel als Markierungspapier ab und zu auf den Fels. Diese mit Steinen beschwerten Zettel sollen mir dann den Abstieg zeigen. Meter um Meter Höhe wird bezwungen. Manchmal, wenn es gar nicht weiter gehen will, wenn alle Griffe abbröckeln, da wird ein wenig verschnaust, da sucht das Auge erst nach einer günstigeren Stelle, und da wird mir auch wieder die Tiefe bewußt, über der ich nun schon hänge. Die riesigen, unheimlich mächtigen Selsquader, die sich zum Himmel türmen, die dunklen, gewaltigen Risse und Schluchten im Gestein und der düstere, graue Himmel geben ein Bild von erdrückender Wucht. Dann aber, als ich gerade wieder meinen Kopf über einen Selsblock schiebe, da traue ich meinen Augen kaum. Keine senkrechte Selswand ist mehr über mir, nur ein breiter fast ebener Grat ist zu sehen. Und dann ragen einige übereinander geschichtete Selsplatten, der Steinmann, das Gipfelzeichen empor. Rasch eile ich hinüber, und schon schallt ein Juchzer, ein lauter, froher Juchzer ins Tal, und vom Sandesjoch kommt aus meines Freundes Kehle das Echo herauf. Unten an der Hütte stehen auch Menschen und winken mit weißen Tüchern. Aber dann schaue ich auch weiter, weiter hinaus in die Ferne, hinüber nach dem Habicht und noch weiter nach den Gletschern der Stubai Alpen, meinen nächsten Zielen. Aus grauem

Dunst heben sich die Dolomiten hervor, und drüben in den Zillertälern ist Sonnenschein. Herrlich ist der Blick, hoch oben von meiner 3102 Meter hohen Warte, aber nur von kurzer Dauer. Dann brodeln wieder die Nebel. Schon verschwinden die Hütte, der Sandessee, dann das Joch, und dann stehe ich auf meinem Gipfel wie auf einem hohen Selsriff in der Brandung des Meeres. Und dann, dann ist alles grau, tonlos grau — Nebel.

Der Abstieg kommt. Hinunter muß ich wieder ins Tal. Langsam klettere ich Meter um Meter tiefer. Eintönig ist der Abstieg im tiefen Nebel. Immer und immer sind es dieselben Bewegungen, das Abtasten der Felsen, das Wegräumen der lockeren Steine und Klimmzüge ohne Zahl. Ab und zu taucht ein roter Zettel auf, das von mir gelegte Markierungspapier. Das ist dann stets ein Lichtblick; der Weg ist noch richtig. Manchmal bohren sich aber auch die Augen vergebens in das graue Nichts. Dann heißt es wieder ein Stück aufwärts steigen, und dann beginnt ein neues Suchen nach der richtigen Abstiegsroute. Gefahrlos erscheint der Weg. Von der Tiefe ist nichts zu sehen. Nur wenige Meter Sels ringsum kann ich erblicken, dann ist alles grau — Nebel. Im Geist aber sehe ich eine Wand, eine himmelhohe, senkrechte Wand, um die die Wolken ziehen, nein schleichen. Und daran klebt ein Mensch, langsam klettert er tiefer. Und dieser Mensch bin ich. — Schon knattert wieder ein Stein in die Tiefe. Bald ist er den Augen entschwunden, aber noch lange hört man das Aufschlagen am Fels. Tief, tief geht es da hinunter.

Aber auch die längste Kletterei hat einmal ein Ende, und so erreiche auch ich wieder den Ausstieg aus dem Kamin. Am Drahtseil, das wie die Steine daneben starke Blitzspuren aufweist, rutsche ich hinunter, und somit liegt der schwierigste Teil der Kletterei hinter mir. Den Hut ziehe ich

vom Kopf, und — schon fliegt mein schöner Schal ins Bodenlose. Also heißt's auch hier noch aufpassen.

Nach wenigen Minuten stehe ich wieder am Joch, und dann halten wir zwei, Sepp und ich, eine richtige Rast.

Aber weiter müssen wir, tiefer hinunter, ehe es Nacht wird. Im Fels kommen wir schnell vorwärts, das sind wir ja gewohnt. Das lange Schneefeld jedoch macht uns viel zu schaffen. Die Stufen von heute morgen sind spurlos verschwunden, und der Schnee ist hart. Jeder Tritt muß erst einzeln mit dem Eispickel herausgekratzt werden, und das erfordert viel Zeit. Bald wird es auch finster. Der Nebel hängt überall im Gewänd, und die Kälte macht sich bemerkbar. Von wilder Erhabenheit ist die landschaftliche Szenerie. Graue Nebelgespenster schleichen geisterhaft über ein steiles Firnfeld, an dem zwei winzige Menschlein, durch ein Seil verbunden, langsam abwärtssteigen. Duster, schwarzgrau ist es über und neben uns, überall dort, wo die hohen Selsmauern hinter dem grauen Nichts sich emporrücken. Nur nach unten zu ist der Nebel hell, milchig weiß, dort, wo es hinunter geht in

die Tiefe, dort, wo die Schollen, die unser Eispickel losschlägt, hinunterrasseln.

An dem Kleinen Grat heißt es noch einmal alle Energie zusammennehmen, noch müssen wir ein Stück steilen Fels hinuntersteigen im Dämmerlicht der kommenden Nacht. Dann aber wird das Seil zusammengelegt, und auf einem kurzen Schneefeld fahren wir ab in eine kleine Mulde hinein, und bald stehen wir wieder vor der Hütte, aus deren Fenstern uns schon ein Lichtschimmer entgegenblinkt.

Über das Bergland senkt sich wieder die Nacht.

Mondnacht im Hochgebirge!

Die Nebel zerreißen, und der Wind peitscht sie, daß sie im Nichts zerfließen. Wuchtig und flotzig ragen die Selskolosse ringsum in den Nachthimmel hinein. Hoch oben steht der Mond und gießt sein silbernes Licht über Berge und Täler. Die Schneefelder funkeln und gleißeln. Im Wasser des Bergsees spiegeln sich die Sterne, und aus dem Schornstein der Hütte quillt bläulicher Rauch. Jergendwo im Gewänd poltert ein Stein. —

Bergeinsamkeit! —

Buckelkrax

Fritz Müller-Partenkirchen

Der Prarmaier ist ein Bergführer. Der Riffel ist ein Führerberg. Ein Salonberg mit Kaminen, die so ausschauen, aber keine sind. Mit wildtuenden Sandreißern und mit Klettergriffen, eigens für die Fotografen. Ein Berg, der auf der „Wiesen“ beim Oktoberfest, umbrandet von Tausenden von Hektolitern, von Bratendeln und von Streckelräschen, mit Tschindera und Tschindrabum einen Massenauftrieb hatte, für zwanzig Pfennig Eintrittsgeld. Der Prarmaier muß verdienen. Auch wenn

er's nicht so nötig hätte: Führervorschrift ist, man habe jeden Fremden, der's bezahlt, zu führen.

„Auch zu tragen?“ hat er sich erkundigt.

„Im, es käme auf den Fall an.“

Der Fall von heute früh war so gestellt: „Na, man los, Verehrter, auf die Warensteine!“

Der Führer schaute sich den Mann an:

„Die sind gar nicht leicht, Herr.“

Der andere blätterte im Buche: „Schön, dann auf die Alpspitze!“

„Die hat ihre Mucken.“
„Mucken? Glichen, nich wahr? Glichen usn Berche? is doch nichts dabei, Verehrter!“
„Sie sind dabei!“
„Ich? Ich bin doch keene Gliche?“
Prarmaier schätzte das Gestell ab. Fast hätte er was Spöttisches gesagt. Aber dann ginge ihm die Führung in die Binsen. Also sagte er: „Wie wär' es mit der Riffel?“
„Riffel, Riffel? Kamine da?“
Der Führer nickte.
„Klettergriffe, was?“
Der Führer nickte.
„Samos, famos! Was das für Eindruck macht, wenn ich berichte: Klettergriffe und Kamine!“
Es käme auf die Griffe an: dann auch: an wen's berichtet würde.
„Meinen Freunden selbstverständlich — drüben auf dem Eibsee — hier, den Rucksack tragen Sie — was sagen Sie zu meinen neuen Nagelschuhen, he?“
Es käme weniger auf Schuhe an, als wer in ihnen stecke.
Bitte sehr, er sei doch nicht von Pappe. Es sei auch das erstemal, daß er, Herr Hönicke, einen Berg besteigen habe wollen —
„Bsteign wolln is net bstiegn ham“, brummte der Führer, schulterte den Rucksack, machte fehr und sagte: „Kemman S'!“
Kemmans? was das wäre?
„Mir is's — werdn soll's erst was — kemman S'!“
Da kam Herr Hönicke. Er kam durch Partenkirchen, kam durch Garmisch, kam durch Greinau hinterhergetrotter, stieg ein Stück noch aufwärts hinter Hammersbach, dann aber blieb er stehen und versuchte es auf bayrisch: „Hammers bald?“
„Hammersbach!“ verbesserte der Führer.
„Ich meine, ist es bald zu Ende?“
„D' End? 's hat no gar net anfangt, d' Riffel — kemman S'!“
Er kam durchs Höllental, hinauf hinab,

hinauf hinab, es winkte eine Hütte: „Jetzt haben wir's —?“
„ — angefangen“, nickte der Führer zurück.
„Kemman S'!“
„Tee, ich komme nich mehr!“
Prarmaier kannte das und wußte: Gar nichts sagen, weitergehen.
„He, Verehrtester, meinen Rucksack wenigstens müssen Sie mir zurückge —“
„Muß ich über d' Riffel auf'n Eibsee umtragen, i woas' scho“, sagte Prarmaier und stampfte aufwärts.
Hönicke stampfte seinem Rucksack nach. Es wurde steiler, immer steiler.
„Tu aber Schluß, Verehrtester!“
„D' Hälfte hätten ma.“
„Ich verzichte auf die andere Hälfte!“
„I net“, sagte der Bergführer rubig. Was das heißen solle? Zu verzichten habe er, der Herr, und nicht der Führer!
„Des sag ja i: I verzicht net!“
„Sie haben zu verzichten!“
„I hab Kahna z' führn, hab Kahna über d' Riffel auf'n Eibsee z' bringen, dafür wer' i zahlt, dafür krieg i mei Tax.“
„Sein Sie kein Grosch, Mann, ich zahle Ihnen die ganze Taxe für den halben Weg!“
„Was Ganz's für was Halbs? I bin kei Schwindler, Herr — kemman S'!“
Ächzend, schnaufend, schimpfend, jammernd kam er. Jetzt begann so etwas, was von fern wie eine Kletterei ausah.
„Hören Sie — so hören Sie doch — ich zahle Ihnen Übertare, wenn wir umkehren!“
„Mir werd umkehrt. Über d' Riffel bring i Kahna. Jetzt is des an Ehrensach.“
„Erlauben Sie: die meine oder Ihre?“
„Die mei' — kemman S'!“
„Ihre Ehrensache? — ist ja lachhaft!“
Der Führer ließ ihn vorgehn, stupfte ihn mit dem Bergstock: „A bissl Fitzeln, damit daß S' besser lachen können!“
Endlich war die Riffel überschritten. Jetzt kam die erste Stelle, wo man, wenn es etwas glitschig war wie heute, seine Sinne

beieinander haben sollte,
Hönicke sackte ab. Hönicke umklammerte einen Schroffen. Hönicke behauptete, ihn schwindle.
Der Führer überlegte. Zurück war's jetzt noch schwerer. Also vorwärts. Er versuchte es mit einem alten Mittel. Grobheit: „Reiß di' zamm, Kerl damischer!“
Hönicke erzürnte. Hönicke bekam wieder Sarbe. Hönicke wurde ans Seil genommen. Wieder ging es eine kleine Strecke weiter. Jetzt versuchte es der Führer mit Ermunterung: „Halten S' aus, bald hamma 's bald.“
Aber Hönicke sank abermals zusammen. Trotz des Seiles ging er nicht mehr weiter. Auf eine jämmerliche Weise fing er an zu fluchen und zu weinen. An einem Schiefblick merkte es der Führer: Mitleid schinden. Da packte den alten Bergführer der Ekel. Schweigend holte er das Seil ein. Schweigend lud er ihn auf seinen Rücken. Schweigend litt er's, daß er sich wie eine Zecke ihm um Hals und Lenden krallte. Schweigend, schwer atmend, schritt er weiter mit der matten Last am Rücken.
Jetzt kamen freilich Stellen, wo man einzeln gehen mußte, sollte auch für einen guten Führer nicht Gefahr entstehen, wenn der Mann auf seinem Rücken die geringste Wendung machte.
„Wenn S' jetzt wieder selber gangeten, Herr Hönicke?“
Der wimmerte nur. Der fing zu beten an. Der klammerte sich nur fester. Seine Nägel drangen ihm ins Fleisch.
Da biß der Alte seine Zähne aufeinander. Hände, Füße seines „Herrn“ riß er auf seinem Leibe fast auf einen Punkt zusammen und das eigne Leben schlug er in die Schanze . . .
Eine Stunde lang. Ach wie lang ist eine Stunde, grausig lang . . .
Dann war es überstanden. Der Führer verschnaupte: Jetzt würde Hönicke doch

selbst verlangen, wieder abgesetzt zu werden. Er verlangte nichts. Er hatte sich's behaglich auf dem Rücken eingerichtet. Man konnte ja dem Rücken dann ein Extratrunkgeld geben.
Weiter schweigend schritt der Führer mit der Last zu Tal. Immer breiter wurde jetzt der Weg. Nun war's beinahe eine Straße.
Abermals verschnaupte der Führer und sah rückwärts: Jetzt?
Nichts.
Wieder eine Viertelstunde: Jetzt?
Nichts.
Da ergrimimte er. Etwas bisher dunkles, wie es weitergehen würde, ward ihm hell und klar.
Hell ward's plötzlich auch im Kopf des Hönicke. Das Grandhotel vom Eibsee rückte nah und näher: Saßen da nicht seine Freunde jetzt beim Abendessen? Seine Freunde, die's ihm niemals glauben hatten wollen, daß er eine Hochtour machen könne. Seine Freunde, denen man jetzt gar erzählen könnte, daß man ohne Führer da herabgekommen wäre? Man hätte ja nichts weiter nötig, als den Menschen da noch vorher abzulohnen und auf einem andern Wege heimzuschicken — möglichst ohne allzugroßes Trinkgeld.
„Heda, guter Mann, jetzt stillgestanden!“
Der Führer stand nicht still.
„Können Sie nicht hören!“
Der Führer hörte nicht.
„Zum Donnerwetter auch, ich will herunter!“
Weiter schritt der Führer.
Jetzt versuchte es der droben abzugleiten. Aber plötzlich fühlte er die Hände und die Füße vorne blitzschnell vom Seil umschlungen, festgeknötet.
„Mensch, Sie unterstehen sich —!“
Trapp trapp, trapp trapp.
„Mann, ich zeig' Sie an!“
Trapp trapp, trapp trapp.
„Lieber Mann, ich bitte Sie — lieber

Mann, ich bitte Sie sehr — ich bin bereit, das Trinkgeld zu verdoppeln — zu — zu verdreifachen —“
Trapp trapp, trapp trapp.

— — — — —
An der Tafel in dem großen Speisesaal ging es hoch her. Reden auf die Berge stiegen. Lachen scholl und Gläser flangen, Schaumwein perlte —
„Ob der Hönicke wirklich seine Hochtour —“
„Schade, daß er jetzt nicht da ist —“
„Da habts 'n!“ grollte es vom Eingang.

„Da habts 'n!“ dröhnte es im Weiter-schreiten der Genagelten auf dem Parkett.
„Da habts 'n!“ schrillte es, indem ein Führermesser blitzend einen Doppelknoten durchschnitt.

„Da habts 'n!“ loderte der Bergzorn auf des Alten Stirne.

„Da habts 'n! — solche müssen mir führen! — für solche müßten mir 's Leben einsetzen — da habts 'n — habts 'n — 'n — 'n — 'n!“

Eine zappelnde Last flog auf die Tafel, daß sie flirrte.

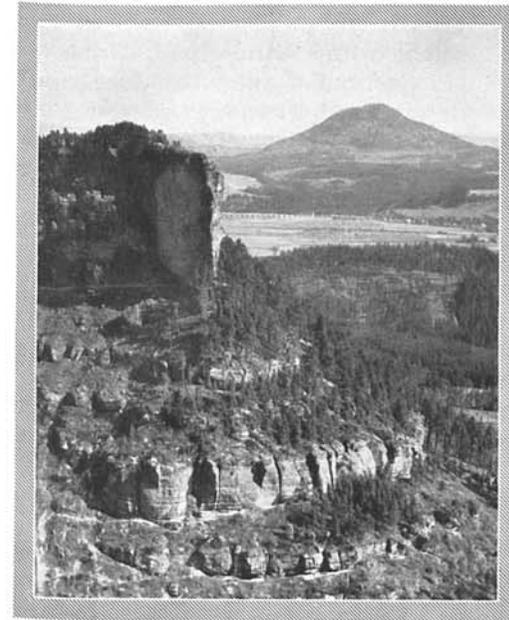
Verstiegen

Rudolf Fehrmann

*Noch eine Nacht!
Wenn ich dann das Biwak überstand.
Ergreife ich doch noch des Gipfels Rand
Und schaue befreit übers schimmernde Land
Am kommenden Tag.*

*Und noch eine Nacht!
Dann dringen die Retter zu mir herauf.
Zur Stunde schon brechen vom Tale sie auf.
Noch wendet sich glücklich des Schicksals Lauf.
Am kommenden Tag.*

*Und die letzte Nacht —
Hörst Du des Kirchleins Glocken gehn?
Hörst Du gebrochen die Mutter fleh'n:
O, gäb es noch einmal ein Wiederseh'n
Am kommenden Tag . . .*



Beckstein
Phot. W. Hahn. Dresden-A 24.

Die Kante

Heinz Weber

Das Leben wird nicht dadurch ge-frönt, daß es sich erhält, sondern dadurch, daß es sich aufs Spiel setzt.

Richard Bie.

Eine Mauer . . .
ein Gipfel . . .
eine Kante . . .

Dort, wo der ungeheure Basaltrücken des Großen Winterberges nach Süden zu absinkt, wo nach Osten hin das flache, mit Buchenwald bedeckte Steinfeld von Schlüchten und Klüften zersplittert und ausgefägt worden ist, wo von der Spur des Fremdenweges der Wanderer eintauchen kann in die ernste Einsamkeit des Großen Hschandes, dort zwischen Winterberg und Kamnitztal

türmt sich eine Riesenmauer trotzig und unnahbar auf.

Aus den lichtgrünen Dächern der ragenden Buchen am Grenzweg trittst Du hervor Wanderer, überschreitest eine Wiese, die von Tannen eingefäumt, ein stilles Dasein träumt und findest nach einem Abstieg über Blöcke und morschende Stämme einen Pfad, der unter den Abstürzen der Gigantenmauer hinläuft. Jetzt neiden Gesetze und Verordnungen dem stillen Sucher den Genuß, das Wort: „Verbotener Weg!“ schreit allerorts Dich an und glücklich kannst Du Dich nennen, bist Du am Ende Deiner Wanderung unbehellig geblieben. Du umwanderst Riff um Riff, querst im riesigen Bogen die tiefen ausge-

waschenen Kessel, die aus den Klüften vom Winterberg kommend ins Kamnitztal hinabstürzen. Du schaust das Silberhorn, Du schreitest hoch über der dürren Biele durch grüne Tunnel, in die das Licht hereinflutet, feck recken sich die Huschenwächter oben auf schmaler Plattform. Du lächelst, liest Du auf der Karte Namen wie Matsfeldgrund, doch immer wanderst Du in Kreisbogen unter den Abstürzen, die Auerhahn- und Langegrundwände heißen. An der Kühnen Säule des Prebischkogels findet dann im Trubel und Lärmen der Sonntagswanderer Dein Gang durch die einsamen Wände und Kessel ein Ende. Du fällst in schnelleren Schritt, dem Zug der Schulklassen oder Geselligkeitsvereine zu entgehen und bist dann wieder auf den bequemen Weg der nach der Rainwiese führt.

Noch einmal tut sich ein ungeheurer Kessel auf, noch einmal sinken die Hänge in furchtbarer Steilheit abwärts, noch einmal schaust Du das Gefüge, die Architektur der Gigantenmauer.

Und dann erblickt Dein suchendes Auge einen Felskörper, einen Gipfel, der einem Schiffsbug ähnlich sieht. Die Säule des Prebischkogels, der Kolos des Einsers vermögen Dir nicht das zu zeigen, das sprunghafte Hinaufschließen der Felsflanken in daß Himmelsblau. Das kannst Du nur empfinden an dem Gipfel der Westseite der Festung, wie den burgähnlichen Bau, der auf seinem Scheitel noch Jägerhorn und Zuckerturm trägt, man genannt hat. Da liegt im prallen Sonnenlicht, umflossen von zitternder Mittagsbize die Wandflucht der Flügelwände vor Dir. Bläulicher Dunst weht sich um Fels und Wälder, aber abseits von Sonnenglanz, abseits von schneidendem Wintersturme, gleichgültig, windet sich ein zappelnder, fribbelnder Menschenwurm an seinem Fuß oder schlägt tiefste Einsamkeit ihren Mantel um seine Wände: unsagbar kühn und stolz reckt sich der Beck-

stein in den Himmel . . .

Wie ein riesiges Prisma entwächst das schroffe Felsriff seinem Sockel, der, durch drei Felsterrassen zerlegt, die Fundamente eingräbt in die Tiefen des Prebischgrundes. Eine messerscharfe Kante senkt sich herab bis an den Steig, der in vielen Windungen hoch über Wäldern und Feldern sich hinzieht. Die Kante schwingt sich auf, von Überhängen und Bändern unterbrochen, fast senkrecht steht sie über Dir, trittst Du an ihren Beginn. Dein Auge wird geblendet, läßt Du es an der Trennungslinie zwischen tiefem Himmelsblau und gelbem Gefels ihrer Schneide auf- und niederirren . . .

Ganz nahe trittst Du heran, versuchst vielleicht den Einstieg und schüttelst, oft nicht ohne stilles Grauen, den Kopf, wenn Du hörst, daß vor mehr als zwanzig Jahren zwei Männer sich über diese Kante den Weg zum Gipfel des Becksteines erzwingen. Dein Blick gleitet an der Wegführung entlang, sucht in den Rissen und Spalten den Verlauf und bleibt dann hängen, dort, wo über einer Birke, die in der Südwestwand allem Wind und Wetter zum Trotz ihr Dasein lebt, wo also über jener Birke ein riesiger Überhang, dachfimsartig geformt, das Gipfelbild abschließt.

Darüber hinaus vermag Dein Auge nichts mehr zu erspähen. Dich schmerzt der Hals, weil zu lange Du emporstarrtest. Dann gehst Du vielleicht weiter, uneins mit Dir, wie Du das Tun derer bezeichnen sollst, die mit Seil und Kletterschuh dieser Kante sich nahen.

* * *

Seit Jahren wanderte ich, sooft im Bereiche des Prebischtores ich fletterte, den Gabrielensteig entlang und kostete den Genuß aus, der für mich darin bestand, den Beckstein und seine Westkante zu betrachten. Drohend und grimmig erschien mir der Kolos, aber nicht zum Schweigen zu

bringen stieg in mir der Gedanke auf, einmal über diese Kante zum Gipfel zu gelangen. Die Schwierigkeiten sind derart, daß es mir niemals vergönnt sein konnte, als Führer einer Seilschaft diesen Kletterweg zu durchsteigen und ich beschloß, immer mit einem merkwürdigen Gemisch von Abwehr und Sehnsucht, gemeinsam mit meinem Freund Herbert Deslie das Problem zu lösen. Er hatte die Kante schon mehrfach bezwungen und verfügte dergestalt über umfassende Kenntnis, sodaß ich mir hätte keinen besseren Kameraden wünschen können. Wir kamen überein, an einem stillen, ruhigen Tage, unbeeinträchtigt vom Lärmen und Starren der Menschenherde, die Westkante des Becksteines zu erobern. So geschah es . . .

Ein strahlender, fast unvermutet heißer Septembertag fand uns am Einstiegsblock der Kante. Das Seil ward ausgebreitet, klappernde Karabiner an Seilschlingen umgehängt, ein Händedruck, dann stieg Herbert an. Mit raumgreifenden Spreizschritten gewann er die Kante. Mit der Linken umfaßt er den scharfen Felsgrat, die Rechte stützt nach und so, den Körper immer etwas von der Wand entfernt haltend, erreicht er einen Absatz, wo unter dem folgenden Überhang eine Seilschlinge gelegt wurde. In schleichenden Bewegungen schiebt sich lautlos der Körper aufwärts. Nur ab und zu wird die Stille unterbrochen vom Klappern des Karabiners, vom schürfenden Tasten des Kletterschubes, vom Schaben des nachfolgenden Seiles. Jetzt steht er an der schwersten Stelle des gesamten Weges. Minutenlang auf winzigen Tritten stehend, versucht Herbert einmal links, dann wieder mehr rechts anpackend, die Schwierigkeiten zu meistern. Zwei Finger sich in winzige Löcher einfallend, sind auch zu schwach, einen schweren Körper hochzuziehen.

Ich blicke aufwärts und gewahre vom Freund nur das Hinterhaupt und die Sohlen

seiner Schube. So senkrecht steht er über mir und ringt noch immer mit dem Gegner. Dann mit zwei, drei gewaltigen Klimmzügen hat er ihn überwunden und erreicht einen Zacken, mit Hilfe dessen er sich auf ein winziges Band zieht. Er meint, das sei wirklich die schwerste Stelle und seiner Meinung nach müsse ein entscheidender Griff ausgebrochen sein. Mit diesem recht ermutigenden Bescheid steige ich nun an. Im Nu bin ich an der Seilschlinge, entferne sie und erblicke über mir Herberts Haarschopf. Hinauf! denke ich und fühle wie immer schwerer und ungangbarer die Kante wird. Ich kann es nicht verhindern, daß mein Herz in rasenden Schlägen klopft, daß es Zähne zusammenbeißen heißt, will ich zum Freund gelangen. Aber es kostet entsetzlich viel Kraft und endlich nach einem gewaltsamen Emporreißens des Körpers umfasse ich den Zacken und kriechen neben den Freund.

Hier sitzen wir nun auf stuhlbreitem Band. Die Füße hängen an der Wand herunter und wir überdenken, daß es gut sei, daß jetzt schon das Schwerste hinter uns liege. Denn der Weg ist noch lang und der Anstrengungen sind noch viele, bevor wir den Gipfel erreichen. Eine Weile sitzen wir beisammen, dann geht Herbert von mir gesichert weiter. Er richtet sich auf, weit legt sich sein Oberkörper nach außen, tief treten die Füße unter dem Überhang an. An zwei recht fragwürdigen Zacken hängt er jetzt, zieht sich an, kratzend treten die Füße nach, das Seil schaukelt heftig, dann ist er meinem Blick entschwunden. Er wendet sich jetzt der Birke zu, die hoch oben über mir mit ihren Zweigen auf mich herniederfieht. Unablässig gleitet das Seil durch meine Hände, schabt am Überhang entlang und dann und wann hüpf springend ein Steinchen an mir vorüber in die Tiefe . . .

Mein Auge gleitet über die Landschaft, die jetzt im dämmernden Abend versinkt. Die

Sonne ist umlagert von düsteren Regenwolken, aber ihre Strahlen umsäumen die sich ballenden Massen und legen goldene Ränder herum. Felder und Wälder liegen in breiten Flächen düster und dunkel da, dann wieder aufgehellte, glühend und lodern im durchbrechenden Sonnenlicht. Da schwingt sich ein Berg um den anderen am Horizont empor, die Tafelberge steigen auf und versinken dann wieder wie die Wälder vor ihnen im bleiernen Dunst.

Längst sitze ich schon und bin höher als die Wipfel der höchsten Tannen und Sichten, ungehindert vermag der Blick ein wunderbares Bild zu schauen. Die edle Kuppel des Rosenberges, das riesige, sargähnliche Bergpaar der Schirnsteine, die Steine um Tummersdorf herum, dazu die ineinandergeschachtelten, verschlungenen Walddecken, die das Kamnitztal umsäumen, der Sockel, dem der Winterberg aufsitzt und darunter die endlose, immer gegliederte, unterbrochene Riesenmauer von der Silberwand bis zu unserer Kante . . .

Ich bin ins Sinnen geraten und in der Stille, die mich umgibt, beginnt eine Saite zu schwingen und harft eine sehnüchtige Melodie. Vor meinen Augen steigt ein stolzer Mund auf, schauen mich zwei dunkle Augen an . . . zum Teufel, was habe ich im Sels mit Mund und Augen einer Frau zu schaffen?

Aber gleich darauf bette ich mich wieder hinein in die Stimmung grenzenloser Sehnsucht. Die Saite schwingt wieder und Sehnsucht nach dem Fernen, Unbekannten, wo Drang und Unruhe unserer selbst Frieden finden sollen, befällt mich . . . Ich finde nicht weiter . . .

„Nachkommen!“ tönte an mein Ohr. Im Nu bin ich bereit, binde die Schlinge ab, trete seitwärts und stehe dann, mich langsam aufrichtend, am Überhang. Etwas rückwärts erscheint er mir; ich weiß nicht recht, ob ich diesen oder jenen, noch so freund-

lich aussehenden Griff benutzen soll. Hochgreifen, nachtreten, nochmals hochklagen, dann bin ich darüber. Ich folge der Spur eines Risses, der so schmal ist, daß ich nur die Rechte hineinpresse. Aber jetzt ist es ein herrliches Steigen! Meter um Meter lege ich zurück; mit unablässigem Hochgreifen und weiten Spreizschritten komme ich vorwärts, wende mich nach rechts und stehe dann, zuvor noch eine dünne Rippe recht zart und behutsam behandelnd, beim Freund. Hier ist gut sein . . . denke ich und setze mich neben ihn. In einer riesigen Verschneidung, dergestalt, daß zwei Wandfläskchen stumpfwinklig aufeinandertreffen, liegt ein übermannshoher Block eingefeilt. Wir sitzen auf seiner dreieckigen Kläskche und hier neben der rauschenden, zitternden, Birke rauchen wir eine Zigarette, den Vorschuß auf die Gipfelseligkeit . . .

Wir müssen uns beeilen, von Westen kommt eine dunkle Wolkenwand drohend herangewalzt und wir sind noch nicht aus der Wand heraus. Herbert, der Unermüdlische geht wieder, ich blicke ihm nach und verfolge aufmerksam seine Arbeit im Sels. Er nähert sich dem Überhang, der den Weiterweg versperrt. In einer recht brüchigen Verschneidung steigt er aufwärts. Immerfort springen flappernd und scheppernd Tritte und Griffe an mir vorüber und verschwinden in der Tiefe. Überhängendes Gewand zwingt jetzt Herbert vorsichtig und langsam weiterzugehen, bis an einem tiefen, höhlenartigen Einschnitt er den Karabiner in den Ring einschnappen lassen kann. Singend trifft der Klang mein Ohr, ich bin jetzt nur noch Spannung. Gebanntes Auges sehe ich, wie jetzt der Körper des Freundes sich abdrängt, loslöst von der Wand, ich gebe mit sachtem Schwingen das Seil nach, jetzt greift er hoch, tritt unter den Sims, da . . . einen Augenblick bin ich angefüllt zum Bersten mit fiebernder, zagender Angst um ihn . . . Ganz lang-

sam schiebt sich der Körper hoch, da oben im Abendlicht vor dem tintigen Himmel stehend, die Beine rasten nach, jetzt die Süße, langsam verschwindet er. Das Seil beginnt rascher durch meine Hände zu laufen, dann stoßt es für einen Augenblick, ich harre erneut einer Entscheidung, da dringt, mich wie aus einem Kerker erlösend, das Wort an mein Ohr: „Ich hab's geschafft!“ Noch einige Meter gebe ich das Seil frei, dann ertönt der Befehl für mich zum Nachkommen. An steiler Felsplatte, die Hände hinter eine Rippe legend und fest mit dem Fuß auftretend, um mich aller Reibung zu versichern, schiebe ich mich in der Verschneidung aufwärts. Das vorher die Tiefe verhüllende Blätterdach sinkt an mir vorbei und ich bin, nur noch durch das nach oben kriechende Seil mit dem Kameraden verbunden, allein, allein im Sels. Die anfänglich schiefe Verschneidung richtet sich auf, ich vermag hinter der Rippe das rechte Bein zu verklemmen, sitze einen Blutschlag lang still und blicke an der ins Bodenlose hinabschießenden Wand herunter auf die gelbe Wegspur des Gabrielensteiges. Ein, zwei Spreizen bringen mich an den Ring, der, zu weit links liegend, für die Sicherung insofern ungünstig sitzt, als das durchlaufende Seil beim Anziehen mich aus meinem Stand zu reißen droht. Ich nehme zwei Meter Seil zurück, taste mit der Linken nach dem Karabiner, lehne den Körper wieder nach rechts hinaus und erkenne jetzt an der Kante des Überhangs den feinen Riß, der zum Gipfel führt.

Ich stemme mich hoch, hänge für einen Augenblick nur an den Händen — werden die Griffe halten? — und sehe wieder durch die Beine hindurch, auf den Weg tief unter mir . . . Ich probiere die Griffe und einem brüchigen Zacken den Garaus machend, öffne ich die Hand und lasse ihn fallen. Er verschwindet lautlos, ohne eine einziges Mal an der Wand anzuschlagen . . .

Ein gewaltiger Klimmzug reißt meinen Körper hoch. Ich vermag den Fuß in den schmalen Spalt zu pressen, stehe eine Sekunde frei, wie der Freund vorhin und, ein Pfeifen entringt sich meiner Brust, sehe den Riß in seiner ganzen Länge vor mir.

Zwei, drei Mannslängen noch, dann kann ich mich drehen und auf ein winziges Band gelangend, ruhe ich mich nun für einen Augenblick aus.

Hoch über Allem, was da unten jetzt in nächstlicher Schwärze, in flatterndem, fochendem Nebel zu versinken beginnt, schmiege ich mich in die winzige Höhle und erhasche mit den Fingern der Linken einen Zweig Heidekraut. Ich berge ihn in meiner Mütze und beginne das letzte Stück des Weges, den sich allmählich öffnenden Riß, emporzusteigen. Zwei Seilschlingen mit flappernden Karabinern, dazu das Seil, was uns verbindet, liegen um Brust und Schultern, ich habe alle Mühe, wenigstens mit der Schulter im Riß zu bleiben, immer versucht mich das Klettergepäck hinauszudrängen. Aber ich zwingte es noch, freilich geht es jetzt im sparsamen Tempo aufwärts. Unzählige Male habe ich die Arme und Beine beugen müssen, kein Wunder, wenn ich jetzt beginne müde zu werden . . .

Dann steige ich, der Riß hat sich zum engen Kamin vertieft, auf einer Plattform aus, Herbert geht sofort über den Kamin die letzten Schrofren hinauf zum Gipfel. Ich nehme lässig das Seil zusammen, zwei rasche Schritte bringen mich dann an seine Seite. Gemeinsam betreten wir den Gipfel. Wir reichen uns die Hände, stumm, wortlos pressen sich unsere Finger, noch ganz im Banne des Erlebnisses, was wir gesucht haben und was über unsere Seelen hinbrauste, wie ein Sturmwind . . . Ich lasse in Herberts Hand das Heidekraut gleiten, ein stiller Dank ist es für seine Kameradschaft.

* * *

Nach Tagen sitze ich in meinem Zimmer, um mich herum liegen Bücher, seit meiner Selsfahrt suche ich nach einem Wort, das mich, weil ich es nicht finden konnte, wie ein Alb drückte. Ich schlage ein Buch auf, blättere hin und wieder, und — meine Brust dehnt sich — lese in Schopenhauers „Apborismen“:

„Statt dessen sollten wir jede erträgliche Gegenwart . . . in Ehren halten, stets eingedenk, daß sie eben jetzt hinüberwalle in jene Apotheose der Ver-

gangenheit, wofolbst sie fortan, vom Lichte der Unvergänglichkeit umstrahlt, vom Gedächtnisse aufbewahrt wird, um, wenn dieses einst, besonders zur schlimmen Stunde den Vorhang lüftet, als ein Gegenstand unserer innigen Sehnsucht sich darzustellen . . .“

Ich blicke auf, sinne über diese Worte nach, die so unendlich viel Tröstendes in sich bergen, und vor meinen Augen steht das Bild eines Gipfels, das Bild einer Selsfante . . .

Requiem

Friedrich Hebbel

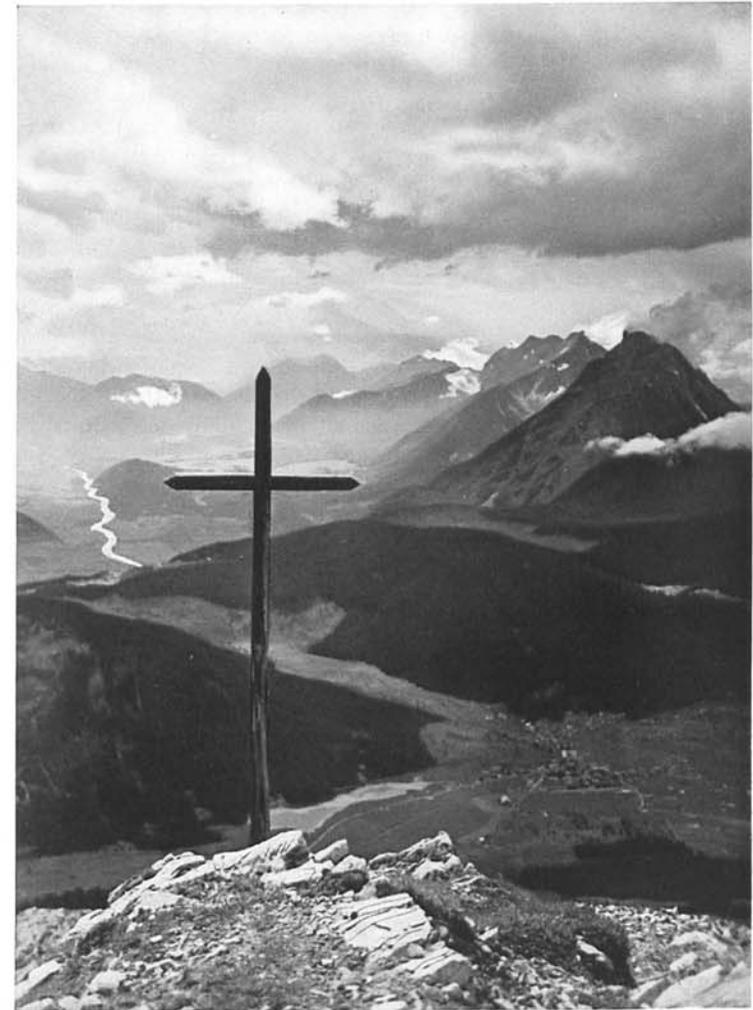
*Seele, vergiß sie nicht,
Seele, vergiß nicht die Toten!*

*Sieh, sie umschweben dich,
schauend, verlassen,
und in den heiligen Gluten
die den Armen die Liebe schürt,
atmen sie auf und erwärmen,
und genießen zum letztenmal
ihr verglimmendes Leben.*

*Seele, vergiß sie nicht,
Seele, vergiß nicht die Toten!*

*Sie umschweben dich,
schauend, verlassen,
und wenn du dich erkältend
ihnen verschließt, erstarren sie
bis hinein in das Tiefste.
Dann ergreift sie der Sturm der Nacht,
dem sie, zusammengekrampft in sich,
trotzten im Schoße der Liebe,
und er jagt sie mit Ungestüm
durch die unendliche Wüste hin,
wo nicht Leben mehr ist, nur Kampf
losgelassener Kräfte
um erneuertes Sein!*

*Seele, vergiß sie nicht,
Seele, vergiß nicht die Toten!*



In memoriam!

Vom Sinn des Bergsteigens

(„Die Ganzen und die Halben“)

Waldemar Pfeilschmidt

Die einfachste Beobachtung lehrt, daß von den sehr zahlreichen Menschen, welche mit den Bergen in Berührung kommen, verhältnismäßig nur wenige in dem Sinne reagieren, daß sie „Bergsteiger“ werden; die größere Zahl verhält sich den Bergen gegenüber gleichgültig oder geradezu ablehnend. Welche psychologischen Momente dazu führen, daß — auch bei seelisch hochdifferenzierten Persönlichkeiten — in dem einen Falle die Reaktion im Sinne des Bergsteigertums eintritt, im anderen ausbleibt, kann, wenigstens zurzeit, ebensowenig gesagt werden, wie wir außerstande sind das Wesen einer künstlerischen, technischen, wissenschaftlichen Begabung oder Genialität zu „erklären“. Ob dies überhaupt je gelingt, ist fraglich. Wir werden uns hier auf den Standpunkt der positivistischen Philosophie zurückziehen müssen, welche in einer möglichst vollständigen Beschreibung auch die möglichst vollständige Erklärung erblickt. — Wir müssen also in jedem Falle, in welchem jemand Bergsteigen betreibt, eine hypothetische seelische (z. T. angeborene z. T. erworbene) Veranlagung („Begabung“, „Interesse“) zum Bergsteigen voraussetzen. In einem näheren Verständnis der seelischen Grundlagen des Bergsteigens bez. des Begriffes „Bergsteiger“ erscheint folgende, der ärztlichen Wissenschaft entnommene Methodik sehr brauchbar: Wie wir bei Erkrankungen, deren eigentliches Wesen und deren Ursachen uns bis jetzt unbekannt sind

(z. B. dem Jugendirresein), mit zur näheren Erforschung dieser Erkrankungen an die schwersten und ausgeprägtesten Formen halten müssen und von da aus erst die weniger ausgeprägten oder Übergangsformen richtig beurteilen und systematisieren können, so müssen wir auch bei psychologischen Betrachtungen über das Wesen des Bergsteigertums vom (Ideal-) Typus des „großen“ oder „vollendeten“ Bergsteigers ausgehen.

Bei dem Bemühen, eine Theorie aufzustellen, die der unerschöpfbaren Bunttheit und Mannigfaltigkeit seelischer Äußerungen auf dem Gebiete des Bergsteigens gerecht wird und es soweit gestattet, jede einzelne Persönlichkeit, die sich mit Bergsteigen befaßt, unserem Verständnis näher zu bringen, boten sich mir weiterhin noch folgende Elemente dar:

Schon seit langem ist in der Philosophie und Psychologie die Bedeutung des Symbols, d. h. des Sinn- oder Vorbildes erkannt worden. Insbesondere hat Vaibinger in seiner „Philosophie des Als-Ob“ dargetan, daß das Symbol zu den „nützlichen Illusionen“ gehört und die Grundlage des Ideals bildet. (Also gehören hierher alle im gewöhnlichen Leben sogenannten Ideale, welche logisch genommen eben nur Fiktionen (Erdichtungen) sind, dagegen praktisch einen ungeheuren welthistorischen Wert besitzen. Das Ideal ist eine in sich widerspruchsvolle und mit der Wirklichkeit in Widerspruch

stehende Begriffsbildung, welche aber ungeheuren weltüberwindenden Wert besitzt“.) Vaibinger weist nach, daß die Grundelemente seiner Lehre sich schon bei den großen klassischen Philosophen (Kant, Schopenhauer, Ed. v. Hartmann, Nietzsche) nachweisen lassen. — In der medizinischen Psychologie ist der Begriff des Symbols zur Erklärung neurotischer Erscheinungen namentlich von den Freud-Schülern Adler und Stekel fruchtbringend verwertet worden. 1907 hat Heinrich Steiniger (in einer leider in einer graphologischen Zeitschrift vergrabenen Abhandlung) Grundlegendes zur Psychologie des Alpinismus geschrieben und ist dabei nach H. Kaiser (Zur Psychologie des Alpinismus, Mittlgn. des DÖW. 1924, Nr. 22, siehe ferner G. E. Lammer in „Jungborn“), auf dessen Ausführungen hier besonders hingewiesen sei, „auf dem Wege eines gewissen Symbolismus dem Ziele ziemlich nahe gekommen“. Folgendes sei nach Kaiser (a. a. O.) aus Steiniger und den Schriften derer, die sich seinen Anschauungen angeschlossen, bez. sie vertieften und ergänzten, angeführt:

Steiniger: „Der Berg ist gleichsam überladen mit ihm auszeichnenden Symbolen, die alle in die Hand dessen übergehen, der ihn besiegt; seine ungeheure Größe, sein trotziges Über-die-Welt-Emporragen, seine Unabhängigkeit von menschlichem Geschehen, die gigantische Macht der zerstörenden Kräfte, seine Unberührtheit, seine Verwandtschaft mit Licht und Äther, seine ewige Unveränderlichkeit — sie alle sind Momente der Stärke, Größe, Macht, die der Alpinist mit jeder bezwungenen Wand, jedem erkletterten Kamin ihm stückweise entreißt, um sie dem eigenen Ich einzuverleiben, bis mit dem Betreten des Gipfels die gigantische Leistung als gigantische Kraft- und Machttempfinden die Seele des Siegers erfüllt“.

Oskar Erich Meyer: „Was sind uns die Berge? Ein Symbol für die große, ziel-

lose Sehnsucht, die bewußt oder unbewußt in uns allen wirkt; die nach den Sternen greifen möchte und doch nur kleine Schritte machen kann; die deshalb erreichbare Bilder des Lebens zu Sinnbildern macht für das ewig dunkle Ziel, nach dem der Wille des Lebens tastet“.

Heinrich Pfannl: „So ward mir mein Tun in den Bergen allmählich zum äußeren Symbol meines inneren Erlebens. . . Alles wird dem geschärften Blicke zum Gleichnis und überall sucht er symbolische Werte und erkennt dabei: das Gebirge ist die vielseitigste und glücklichste Quelle aller Symbolisierung inneren Erlebens“.

Kaiser ist der Ansicht, daß das Symbol ein zu dehnbarer und vieldeutiger Begriff sei, um sich bei einer kritischen Untersuchung des Verhältnisses von Alpinist und Gebirge fruchtbringend verwerten zu lassen. Er prägt daher, ausgehend von der Grundlage aller erkenntnistheoretischen Forschung, dem Verhältnis zwischen Subjekt und Objekt (der Ideenwelt und Sinneswelt Platons) und unter Hinweis auf die nur zeitweise und in Ausnahmefällen gelöste Spannung zwischen beiden (dann nämlich, wenn sich Subjekt und Objekt in der Idee aufheben, woraus ein Zustand größtmöglichen Glücksgefühls entsteht), „um die bejahenden, kongruenten Beziehungen zwischen Subjekt und Objekt, zwischen Mensch und Natur richtig und jede Mißdeutung ausschließend zu bezeichnen“, den Begriff der „Konfordanz“ (Übereinstimmung). Je reicher, vielseitiger, vielfältiger nun Subjekt und Objekt an Eigenart und Charakter, Größe und Tiefe sind, je mehr sich in diesen beiden einander gegenüberstehenden Welten, der Welt der Ideen und der Welt des Sinnfälligen Komplementäres, Wesensverwandtes, Wesensgleiches findet, je reiner also die gegenseitige Konfordanz ist, um so mehr besteht die Möglichkeit, daß das Subjekt im Objekt seinen vollendeten Ausdruck findet, daß sich der

Dualismus von Subjekt und Objekt in der Idee aufbebt“.

Ich bin — und diese Gedanken sind meines Wissens noch nicht ausgesprochen worden — der Ansicht, daß sich eine Verschmelzung des Symbolismus und der Kaiserschen Lehre von der Konfordanz, wie sie hier in ihren Grundgedanken wiedergegeben werden, vornehmen läßt, indem man in der Konfordanz die, sei es völlige, sei es teilweise sinnbildmäßige Verankerung, den sinnbildhaften Wiederhall, die sinnbildmäßige Verkörperung des Lebens, der seelischen Persönlichkeit des einzelnen Bergsteigers mit dem Bergsteigen erblickt. Die Kaiserschen Worte: „Nach alledem brauche ich nicht weiter auszuführen, was das Gebirge dem Bergfreund, dem Bergsteiger ist, sein kann: im Grunde das, was ein jeder selber ist“, wären unter diesem Gesichtswinkel so zu denken: Das Bergsteigen vermag uns ein Erlebnis nur so weit zu vermitteln, als es die eingangs erwähnte Veranlagung zuläßt; beim Vollbergsteiger ist das gesamte Leben im Bergsteigen sinnbildhaft verkörpert, bei den „Übergangsformen“ nur Teile der gesamten Lebensinteressen.

Zur Veranschaulichung der hier vorgetragenen Lehre können wir uns das „Leben“, die Einzelpersönlichkeit (also das Subjekt) einerseits und die Berge, das Bergsteigen (also das Objekt) andererseits als je einen Kreis vorstellen, die sich je nach dem Einzelfall ganz oder teilweise decken oder völlig getrennt sind. Dort, wo sich die Kreise decken, wo ihre Mittelpunkte zusammenfallen, ist der (Ideal-) Fall des vollendeten Bergsteigers gegeben, dem das Bergsteigen in allen Teilen und jeder Hinsicht ein Sinn- und Spiegelbild seines Lebens und umgekehrt das Leben im Sinnbild des Bergsteigens darstellt. Beim Nicht-Bergsteiger haben demgegenüber die Kreise des Lebens und Bergsteigens keine Berührung.

Die Erfahrung lehrt, daß die „Ganzen“

im Bergsteigen, wie im Leben überhaupt, zu den Ausnahmen gehören. Wir müssen die Mehrzahl der Bergsteiger dort unterbringen, wo sich die Kreise „Leben“ und „Bergsteigen“ nur teilweise decken, wo sich nur ein Teil der Lebensinteressen im Bergsteigen gleichnishaft widerspricht. Je mehr sich die Mittelpunkte der Kreise von einander entfernen, um so geringer ist der symbolische Anteil des Lebens am Bergsteigen, um so weniger ist der Betreffende als Bergsteiger zu werten.

Daß die „Konfordanz“ ihrer Ausdehnung und Tiefe nach nicht allein von angeborenen Charaktereigenschaften sondern auch von äußeren und willensmäßigen Einflüssen abhängig ist, suchte ich schon früher (s. „Bergsteiger“, März 1930, Nr. 124) unter der Empfehlung einer möglichst allseitigen geistigen Ausbildung darzulegen.

Man kommt also nicht um die Feststellung herum, daß die Mehrheit der Bergsteiger zu diesen „Halben“ oder, um in der Ausdruckweise des eingangs erwähnten Beispiels aus der ärztlichen Wissenschaft zu bleiben, zu den „Übergangs- und Kümmerformen“ gehört.

Wir stimmen Kaiser (a. a. O.) vollkommen zu, wenn er sagt, daß wir ein völlig getreues Bild der Wirklichkeit nur durch eine psychologische Analyse des einzelnen Bergsteigers erhalten können. Jedoch — soll uns dieses Bild der Wirklichkeit nicht in einzelne unzusammenhängende Begriffe zerfließen, so können wir, wie in der Wissenschaft überhaupt der Aufstellung von Typen oder Gruppen, innerhalb deren dann diese Individualanalyse vorzunehmen wäre, nicht entraten. Zur Aufstellung solcher Gruppen oder Typen bietet die hier vorgetragene Theorie die Handhabe: Wir lernten den Typus des Vollbergsteigers, des Nichtbergsteigers und des „Halben“ kennen. Da die letzteren wie gesagt die Hauptmasse der Bergsteiger bilden, beanspruchen sie unser

besonderes Interesse und wir versuchen hier — ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu machen und anderen zur Anregung, aus dem Schatze ihrer Erfahrung die Typologie des „Halben“ zu ergänzen — eine Anzahl von Typen solcher „Übergangs- und Kümmerformen“, bei denen „sich nur ein Teil der Lebensinteressen im Bergsteigen gleichnishaft widerspiegelt“ aufzuzählen. Als besonders markante und z. T. unerfreuliche Typen seien hier nur genannt: der „Sammler“, der „Statistiker“, der nur Berge besteigt, um die Zahl der Gipfel und den „Wirkungsgrad“ der Schwierigkeit der Wege zu registrieren, der „Techniker“, der „Theoretiker“, der immer Führende und der immer Geführte, der „politische Bergsteiger“, der Rohling, der Kraftmeier („Schmelings Kauf ist mehr wert als Goethes Faust“), das alpine Großmaul, endlich der auf seinen Lorbeeren ruhende, allen Schwierigkeiten des Bergsteigens und des Lebens mit Routine ausweichende, alles wissende und nur noch auf Wahrung seines Prestiges bedachte „Altmeister“ (mit der Abart des „Bonzen“.) Eine Sonderstellung trauriger Berühmtheit nimmt der Typus jener Bergsteiger ein, welche sich zur Lösung ihrer Probleme der sog. künstlichen Hilfsmittel bedienen haben bez. noch bedienen. Doch fügen auch sie sich zwanglos in die dargelegte Theorie ein, lehrt doch die Geschichte des Bergsteigens, daß solche „Bergsteiger“ sich auch im Leben gern unerlaubter Kniffe und Ränke zur Überwindung ihnen unbequemer Situationen bedienen haben und noch bedienen. Ihnen möchte man, soweit unsere Bergwelt in Frage kommt — zwar etwas nachträglich, aber nicht zu spät — im Stile Schopenhauers (s. seine Abhandlung „Über die Universitäts-Philosophie“) zurufen: „... alles einzig und allein um Erstersteigungen und neue Wege herauszubringen, nur Erstersteigungen und neue Wege, um jeden Preis Erstersteigungen und neue

Wege! — Ich möchte den Herren unmaßgeblich zu bedenken geben, daß immerhin Erstersteigungen und neue Anstiege viel wert sein mögen, sich aber doch etwas fenne, das jedenfalls noch mehr wert ist, nämlich die Redlichkeit; Redlichkeit wie im Handel und Wandel und Denken, so auch im Bergsteigen: die sollte mir um alle Erstersteigungen und neue Wege nicht feil sein!“

* * *

Unendlich an Zahl und Art, unendlich und unerschöpflich wie das Leben selbst, sind die „Sinn-Bilder“, welche die Berge, das Bergsteigen enthalten. Den Seltenen sind die Berge, wie dargetan, Sinnbilder des ganzen Lebens, dem größeren Teil der Bergsteiger solche eines Teiles des Lebens, eines Lebensauschnittes. In großer Fülle finden sich im Schrifttum Stellen, welche man sinnbildhaft auf das Bergsteigen anwenden kann. Es würde sich verlohnen, einmal die wichtigsten und schönsten dieser „Bergsteigersprüche“ im weitesten Sinne aus der Literatur zusammenzustellen. Besonders die Werke Friedrich Nietzsches dürften in dieser Hinsicht eine Fundgrube bilden. — In froher wagemutiger Jugend mag uns neben all den anderen mitklingenden Motiven als Leitmotiv unseres Handelns im Leben wie im Bergsteigen wohl (bewußt — unbewußt) das Goethesche: „Denn wer Gefahr und Tod nicht scheut, ist Herr des Lebens, Herr der Geister“ vorschweben. — Doch je mehr mit zunehmendem Alter die Gipfelschau des Lebens sich weitert und je länger man Bergsteigen betreibt (gerade darin, wie lange einer am Bergsteigen festhält, zeigt es sich, ob er den Namen eines Bergsteigers verdient oder nicht), um so mehr gelangt man zu der Überzeugung, daß unserer Liebe zu den Bergen eine Weltflucht zugrunde liegt. Und so besteht gerade bei dem Bergsteigen der Besten ein tieferer symbolischer Zusammenhang

zwischen ihrem Flüchten vor der Unrast der Welt (mit ihren „Chauffeurtypen“ und ihrer industriellen Gefinnung) in die Einsamkeit der ewig verjüngten und ewig verjüngenden Natur mit dem Sinn der von ihrem Urheber freilich anders gemeinten, von uns aber nach Bergsteigerart ins Positivistische umgebogenen Dichterworte Schopenhauers

„Wenn alles bricht, so bleibt uns nur Rückkehr zum Urquell der Natur.“

* * *

Und abermals beschwöre ich den Geist des großen Philosophen herauf. Er leiht mir (die Stelle findet sich in seinem Hauptwerk: „Die Welt als Wille und Vorstellung“) die Form (nicht den Inhalt!) zu folgendem Nachwort voll bitteren Humors: Ich bin mir bewußt, in den vorstehenden

Ausführungen die heiligsten Gefühle unserer Herren Sprachreiner verletzt zu haben, indem ich mehrfach fremdsprachliche Ausdrücke anwandte. Ich konnte aber nicht umhin, dies zu tun, da, wie ich schon früher auseinandersetzte, gewissen Fremdwörtern Unwägbarkeiten anhaften, die durch die Verdeutschung verloren gehen; zu anderen aber wollte ich denjenigen Bergfreunden, denen ich in diesen Zeilen einen Spiegel vorhielt, und welche darüber wohl etwas dekonziert sein werden, eine kleine Wohlthat zufließen lassen, indem ich ihnen Gelegenheit eröffnete zu der Verdächtigung ich habe mich absichtlich nicht hinreichend gemeinverständlich ausgedrückt oder um „künstliche Hilfsmittel“ (Verdrehungen, Totschweigen, Arrangements von „Reinfällen“) gegen mich anzuwenden. —



Das Bild auf Seite 119 stellt dar »Wetterwolken über dem Inntal (Karwendelkette)«. Bildprobe aus dem alpinen Prachtwerk *Blodigs Alpenkalender 1932*, RM 3.20. Verlag Paul Müller, München



Spurende Bretter
Verlag Bruckmann, München

... und sie träumen: Schnee

Walter Skell

*Sie stehen am Fenster.
Sie starren hinaus.
Draußen ist alles grau.
Leise sind ihre Fäuste gespannt.
Die niemand als sich anerkannt.
Sie stampfen: Schnee.*

Sie kommen zusammen.
Sie sprechen im Kreis.
Föhn blakt von Süden her.
Sie werden ruhig und entspannt.
Sie erinnern sich,
Daß sie ein Buch, Musik, eine Frau gekannt
Und sie träumen: Schnee.

Sie lachen auf einmal
Und tollern hinaus.
Weiß fällt es und ist im Raum.
Erst treten sie langsam und unsicher auf.
Der Schnee wächst wie ein Baum.
Und mit Kindergesichtern
Geben sie sich ihm hin.

Eingeschneit

Fritz Müller-Partenkirchen

In diesem Winter hatte es uns einmal eingeschneit. Oben im Gebirge war es, in einer Schutzhütte. Zuerst dachten wir, es sei ein Unglück. Aber nach einer Weile erkannten wir, es war ein Segen. Und als wir endlich aus dem Schnee ins Tal hinuntersteigen konnten, nahmen wir einen Voratz mit: Wir wollen uns von Zeit zu Zeit einschneien lassen, damit wir wieder werden, was wir – sind.

In den Städten unten sind wir es nämlich nicht. Im Getriebe der Städte sind wir eingeknüpft in ein Wirrsal von Besorgungen und Erledigungen. In den Städten sind wir, was die anderen aus uns machen. Sind wir, was die anderen von uns den-

fen. Sind wir, was die Uhr befiehlt und die Konzertprogramme und ein Bündel Briefe oder Telegramme. Aber eingeschneit in einer Alpenhütte, finden wir uns plötzlich nach dem ersten Schrecken und dem ersten Gähnen auf uns selbst zurückgeworfen. Die Besorgungen fallen ab und die Erledigungen. Alle Post wird fadenscheinig und alle Konzertprogramme. Geruhig tickt die Uhr, und ihre Zeiger weisen auf keine Zusammenkunft, die man nicht versäumen darf, und auf keinen dringlichen Termin. Sondern auf einmal siehst du, wie diese Zeiger ihre Spitzen auf dich selber richten, und wie mahnend aufgehobene Finger von dir verlangen; werde, was du bist. Und

immer schaust du wieder zum Fenster hinaus, wo der Schnee schon bis zum halben Rahmen geht, und prüfst unbehaglich, ob du dir nicht doch aus dem Wege gehen und ins Tal hinuntersteigen kannst. Aber schließlich siehst du, es nützt nichts, und du mußt schon mit dir selber fertig werden. Erst versuchst du es nochmals mit der Hütte. Aber die Holzbalken, die paar Kochgeschirre und der Kalender vom vorigen Jahre sind doch keine Dinge, die einen kultivierten Menschen länger als fünf Minuten fesseln könnten. Unten im Tal bist du mit solchen Dingen mit einer Minute und weniger ausgekommen.

Da aber merkst du in deinem eingeschneiten Zustand, daß die Dinge plötzlich einen anderen Zeitwert kriegen. Nun hast du schon eine Viertelstunde an dem Holz der Hütte herumgeklopft, hast du an einem Balken aufmerksam die Jahresringe gezählt, hast dich gewundert und besonnen über den hellen Harztropfen, der aus einem Holzstück tränt. Und dann hast du dich eine ganze Weile mit dem einfachen Geschirre beschäftigt, hast dich vertraut gemacht mit den weißen und blauen Bauerblümchen, die man auf die gelben Schüsseln draufgemacht hat. Und nun ertappe ich dich gar dabei wie du schon seit zwei Stunden in dem Kalender vom vorigen Jahre blätterst. Nein, nicht blätterst. Geblättert hast du unten in den Städten, wo dein Leben von Besorgungen und Terminen umstellt war. Hier oben, in der eingeschneiten Alpenhütte ließt du, Herrgott, wie lange hast du schon nicht mehr gelesen. Immer nur geschlungen oder überflogen. Und wie lange ist es her,

daß du Zeit und Lust gefunden hast, selbst Meisterwerke zweimal durchzulesen. Und jetzt? Jetzt ließt du mit Behagen diese simplen Kalendergeschichten zweimal, und allerhand gute Gedanken steigen dir auf dabei. Gedanken, die aus Tiefen in deinem Innern kommen, wo du nie geschürft hast, weil keine Zeit war, hinabzusteigen, vor lauter Lesehoff, der zu „erledigen“ war, anstatt zu genießen. Und mit einem Male merkst du, wie das Holz, das Kochgeschirre und der Kalender Freunde von dir werden, die dich bei der Hand gefaßt haben. Die dich nicht mehr loslassen, bis sie dich zu ihnen geführt haben, zu dir verführt haben. Und so kommt es, daß das Eingeschneiten in der Hütte dir zu einem lang entbehrten Segen wird. Daß du dir vornimmst, nicht mehr so zu hasten, wenn du wieder in die Stadt kommst. Daß du die Dinge, welche dich in deiner Arbeit drunten umgeben, nicht mehr abtust und darüber hinfährst wie ein Irlischt. Sondern daß du dir mit ihnen Zeit nimmst, damit sie sich auch mit dir Zeit nehmen und dir dazu verhelfen, der zu werden der du bist. Ja, ja das alles lehrt die eingeschneite Hütte. Und wenn du, der du noch nie in einer solchen warst, mir es nicht glauben willst – gut, versuch' es selbst im nächsten Winter. Steig den Berg hinauf, und laß dich ein Täglein oder zwei einschneien in der Alpenhütte. Und wenn dich dann der Schnee und die Hütte wieder freigegeben haben für die Stadt und für einen Brief an die Redaktion, dann nimm ein Stück Papier und einen Federhalter und – berichte.



Wintersonne im Aschberggebiet

W. Fiehl, Dresden

Jede Landschaft hat ihre hohe Zeit; sei es, daß duftender Blütenschnee Berg und Tal erfüllt oder weite Wälder des Flachlandes im jungen Grün des Maien prangen, sei es, daß die schattigen Kastanienalleen wohlgepflegter Parkanlagen ihre roten und weißen Kerzen aufstecken, sei es, daß der farbenprächtige Herbst die heimatischen Gefilde schmückt, jede Landschaft hat ihre hohe Zeit, in der sie sich dem Naturfreunde in ihrer ganzen ursprünglichen Schönheit und Eigenart offenbart. Die hohe Zeit des Aschberges ist der Winter. Wenn Neuschnee die steilen Berglehnen und weiten Wiesenhänge mit dem weißleuchtendem Teppich bedeckt, wenn des Vogtlands ausgedehnte Waldungen mit schimmerndem Weiß überwattet oder silberstarr und raubreifglitzernd in Eisfesseln ruhen, wenn dazu mildes Sonnenlicht das Landschaftsbild golden umrahmt, dann sieht man dieses herrliche Gebiet in seiner eigensten Gestalt.

Und nun hinausgeflogen in Vogtlands Gau! Wintersonne liegt rings auf den Schneehängen Klingenthal! Ein strahlender Morgen, doppelt schön im Schmuck des Winterzaubers, lockt ins Freie. — Man steigt zur Höhe, will fliehen aus der Drangsal der Gegenwart, die Sorgen des Alltags von sich werfen. — Die Klarheit des Tages weitet den Blick zu den frisch beschneiten Gipfeln. Ungehemmt fließen die stummen, weißschimmernden Schneeweiten ins Tal, ein leuchtend blauer Himmel wölbt sich über dem winterlichen Bergeskranz, und freudig trunken schweift das Auge über glitzernde Weiße, funkelnde Unendlichkeit. Tiefer und tiefer sinken die Wohnstätten der Menschen. Drumten im engen Talgrund dehnen sich Straßen und Gassen, und hoch

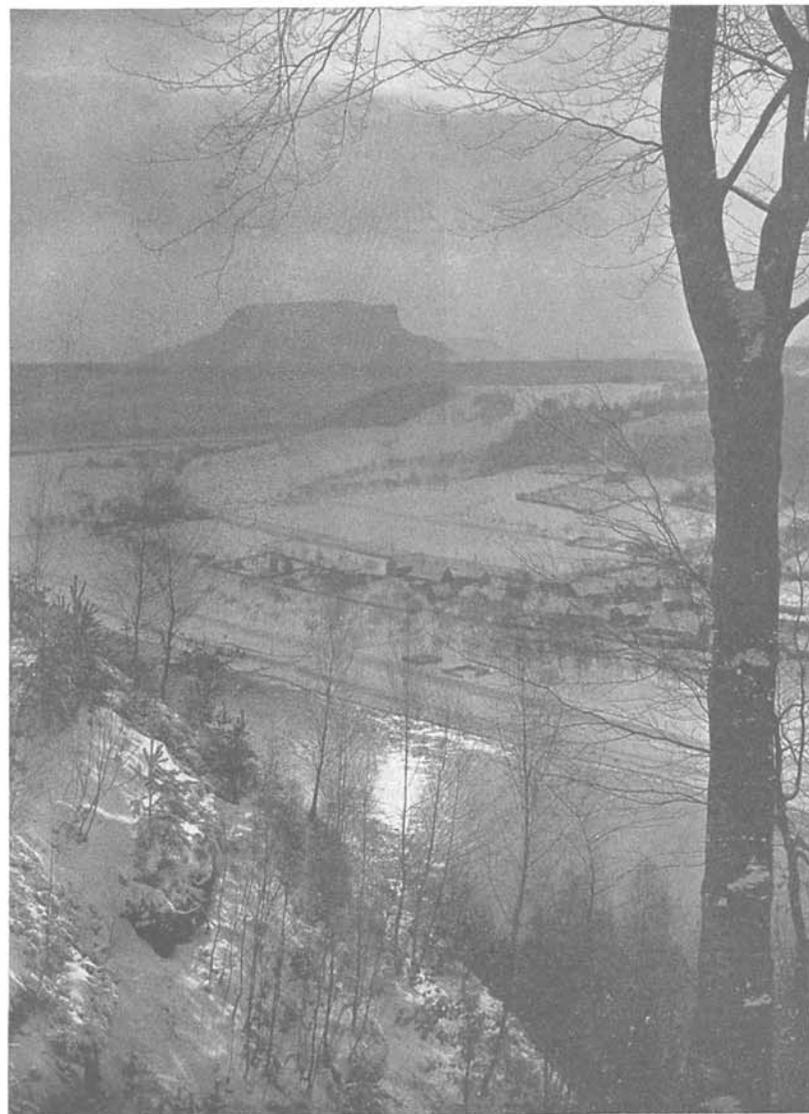
über dem langgestreckten Markt, in der befreienden Luft der Höhen, geht es dahin. Unermüdlieh, fast lautlos gleiten die Brettel vorwärts im gleichen Takt der stampfenden Stöcke. — Die Brust atmet tief, rein und klar strömt Luft in die Lungen, erfüllt den Körper mit einem unbefehrblichen Hochgefühl, mit einem Rausch ohnegleichen.

Vom Aschberg her grüßen verschneite Höfe, eingebettet in die weichen Schneepolster sonnbeshienener Hänge. Dort oben erwartet den Skiläufer ein wundervolles Gelände, verheißt ihm höchste Freude und schrankenlosen Genuß. Schon tummeln sich Gestalten bunt und mannigfaltig auf weißleuchtender Fläche, schwelgen im köstlichen, kristallinen Pulverschnee. — Unberührte, wenig und dichter bevölkerte Zonen wechseln einander ab, ein jeder findet das erträumte Fleckchen. Skischnäbel saufen talwärts, stampfen bergauf zerfurchen die weißen Gefilde mit zahllosen Linien, und jung und alt ist beglückt vom Rausch des weißen Sportes.

Am Gipfel, im vogtländischen Stüberl der Jugendherberge, wird Rast gemacht; das Innere, zweckmäßige Einfachheit und dennoch wohlthuende Behaglichkeit, lockt zum Sitzenbleiben, zu längerem Verweilen.

Doch weiter geht die Fahrt, hinein in des Märchenwaldes Heiligtum! Knisternd dehnen sich Kiefern und alte Wettertannen im eisgepanzerten Winterkleide, leise seufzend schütteln sie die stäubende Last zu Boden, die schon allzuschwer auf weitgebreiteten Nadelarmen lag. Auf tiefverschneiten Wegen saufen die flinken Bretter jetzt zu Tal, klettern dann wieder bergwärts zur nächsten Erhebung, dem ausichtsreichen „Kiel“ und „Schneckenstein“.

Abend ist's geworden! Weitbin nach Westen,



Winternacht am Elbstrom

in glühende Wolfensäume hinein, schweift der Blick. Über Himmel und Erde geht ein wunderbares Farbenspiel, und mit einem Schlage steht weißschimmernde Winterwaldpracht blutrot übergossen da. Wie geschmolzenes Gold rinnt es in den eisumglänzten Zweigen. hauchfeiner Sprühregen rieselt und flimmert, glitzert und gleißt von Wipfel zu Wipfel. Die Bergwelt, Schneekönigs Reich, entzündet sich im Sonnenuntergangsfeuer; schattenhaft erhebt scharf daneben das samtene Blauschwarz der Täler und Runsen. Noch einmal geht letztes Leuchten über den unendlichen Himmelsdom, das scheidende Licht malt seinen Abschied in die traumhafte Stille; das große stolze Schweigen des Winterwaldes. Von berückendem Zauber, ja unaussprechlich schön ist heute

die Ausschau; man kann wohl sehen und staunen, doch nicht in Worten sich erschöpfen.

Vielleicht Tage nur kann man solch Wunder genießen, oft kommt der Nebel, erstickt all die hehre Pracht, all die Schönheit in seinem bleiernen Grau; es kommen die Winterstürme, umbrausen die Gipfel, den Wald, und fahl und starr ist, was noch vor wenigen Stunden in wunderbar leuchtenden Farbenfanal bis ins Innerste ergriffen.

Drum, Freunde, nutzt die Wintertage, wenn sich Natur in schillernden, königlichen Hermelin gekleidet und Winter Sonnenlicht die Landschaft überstrahlt! „Nacht mit Ehrfurcht, und höchstes Erleben wird's euch lohnen!“

Im Alter

Eichendorff

*Wie wird nun alles so stille wieder!
So war mir's oft in der Kinderzeit,
Die Bäche gehen rauschend nieder
Durch die dämmernde Einsamkeit.
Kaum noch hört man einen Hirten singen,
Aus allen Dörfern, Schluchten weit
Die Abendglocken herüberklingen.
Versunken nun mit Lust und Leid
Die Täler, die noch einmal blitzen
Nur hinter dem stillen Walde weit
Noch Abendröte an den Bergesspitzen
Wie Morgenrot der Ewigkeit.*



Obergurgl im Ötztal

Phot. Verlag Bruckmann, München

Winternacht

Nikolaus Lenau

*Vor Kälte ist die Luft erstarrt,
Es kracht der Schnee von meinen Tritten,
Es dampft mein Hauch, es klirrt mein Bart,
Nur fort, nur immer fortgeschritten!*

*Wie feierlich die Gegend schweigt!
Der Mond bescheint die alten Fichten,
Die, sehnsuchtsvoll zum Tod geneigt,
Den Zweig zurück zur Erde richten.*

*Frost! friere mir ins Herz hinein,
Tief in das heißbewegte, wilde!
Das einmal Ruh mag drinnen sein,
Wie hier im nächtlichen Gefilde!*

Silvester

F. R. Pirna

Leis senken sich die Schatten der Nacht auf die Erde, um Baum und Strauch wehen die schwarzen Schleier. Am wolkenlosen Himmel flimmern die Sterne. Heiliger Frieden liegt über Tal und Höhen. — Silvesternacht.

Langsam schleichen die letzten Stunden des alten Jahres. Still schreiten wir durch die Nacht, kein Laut unterbricht die nächtliche Ruhe, nur der Sand knirscht unter dem Tritt der Genagelten. Geisterhaft huschen die Strahlen unsrer Laternen zwischen den Bäumen, die riesige Schatten werfen.

Es ist nicht mehr weit bis Mitternacht, wollen wir zur rechten Zeit den Gipfel erreichen, müssen wir uns tüchtig sputen. Keuchend und schwitzend erreichen wir den Anstieg zum H.-W. an der Gans.

Mit einem hörbaren Krach fliegt die „Pille“ in den Sand, um gleich darauf nach den Kletterlumpen durchwühlt zu werden. Wenige Minuten später stehen wir in Klust da. „Auf in den Kampf“.

Schon ist der Erste über den Anstieg hinweg und wir beide mühen uns redlich, dicht hinter ihm ranzukommen, was aber nicht ganz gelingt, denn unsere altersschwachen Lampen werfen nur einen spärlichen Schein, der unsern Weg nur nordürflig erhellt.

Vier Dresdner Bergfreunde, die hinter uns steigen, treiben uns, kommen wir mal ins Stocken, mit freundlichem Gluche weiter. Glücklicherweise, kurz vor Mitternacht, erreichen wir den Gipfel. Fröstelnd stehen wir beisam-

men, eingehüllt in Finsternis. — Einsam. Kein Laut unterbricht die andächtige Stille. Wir nehmen Abschied vom alten Jahr mit all seinen schönen Stunden, die wir in den Bergen verlebten.

„Da ziehst wie Frieden durch die Brust“. Horch! In der Ferne schlägt eine Glocke Zwölf. Das Ende des Jahres.

Kaum ist der letzte Schlag verklungen, da fallen mit mächtigem Dröhnen die Glocken in der Runde ein, das neue Jahr mit ehernem Munde zu begrüßen.

Stumm drücken wir uns die Hände.

Ein Lied, aus frischen Bergsteigerkehlen kommend, klingt durch die Nacht.

Den Sternen entgegen.

Langsam verhallt es in den Wänden.

Lange noch stehen wir, sinnend und träumend.

Hoffen und Sehnen durchzieht die Brust.

Längst ist es still geworden, als wir den Abstieg beginnen, der nicht so rasch vonstatten geht, denn unsere Laternen wollen garnicht mehr mitmachen.

Vorsichtig, mehr rutschend als steigend, gleiten wir in die Tiefe.

Wohlbehalten kommen wir bei unseren Sachen an, hier genehmigen wir einen kräftigen Schluck aus unserer Flasche, die bis dahin wohlverstaubt im Rucksack lag. Bald sind wir wieder marschbereit und beim Scheine einer ziemlich neuen Lampe gehen, vielmehr stolpern wir in die Nacht, — ins Neue Jahr!



Das Bild auf Seite 129 wurde mit freundlicher Genehmigung den „Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz“ entnommen.